

Sprache, Literatur, Kommunikation –  
Geschichte und Gegenwart 5

Martina Hofmann

**Der Blick vom  
Gipfel auf die Welt**

Ausgewählte Beispiele  
zur Etablierung eines  
literarischen Motivs



Martina Hofmann

# **Der Blick vom Gipfel auf die Welt**

Ausgewählte Beispiele zur Etablierung  
eines literarischen Motivs

---

Sprache, Literatur, Kommunikation  
Geschichte und Gegenwart 5

---

Gießener Elektronische Bibliothek 2015

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Diese Veröffentlichung wird unter der Creative Commons Lizenz BY-NC-ND 3.0 Deutschland (Namensnennung, nicht-kommerzielle Nutzung, keine Bearbeitung) publiziert.

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de>

ISBN 978-3-944682-07-5

URL: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2015/11716/>

URN: urn:nbn:de:hebis:26-opus-117163

Hofmann, Martina:

Der Blick vom Gipfel auf die Welt : Ausgewählte Beispiele zur Etablierung eines literarischen Motivs / Gießen: Gießener Elektronische Bibliothek 2015  
(Sprache, Literatur, Kommunikation – Geschichte und Gegenwart. Band 5)

Zugleich: Dissertation der Justus-Liebig-Universität Gießen, Fachbereich 05, 2014.

---

# Inhalt

<b>1. Einleitung.....</b>	<b>5</b>
<b>2. Erschließung motivgeschichtlicher Grundlagen.....</b>	<b>16</b>
2.1 Faszination Berg. Eine Bestandsaufnahme.....	17
2.2 Berge in Mythologie und Religion: Das Weltenberg-Prinzip.....	22
2.3 Die schönen Berge. Zur Genese ästhetischer Naturerfahrung.....	30
2.3.1 Petrarca und der Mont Ventoux.....	35
2.3.2 Die physikotheologische Entdeckung des Schrecklich-Erhabenen.....	40
2.3.3 Auftakt zu einer neuen Naturpoesie: Barthold Heinrich Brockes und Albrecht von Haller.....	50
2.3.4 Rousseau: „angenehme Zerstreung“ im Gebirge.....	64
<b>3. Beiträge zur Etablierung eines literarischen Motivs.....</b>	<b>77</b>
3.1 Exkurs: Zur Bedeutung des Reisens.....	78
3.2 Kristallisation des poetischen Gipfel-Gefühls im Sturm und Drang.....	87
3.2.1 Das Prinzip der Reiseflucht: Herder als „Philosoph auf dem Schiffe“.....	89
3.3 Romantische Duplizität: Hohe Gipfel – Tiefe Schächte.....	98
3.3.1 Wilhelm Heinrich Wackenroder: „in eine ganz fremde Welt gezaubert“.....	102
3.3.2 Ludwig Tieck: Die Suche nach dem „Wunder aus der alten Zeit“.....	112
3.3.3 E.T.A. Hoffmanns „Erkenntnis der Duplizität“ als Bruch mit der frühen Bergwerk-Romantik.....	121

3.4	Goethes Gipfel – oder: „ich überschau die Welt“.....	135
3.4.1	Frühe Vogesen-Wanderungen als Auftakt zu Goethes „Interesse der Berggegenden“.....	136
3.4.2	Goethe als Reiseflüchtling: Die erste Reise in die Schweiz.....	143
3.4.3	„Freuden Tränen“ auf dem Brocken: Krisenbewältigung am Rande des Abgrunds.....	156
3.4.4	Und wieder die Schweiz.....	164
3.4.5	Mephistophelische Gipfel-Episoden.....	175
3.4.5.1	Zur Lesart: Goethes „Aneignung fremder Schätze“.....	179
3.4.5.2	Walpurgisnacht – Eine Hypothese.....	181
3.4.5.3	Wagners Homunculus als gescheiterter Versuch der Erhebung auf den Gipfel der Wissenschaft.....	188
3.4.5.4	Faust im Hochgebirg.....	216
3.5	Lenz: Der Blick vom Gipfel ins Leere.....	227
3.5.1	Der „Fall“ des Jakob Michael Reinhold Lenz: Ein Absturz vom Gipfel des Sturm und Drang.....	229
3.5.2	Büchners Lenz im Gebirg.....	242
3.5.2.1	Büchner in Straßburg – auf Goethes Spuren durch die Vogesen.....	244
3.5.2.2	Die novellistische Wende: „er stand nun am Abgrund“.....	249
3.6	Heinrich Heines europäische Gipfel-Utopie.....	265
3.6.1	Ein Leben an der Grenze.....	266
3.6.1.1	Exkurs: Heines Kontrastpoesie .....	279
3.6.2	Das Telos: „absonderlich Europa“.....	281
3.6.2.1	Heine als Reiseschriftsteller.....	289
3.6.2.2	Heines Tiroler Gipfel-Vision als europäische Signatur.....	309
<b>4.</b>	<b>Resümee und Ausblick.....</b>	<b>324</b>
	<b>Bibliografie.....</b>	<b>331</b>
	<b>Dank.....</b>	<b>372</b>

## 1. Einleitung

Seit Mitte des 20. Jahrhunderts hat sich innerhalb der deutschsprachigen literaturwissenschaftlichen Forschung im Hinblick auf die Teilgebiete der Stoff- und Motivgeschichte verstärkt der Ansatz einer komparatistisch geprägten Thematologie durchgesetzt, die sich von dem lauter werdenden Vorwurf der reinen „Stoffhuberei“ freizumachen, „[...] einen problemorientierten Ansatz gegen die herkömmliche bloß positivistische Beschreibung oder auch die enthistorisierende Betrachtungsweise ins Feld [zu] führen [...]“<sup>1</sup> und Stoffe und Motive so vor allem auch im Rahmen kulturwissenschaftlicher Diskurse nutzbar zu machen suchte. Mit dem Ziel, „[...] den Blick der Literaturwissenschaft für die bisher ungenutzten Erkenntnismöglichkeiten einer modernen Motiv- und Themenforschung zu öffnen [...]“<sup>2</sup>, galt es bezüglich der Analyse literarischer Grundmuster fortan, sowohl historische und kulturgeschichtliche, als auch anthropologische, soziologische und psychologische Rahmenbedingungen zu erschließen und zugleich ästhetische Besonderheiten aufzudecken.<sup>3</sup>

Während im Hinblick auf die literarischen Stoffe innerhalb kurzer Zeit erste umfangreichere Studien vorlagen, erfolgte die eingehendere Auseinandersetzung mit den Motiven etwas schleppender, stellte sich doch deren Registrierung aufgrund eines detaillierter verzweigten Bezugssystems im Vergleich zu den Stoffen als durchaus problematisch dar. Erst Mitte der 1970er Jahre lieferte Elisabeth Frenzel

---

<sup>1</sup> Christine Lubkoll: *Thematologie*. In: *Methodengeschichte der Germanistik*. Hrsg. von Jost Schneider. Berlin: de Gruyter 2008. S. 747–762, hier S. 748f.; vgl. Manfred Beller: *Von der Stoffgeschichte zur Thematologie. Ein Beitrag zur komparatistischen Methodenlehre*. In: *Arcadia* 5/1 (1970). S. 1–38, hier S. 1–3; vgl. Adam John Bisanz: *Zwischen Stoffgeschichte und Thematologie. Betrachtungen zu einem literaturtheoretischen Dilemma*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literatur und Geistesgeschichte* 47 (1973). S. 148–166, hier S. 148f.; vgl. Horst S. und Ingrid Daemrich: *Wiederholte Spiegelungen. Themen und Motive in der Literatur*. Bern und München: Francke 1987. S. 5; vgl. Christine Lubkoll: *Stoff- und Motivgeschichte/ Thematologie*. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hrsg. von Ansgar Nünning. 5. aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler 2013. S. 718–720, hier S. 718.

<sup>2</sup> Theodor Wolpers: *Wege der Göttinger Motiv- und Themenforschung*. In: *Ergebnisse und Perspektiven der literaturwissenschaftlichen Motiv- und Themenforschung. Bericht über Kolloquien der Kommission für literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung 1998–2000*. Hrsg. von Theodor Wolpers. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002 (= *Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-Historische Klasse. Folge 3. Bd. 249*). S. 41–112, hier 59.

<sup>3</sup> Vgl. Lubkoll 2008. S. 749; vgl. Wolpers 2002. S. 57.

mit ihrem Lexikon *Motive der Weltliteratur* einen ersten Versuch der Systematisierung unter Berücksichtigung des oben geschilderten „kombinatorische[n] Verfahren[s]“<sup>4</sup>, mit dem ihr eine Reduktion auf rund fünfzig zentrale Motivkomplexe gelang. Die Anthologie erschien 2008 in sechster Auflage und hat sich inzwischen als Standardwerk etabliert.

Im Vorwort zur 1976 erschienenen ersten Ausgabe erläutert Frenzel, das literarische Motiv bezeichne die „Keimzelle eines Plots“, einen Ansatzpunkt der Handlung, gewissermaßen die „[...] erste geknüpfte Schlinge eines Konflikts, deren weiteres Verweben nach den verschiedensten historisch vorgegebenen oder auch erdachten Mustern erfolgen [können].“<sup>5</sup> Motive zeichneten sich vor allem durch ihren „situationmäßige[n], bildhafte[n] Charakter“<sup>6</sup> aus, der aus der Verdichtung kleinster stofflicher Elemente zu komplexer strukturierten thematischen Gefügen erwachse.

Schon Goethe hatte diese Gefüge in seinen *Maximen und Reflexionen* als sich durch alle Epochen hindurch wiederholende bedeutsame „Phänomene des Menschengeistes“ definiert, „die der Dichter nur als historische nachweis[e].“<sup>7</sup> Und auch Frenzel bemerkt in Anlehnung an Eberhard Sauer, „Motivforschung betreiben heiße Menschenheitsgeschichte treiben“, denn poetische Motivkomplexe „manifestier[t]en sich in menschlichen Grundsituationen, [...] in Grundtypen des Menschseins“<sup>8</sup>, gingen also hervor aus „persistenten anthropologischen und psychologischen Mustern“, die dann auch auf literarischem Felde als „Konstanten“<sup>9</sup> offenbar würden.

<sup>4</sup> Vgl. Wolpers 2002. S. 61.

<sup>5</sup> Elisabeth Frenzel: *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*. 6., überarbeitete und ergänzte Auflage. Stuttgart: Körner 2008. S. VIII; vgl. Beller 1970. S. 30; vgl. Daemmrich 1978. S. 18; vgl. Lubkoll 2008. S. 750; vgl. Christine Lubkoll: *Motiv, literarisches*. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hrsg. von Ansgar Nünning. 5. aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler 2013. S. 542–543, hier S. 542f.; vgl. Wolpers 2002. S. 57.

<sup>6</sup> Frenzel 2008. S. VIII; vgl. Daemmrich 1978. S. 15, 18.

<sup>7</sup> Johann Wolfgang von Goethe: *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden*. Textkritisch durchgesehen und kommentiert von Erich Trunz. Bd. 12: *Schriften zur Kunst und Literatur. Maximen und Reflexionen*. München: dtv 2000. S. 495 [nachfolgend zitiert als HA].

<sup>8</sup> Frenzel 2008. S. Xf.; vgl. Horst S. und Ingrid Daemmrich: *Themen und Motive in der Literatur. Ein Handbuch*. Tübingen: Francke 1987. S. XI; vgl. Daemmrich 1978. S. 6, 15, 17; vgl. Lubkoll 2013. S. 542; vgl. Eberhard Sauer: *Die Verwertung stoffgeschichtlicher Methoden in der Literaturforschung*. In: *Euphorion* 29 (1928). S. 222–229, hier S. 223.

<sup>9</sup> Frenzel 2008. S. XII; vgl. Daemmrich 1987. S. XII; vgl. Lubkoll 2008. S. 749; vgl. Lubkoll 2013. S. 542.

Der Blick vom Gipfel eines Berges auf die Welt ist eine solche Konstante, die innerhalb der deutschen Literaturwissenschaft bislang nicht hinreichend wahrgenommen bzw. als Motiv identifiziert und entsprechend einer eingehenden Aufarbeitung unterzogen wurde. Dies bestätigt sowohl die Lektüre der einschlägigen Handbücher und Lexika, als auch eine Recherche in der seit einigen Jahren von der Kommission für literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen online bereitgestellten Datenbank.<sup>10</sup>

Lediglich einige wenige Studien haben sich des Motivs angenommen und selbst in diesen Fällen kann lediglich von einer punktuellen Beschäftigung die Rede sein. Im Großteil der Studien zu Goethes Schweizreisen etwa befassen sich die Autoren zwar eingehend mit Goethes Besteigungen des Gotthard, stellen diese aber keineswegs konsequent in den Kontext seiner anderen Gipfelbesteigungen oder versuchen in angemessener Weise einen schlüssigen Zusammenhang zwischen Goethes eigenen Aufstiegen und der Einarbeitung der Thematik in seine literarischen Werke herauszustellen. Ein weiteres Beispiel ist Harald Schmidts 1994 publizierte Gießener Dissertation *Melancholie und Landschaft*, die der vorliegenden Arbeit zwar wesentliche Anregungen zur Auseinandersetzung mit den Landschaftsschilderungen in Büchners *Lenz*-Novelle lieferte, die die Gipfel-Thematik aber ebenfalls nur streift.<sup>11</sup>

Wie Johann Georg Lughofer im Vorwort zu seinem 2014 erschienenen Sammelband *Das Erschreiben der Berge* erläutert, ist „[d]ie Wahrnehmung von Räumen [...] mittlerweile als kulturelles Konstrukt eine zentrale Kategorie der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften [...]“.<sup>12</sup> Umso mehr verwundert es, dass die durchaus umfangreiche literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Gebirgsraum nicht auch eine Auseinandersetzung mit dem Blick vom Gipfel eines Berges auf die Welt als bedeutsamem literarischem Motiv nach sich gezogen hat.

---

<sup>10</sup> Siehe: Daemrlich: *Themen und Motive in der Literatur*; Frenzel: *Motive der Weltliteratur*; <http://zs.gbv.de/motive> (LiMoST, Datenbank für literarische Motive, Stoffe und Themen), zuletzt abgerufen am 25.04.2015.

<sup>11</sup> Siehe: Harald Schmidt: *Melancholie und Landschaft. Die psychotische und ästhetische Struktur der Naturschilderungen in Georg Büchners „Lenz“*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994.

<sup>12</sup> Johann Georg Lughofer: *Vorwort*. In: *Das Erschreiben der Berge. Die Alpen in der deutschsprachigen Literatur*. Hrsg. von Johann Georg Lughofer. Innsbruck: Innsbruck University Press 2014 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe. Bd. 81). S. 7–17, hier S. 7.

Mit der vorliegenden Arbeit soll diese Leerstelle geschlossen, das Motiv im Forschungskanon etabliert sowie zu lohnenswerten vertiefenden Beiträgen angeregt werden. Erklärtes Ziel der Studie ist es, nicht nur Ansatzpunkte für weitere literaturwissenschaftliche Auseinandersetzungen zu liefern, sondern darüber hinaus ein breites interdisziplinäres Betätigungsfeld zu eröffnen.

Ein literarisches Motiv in den wissenschaftlichen Kanon einzuführen, bedeutet Grundlagenforschung zu betreiben, also die motivgeschichtliche Basis möglichst exakt zu erschließen, da sich literarische Motive, wie Christine Lubkoll erläutert, „[...] erst aus der Summe einer als gewichtig erachteten Überlieferungsgeschichte [ergeben].“<sup>13</sup> Der Einstieg in die Auseinandersetzung orientiert sich daher an der im Hinblick auf die Beschäftigung mit literarischen Motiven inzwischen gängigen Praxis, in der zunächst ein Exkurs zur Herkunft und Entwicklung des Motivs vorgeschaltet wird, wobei neben poetologischen auch kulturgeschichtliche, gesellschaftliche und psychologische Aspekte eine Rolle spielen.

Im vorliegenden Kontext gilt es entsprechend, sich ausgehend von einer knappen Bestandsaufnahme der heutigen Faszination Berg zunächst mit der Verwendung des Motivs in Mythologie und Religion zu befassen sowie der Frage nachzugehen, ab welchem Zeitpunkt eine ästhetische Erfahrung von Natur als wesentliche Voraussetzung für die Nutzbarmachung des Motivs in Kunst und Literatur überhaupt möglich wurde.

In den betreffenden Grundlagenkapiteln wird der Bogen gespannt von Francesco Petracas Bericht über seine Besteigung des Mont Ventoux, über die Entdeckung der Kategorie des Schrecklich-Erhabenen durch die englische Physikotheologie, den daraus resultierenden Auftakt zu einer neuen Naturpoesie bei Barthold Heinrich Brockes und Albrecht von Haller bis zu Jean-Jacques Rousseaus *Nouvelle Héloïse* als originärem Beispiel einer zweckfreien ästhetischen Vergegenwärtigung der Schönheit einer aus der Nutzung herausgelösten Natur als Landschaft und eines Naturgefühls, das seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die Wahrnehmung der Gebirgswelt maßgeblich beeinflusste.

---

<sup>13</sup> Lubkoll 2008. S. 750.

Der Hauptteil der Arbeit, der sich der Etablierung des literarischen Motivs anhand ausgewählter Texte des ausgehenden 18. und des 19. Jahrhunderts widmet, beginnt mit einigen Exkursen, deren Eingliederung in die Analyse nicht auf Anhieb sinnvoll erscheinen mag, derer es aber im Hinblick auf den Stellenwert der Studie als grundlegendem Forschungsansatz unbedingt bedarf.

Vorgeschaltet ist zunächst ein kurzer Überblick zur Bedeutung des Reisens, dem zwar angesichts der bereits erfolgten umfassenden kultur- sowie literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung zunächst keine wesentlich neuen Erkenntnisse zu entnehmen sind, mit dem im vorliegenden Kontext jedoch aufgezeigt werden soll, welche Bedeutung Texte wie Rousseaus *Nouvelle Héloïse* tatsächlich im Hinblick auf das Reiseverhalten der Europäer hatten und inwiefern sich das Festhalten des im Gebirge Erlebten wiederum auf literarischem Wege niedergeschlagen hat.

Der bezüglich Rousseaus Text erläuterte Aspekt eines sich ab der Mitte des 18. Jahrhunderts vollziehenden Wandels im Umgang mit Landschaft als Raum eines zunehmend individualisierten Subjekts wird im anschließenden Kapitel aufgegriffen und vor der Folie der das Selbstgefühl des Individuums endgültig revolutionierenden literarischen Bewegung des Sturm und Drang weitergeführt. Dass das Gipfel-Gefühl sich hier sowohl an real erlebten Erfahrungen am Berg entzündet als auch sich im übertragenen Sinne im viel berufenen Genie-Empfinden manifestiert, wird bewusst thematisiert und dient etwa als wichtige Grundlage zur Einordnung Goethes früher Gipfel-Texte im weiteren Verlauf der Arbeit.

Diesem Zweck dient – in vergleichender Weise – ebenfalls die anschließende Auseinandersetzung mit Johann Gottfried Herders Reise von Riga nach Nantes, die als Prototyp des Aufbruchs zu neuen Horizonten und als eine der ersten literarisch dokumentierten Erprobungen einer Kulturtechnik der Einsamkeit<sup>14</sup> ausgewiesen wird. Auch wenn selbstredend der Blick über die Weite des Meeres nicht mit dem Blick vom Gipfel eines Berges gleichzusetzen ist, manifestiert sich bei Herder dennoch ein zentrales kulturanthropologisches Muster, das in der Folge vor allem bei Goethe enorme Relevanz entfaltet und auf das dieser in Kommentaren zu eigenen Unternehmungen entsprechend auch explizit verweist: das Prinzip der Reiseflucht.

---

<sup>14</sup> Vgl. Thomas Macho: *Mit sich allein. Einsamkeit als Kulturtechnik*. In: *Einsamkeit. Archäologie der literarischen Kommunikation VI*. Hrsg. von Aleida Assmann und Jan Assmann. München: Fink 2000. S. 27–44.

Im Kapitel zur Verwendung des Motivs in der Romantik soll herausgearbeitet werden, dass an der Schwelle zum 19. Jahrhundert die Ambivalenz aus Höhe und Tiefe einen immer größeren Reiz auszuüben und sich der Blick – etwa bei Wilhelm Heinrich Wackenroder oder Ludwig Tieck – vermehrt ins Innere der Berge zu richten beginnt. Diese Tendenz zur Umkehrung des Gipfel-Schemas wird in der Analyse als zentraler Ausdruck einer von Friedrich Schlegel proklamierten Transzendentalpoesie und einer bei Fichte und Schelling zugespitzten romantischen Naturphilosophie identifiziert, die in einer Tiefenschau ins Innere des eigenen Selbst gipfelt, die erst E.T.A. Hoffmann als psychologische Überforderung und künstlerische Überhebung zu entlarven und die Faszination der Tiefe damit wieder zu relativieren vermag.

Die folgende umfassende Beschäftigung mit Goethes Gipfel-Szenen stellt das Zentrum der Arbeit dar, da die behandelten Texte zum einen davon zeugen, dass bestimmte Motive das Werk einzelner Autoren in besonderem Maße prägen und dadurch „auf lange Zeit hin in der literarischen Tradition wirksam“<sup>15</sup> bleiben, und sich bei Goethe zum anderen eine enorm ausgeprägte Verschränkung eigener Gipfelbesteigungen und deren literarischer Verarbeitung offenbart, die nachzuweisen eines der vorrangigen Ziele der vorliegenden Studie darstellt. Dieses Ineinandergreifen wird zwar auch im Hinblick auf die untersuchten Texte anderer Autoren deutlich, belegt aber bei Goethe besonders eindrucksvoll einen Aspekt, auf den bezüglich Elisabeth Frenzels Ansatz bereits hingewiesen wurde und den auch Horst S. und Ingrid Daemmrich in ihrem Handbuch *Themen und Motive in der Literatur* als allen literarischen Motiven zugrunde liegend nachweisen:

Sie vermitteln Grunderfahrungen des Daseins, erschließen die Zusammenhänge zwischen Empfindungen, Bewu[ss]tsein und Bedürfnissen; sie vergegenwärtigen sowohl Hoffnungen wie auch Angstvorstellungen und beleuchten wiederkehrende menschliche Phantasiegebilde. [...] [Motive] halten daseinsbestimmende Situationen fest und erschließen die existenziale Verunsicherung als Wesensstruktur des Menschen.<sup>16</sup>

In diesem Sinne sollen Goethes Gipfel-Erlebnisse als eng mit dem Prinzip der Reiseflucht verknüpfte Versuche der Bewältigung tiefer Krisen identifiziert und ihre

---

<sup>15</sup> Daemmrich 1987. S. X.

<sup>16</sup> Ebd. S. XI.

enorme Relevanz für sein literarisches Werk vor allem anhand zahlreicher Überschneidungen hinsichtlich der Arbeit an autobiografischen Texten und der Arbeit an seinem *Faust* verdeutlicht werden. In dem erstmals 1823 abgedruckten Text *Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort* konstatiert Goethe: „Mir drückten sich gewisse große Motive [...] so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig bis funfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werte Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen [...].“<sup>17</sup> Es wird sich zeigen, dass der Blick vom Gipfel eines Berges auf die Welt zu diesen großen Motiven zählt, die sich Goethe tief einschreiben und nicht nur sein Denken, sondern letztlich seine Dichtung maßgeblich beeinflussen.

Auch bei Georg Büchner ist eine bemerkenswerte Verschränkung eigener Gipfel-Erfahrungen und deren literarischer Verarbeitung zu diagnostizieren. Im Hinblick auf seine *Lenz*-Novelle gilt es jedoch in erster Linie herauszuarbeiten, inwiefern sich Büchners Vogesen-Erfahrungen, die – wie darzulegen sein wird – ebenfalls dem erwähnten Prinzip der Reiseflucht unterliegen und in nicht geringem Maße an Goethes frühe Touren durch diese Gegend und deren Wirkung erinnern, von denen seines Protagonisten unterscheiden. Das durch eine bei Büchner bewusst gesetzte Brechung mit tradierten Wahrnehmungskonventionen entstehende neue Raummodell soll als zentraler Wendepunkt innerhalb der Motivtradition ausgewiesen werden.

Am Ende der Studie soll die bereits bei Büchner nachgewiesene beginnende Entmythologisierung der Bergwelt am Beispiel eines Gipfelbildes bei Heinrich Heine noch einmal explizit vorgeführt und verdeutlicht werden, dass sich die Natur und speziell die Gebirgslandschaft ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr bruchlos als Rousseauscher Ort der Gesundung des Individuums offenbart und der Blick vom Gipfel eines Berges auf die Welt in der Literatur ab diesem Zeitpunkt zunehmend an Bedeutung verliert. Auf der Grundlage eines Exkurs-Kapitels zu Heines Kontrastpoesie ist nachzuweisen, in welcher Weise Heine „die verschiedenen reaktionären Bildwelten und Topoi [parodiert], die die alpine Literatur dominierten.“<sup>18</sup>

---

<sup>17</sup> HA. Bd. 13. S. 37.

<sup>18</sup> Lughofer 2014. S. 13.

Die Analyse wird zeigen, dass ein genießendes Übereignen des Subjekts an den es umgebenden Raum auch bei Heine verhindert wird, in seinem Text daraus aber nicht (wie in Büchners *Lenz*) der Blick ins Leere resultiert, sondern ein geschärfter Blick unter die Oberfläche. Mittels einer umfangreichen Kontextualisierung hinsichtlich Heines Vorstellung eines vereinten Europas soll schließlich verdeutlicht werden, wie das Gipfel-Motiv bei Heine eine über den bisherigen Verwendungskontext hinausweisende utopische Bedeutsamkeit zu entfalten imstande ist.

Ein abschließendes Resümee dient nicht nur der Rekapitulierung der gewonnenen Erkenntnisse, sondern soll auch vorausweisen auf eine mögliche Beschäftigung mit dem Motiv des Blicks vom Gipfel auf die Welt in Texten des 20. Jahrhunderts, auf die zugunsten der umfangreichen Erschließung motivgeschichtlicher Grundlagen und der damit einhergehenden notwendigen Beschränkung der zu untersuchenden Gipfel-Szenen verzichtet wird.

Hingewiesen sei vor Beginn der eigentlich Untersuchung an dieser Stelle darauf, dass – wie bereits angedeutet – ein Verwischen der Grenze zwischen real unternommenen Gipfelbesteigungen der Autoren und deren poetischer Verarbeitung in der vorliegenden Arbeit nicht nur in Kauf genommen, sondern bewusst herausgestellt wird, auch wenn von vorschnell heraufbeschworenen Autor-Rollen-Identitäten ansonsten eher Abstand zu nehmen ist. Bezüglich des hier untersuchten Motivs jedoch scheint eine solche Engführung des Literaturbegriffs durchaus angebracht. Denn während in der Regel der Einsatz literarischer Motive aus einer eingehenden Beschäftigung mit der Motivtradition und einer daran anschließenden Adaption in den eigenen Erzählkontext resultiert – man denke etwa an das vielfach verwendete Motiv des Pakts mit dem Teufel – oder zeitgeschichtlich bedeutsame Entwicklungen das Aufgreifen und Bearbeiten bestimmter Motive begünstigen,<sup>19</sup> lassen sich bezüglich des Blicks vom Gipfel eines Berges auf die Welt stets bemerkenswerte Verbindungslinien zu konkreten Erlebnissen der Autoren ausziehen.

---

<sup>19</sup> Als Beispiel kann ein wissenschaftliches Experiment des Berliner Chemikers Friedrich Wöhler zur künstlichen Erzeugung von Harnstoff im Jahr 1825 angeführt werden, das Goethe neuen Zündstoff zur Bearbeitung des Motivs des künstlichen Menschen in seinem *Faust II* lieferte. Eine eingehendere Auseinandersetzung mit den betreffenden Szenen erfolgt in Kapitel 3.4.5.3.

Johann Georg Lughofer erläutert, das Besteigen von Bergen könne „symbolische Bedeutung annehmen“ beziehungsweise als „intellektuelle Erfahrung“<sup>20</sup> gelten. Aus ihm lasse sich eine ganze Reihe menschlicher Verhaltensmuster herauslesen, es sei als „Sinnbild der Steigerung des Lebens, der Klarheit des Denkens und Handelns, ebenso wie [...] als Ausdruck einer asketischen Haltung und Fluchtbewegung aus dem Alltag“<sup>21</sup> anzusehen. Der Berg sei in diesem Zusammenhang schon früh als Folie für den Wunsch nach Einsamkeit und Abgeschiedenheit, das Streben nach Genialität, nach Weitsicht inszeniert worden.<sup>22</sup>

In ihrer 1961 publizierten Abhandlung *Das Hochgebirge in der deutschen Dichtung* erläutert Charlotte Hartl, eine Bestandsaufnahme des Hochgebirgsschrifttums verdeutliche, dass der Mensch mit dem Hochgebirgserlebnis ringe. Es zeige sich in diesem Ringen „ein Auflehnen gegen leiblich-seelische, geistig-sittliche, politisch-religiöse Entartungserscheinungen oder was dem jeweiligen Schreiber als solche erschienen“<sup>23</sup> sei. In jedem Fall jedoch führe „die Durchforschung des Hochgebirgserlebnisses in der deutschen Dichtung in seelische Tiefenschichten der Menschen im deutschen Sprachraum im letzten halben Jahrtausend hinein.“<sup>24</sup>

In diesem Sinne soll im Rahmen der vorliegenden Arbeit zum einen verdeutlicht werden, dass der Entschluss der Autoren zur Besteigung eines Berges oftmals mit einer lebensweltlichen Krise einhergeht, mit Hartls Worten also als ein Auflehnen gegen die eigene Lebensrealität zu verstehen ist, und sich das auf den Gipfeln Erlebte zum anderen notwendigerweise in den literarischen Werken widerspiegeln muss, dass der bewusst initiierte Blick von oben auf die Welt folglich in die Handlungsebene übertragen, den Protagonisten übereignet und damit die mit dem Gang auf den Gipfel eingeleitete Bewältigungsstrategie im Nachgang in der literarischen Tätigkeit fortgeführt wird. Es wird nachzuweisen sein, dass die daraus erwachsenden Gebirgs- und Gipfelerlebnisse der literarischen Figuren häufig als zentrale Wendepunkte innerhalb der Handlung und als bedeutsame Schlüsselstellen bezüglich des Textverständnisses anzusehen sind.

---

<sup>20</sup> Vgl. Lughofer 2014. S. 7.

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Vgl. Ebd. S. 7f.

<sup>23</sup> Charlotte Hartl: *Das Hochgebirge in der deutschen Literatur*. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 1961. S. 8.

<sup>24</sup> Ebd.

Dieser interpretatorischen Herangehensweise liegt zum einen ein existenzphilosophischer Ansatz etwa im Sinne Karl Jaspers zugrunde, der erläutert, tiefen, nicht beeinflussbaren Krisen ausgesetzt, stoße der Mensch unweigerlich an seine eigenen Grenzen, und Situationen dieser Art seien nur zu überwinden, indem sie vollkommen angenommen und bedingungslos bejaht würden. So könne der Mensch letztlich das Bewusstsein des eigenen Seins verändern und zu sich selbst finden. Jaspers konkretisiert:

Der Ursprung in den Grenzsituationen bringt den Grundantrieb, im Scheitern den Weg zum Sein zu gewinnen. [...] In den Grenzsituationen zeigt sich entweder das Nichts, oder es wird fühlbar, was trotz und über allem verschwindenden Weltsein eigentlich ist. [...] Anders gesagt: der Mensch sucht Erlösung.<sup>25</sup>

Es scheint, als führe eine solche Suche nach Erlösung nicht selten auf den Gipfel eines Berges, als provoziere – wie Elmar Treptow erläutert – der Mensch „im Gebirge so etwas wie eine Jaspersche Grenzsituation [...]“.<sup>26</sup>

Der Hypothese, diese Art von Bewältigung setze sich in der literarischen Arbeit fort, liegt die vor allem auf Ansätze Joachim Ritters zurückgehende Annahme zugrunde, existentielle Ausnahmesituationen seien die künstlerische Schaffenskraft in besonderem Maße anzuregen imstande und könnten dazu ermächtigen, über sich selbst hinauszuwachsen, um den Zustand des Ausgeliefertseins – zumindest für eine Zeit – künstlerisch zu überspielen, dichterisch zu neutralisieren.

Paul Thomas Erne etwa konstatiert in seiner 1994 veröffentlichten Studie *Lebenskunst*: „Wo der Boden schwankt, bedarf es besonderer Künste.“<sup>27</sup> In Bezug auf das „krisenhafte Lebensgefühl der Neuzeit“ verweist er auf ein Verhältnis von Leben und Kunst, das nach seiner Ansicht „unter der Bedingung der Moderne eine überraschende Wende nimmt.“<sup>28</sup>

<sup>25</sup> Karl Jaspers: *Einführung in die Philosophie*. München: Piper 1971. S. 23f.

<sup>26</sup> Elmar Treptow: *Die erhabene Natur. Entwurf einer ökologischen Ästhetik*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001. S. 163; vgl. *Das Erhabene in Wissenschaft und Kunst. Über Vernunft und Einbildungskraft*. Hrsg. von Roald Hoffmann und Iain Boyd Whyte. Aus dem Englischen von Friedrich Griese unter Mitarbeit von Trixi Bücken. Berlin: Suhrkamp 2010. S. 9.

<sup>27</sup> Paul Thomas Erne: *Lebenskunst. Aneignung ästhetischer Erfahrung. Ein theologischer Beitrag zur Ästhetik im Anschluß an Kierkegaard*. Kampen (Niederlande): Pharos 1994. S. 3.

<sup>28</sup> Ebd.

Bereits in den 1940er Jahren hatte Joachim Ritter Kunst in diesem Sinne als spezifisch modernes Kompensationsorgan definiert, mit dem der *Entzauberung* der modernen Welt mit einer neuerlichen *Verzauberung* entgegengewirkt werde.

Odo Marquard griff diese These Ende der 1960er Jahre auf und bezeichnete die Kunst sowohl als Mittel zur Erschließung von Wirklichkeit als auch als Narkotikum, mit dem es möglich werde, „Unerträgliches zu ertragen.“<sup>29</sup> Diesen Ansatz konkretisierend sprach Marquard in seiner Abhandlung *Aesthetica und Anaesthetica* (1989) von der Kompensation des „eschatologischen Weltverlusts“<sup>30</sup> durch die ästhetische Kunst. Wo die menschliche Lebenswelt sich aufgrund zunehmender Beschleunigung immer mehr in Richtung einer vornehmlich artifiziellen Zukunftswelt wandle, gelte es, das Schöne mittels der Empfindsamkeit des ästhetischen Künstlers kompensatorisch zu bewahren.<sup>31</sup> Philosophiegeschichtlich lasse sich sogar eine Gleichzeitigkeit der philosophischen Konjunktur der Ästhetik und des Kompensationsgedankens<sup>32</sup> nachweisen, die auf die Mitte des 18. Jahrhunderts zu datieren sei, als im Zuge des Zusammenbruchs der optimistisch gedeuteten Theodizee durch Leibniz die Idee der Kompensation zum eigenständigen philosophischen Grundgedanken avanciert sei und sich mit dem Erscheinen Alexander Gottlieb Baumgartens *Meditationes* 1735 die Ästhetik in Deutschland als eigenständige philosophische Disziplin etabliert habe.<sup>33</sup> Es liege schon allein deshalb nahe, so Marquard, beide Phänomene – das Ästhetische und das Kompensatorische – zueinander in Verbindung zu setzen.

Diesem Ansatz soll im Hinblick auf die Untersuchung des Blicks vom Gipfel auf die Welt in der Literatur in besonderem Maße Rechnung getragen werden.

---

<sup>29</sup> Odo Marquard: *Zur Bedeutung der Theorie des Unbewussten für eine Theorie der nicht mehr schönen Kunst*. In: *Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen*. Hrsg. von Hans Robert Jauß. München: Fink 1968. S. 376–392, hier S. 391.

<sup>30</sup> Odo Marquard: *Aesthetica und Anaesthetica. Philosophische Überlegungen*. Paderborn: Schöningh 1989. S. 116; vgl. ders.: *Kunst als Antifiktio – Versuch über den Weg der Wirklichkeit ins Fiktive*. In: *Funktionen des Fiktiven*. Hrsg. von Dieter Henrich und Wolfgang Iser. München: Fink 1983. S. 35–54, hier S. 35f. u. 50f.; vgl. Erne 1994. S. 28.

<sup>31</sup> Vgl. Marquard 1989. S. 115; vgl. ders.: *Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien*. Stuttgart: Reclam 1981. S. 42.

<sup>32</sup> Marquard 1989. S. 113.

<sup>33</sup> Vgl. ebd.

## 2. *Erschließung motivgeschichtlicher Grundlagen*

Der eingehenden Auseinandersetzung mit ausgewählten Texten aus dem späten 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Zwecke der Einführung und Etablierung des sich zu dieser Zeit kristallisierenden literarischen Motivs des Blicks vom Gipfel auf die Welt sollen – wie in der Einleitung bereits angekündigt – zunächst einige Kapitel zur Erschließung motivgeschichtlicher Grundlagen vorgeschaltet werden. Mit dieser Vorgehensweise wird nicht nur der auch hinsichtlich anderer literarischer Motive angewandten wissenschaftlichen Praxis Rechnung getragen, sondern darüber hinaus der enormen Komplexität des Sujets und der engen Verwobenheit mit zahlreichen bedeutsamen menschheitsgeschichtlichen Entwicklungen.

Nach einem einleitenden Blick auf die gegenwärtige Faszination des Gipfelerlebnisses, die nicht nur ausgewiesene Bergsteigermentalitäten erfasst, sondern der dank der Errungenschaften des modernen Berg-Tourismus heute immer mehr Menschen erliegen, soll die Rolle der Berge in Mythologie und Religion in gebotenum Umfang erläutert und der Bogen zu einer Phase innerhalb der Entwicklungsgeschichte der Menschheit gespannt werden, in der Berge nicht nur als heilige Orte angesehen wurden, sondern in der sich aufgrund der enormen lebensweltlichen Distanz zu ihnen auch eine regelrechte Naturfurcht manifestierte, die erst vor wenigen Jahrhunderten vollkommen überwunden werden konnte. Dieser Genese einer ästhetischen Wahrnehmung der Gebirgswelt, auf der die heute viel berufene Faszination fußt, soll nicht nur aufgrund ihrer zahlreichen bedeutsamen Zwischenstationen eine umfassendere Behandlung zukommen, sondern vor allem, weil sich innerhalb dieser Entwicklung bereits die enorm wichtige Rolle der literarischen Verarbeitung der Gipfelerlebnisse ablesen lässt, die für den weiteren Verlauf der Untersuchung von zentraler Bedeutung ist.

## 2.1 Faszination Berg. Eine Bestandsaufnahme

Geologisch betrachtet gilt ein landschaftliches Gebilde als Berg, wenn es sich souverän über seine Umgebung erhebt und sich dadurch klar von ihr abgrenzen lässt. Bereits auf dieser grundlegendsten Definitionsbasis wird auf einen Aspekt verwiesen, der bezüglich des Berges als Untersuchungsgegenstand auch innerhalb philosophischer, ästhetischer und religionsgeschichtlicher Deutungsansätze Relevanz entfaltet: die Erhabenheit.<sup>34</sup>

Ihre Höhe und Majestätik, ihre Sublimität, machen Berge seit jeher zu ganz besonderen Orten, zu Orten, an denen man sich selbst, das Leben, die Natur erfahren kann. Während die sogenannten Dächer der Welt über Jahrhunderte nicht oder nur begrenzt zugänglich waren, zieht es heute Menschen aus aller Welt auf deren höchste Gipfel.<sup>35</sup> Seit der ersten Besteigung des Mont Blanc 1786, die häufig als Geburtsstunde des modernen Alpinismus bezeichnet wird, hat sich das Bergsteigen jedoch grundlegend gewandelt. Neueste Errungenschaften in der Technik, eine verbesserte Ausrüstung und eine entsprechende Infrastruktur tragen dazu bei, dass die Erfahrung am Berg heute nicht mehr nur wenigen Spitzenbergsteigern vorbehalten bleibt, sondern der kommerzielle Expeditions- und Bergtourismus seit einigen Jahren in überdurchschnittlichem Maße boomt. Alpine Sportarten wie Bergwandern, Klettern und Hochtourengehen erfreuen sich wachsender Beliebtheit.

---

<sup>34</sup> Das *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* führt den Ursprung des Terminus auf seine durch die Übersetzung der spätantiken Schrift des Pseudo-Longin erfolgte Etablierung in der Rhetorik zurück, in der man als erhaben eine „Naturbegabung des Redners zum begeisterten Pathos“ verstand. Losgelöst von diesem ursprünglichen Kontext lautet die Definition wie folgt: „Erhaben kann ein Vorkommnis in Natur, Gesellschaft oder Kunst ebenso genannt werden wie der von ihm ausgelöste Eindruck, der in betrachtender Distanz als Orientierungsverlust erlebt und genossen wird. Genauere Bestimmungen hängen davon ab, wie die Strukturmomente des Erhabenen gedeutet werden: das überwältigende und seine Zuordnung zu Natur, Geist oder beiden; die Gefühle der Unlust, Lust und ihr Zugleichsein; die Relation zum Schönen, das die Bestimmung des Erhabenen als Kontrast-Begriff begleitet.“ (Artikel zum Begriff „Erhaben“. In: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Bd. I. Gemeinsam mit Harald Fricke, Klaus Grubmüller und Jan-Dirk Müller herausgegeben von Klaus Weimar. Berlin: de Gruyter 2007. S. 490). Auf die zentrale Bedeutsamkeit der ambivalenten Empfindung von Lust und Schrecken wird im weiteren Fortgang der Untersuchung noch näher einzugehen sein.

<sup>35</sup> Vgl. Lughofer 2014. S. 8.

Entsprechende Magazine und Kataloge, Internetportale und Angebote auf Messen dokumentieren den stetig steigenden Hochbetrieb im Hochgebirge. Und auch in den Medien ist das Thema durch eine Vielzahl von Dokumentationen und Reportagen stets präsent.<sup>36</sup>

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Hochgebirge steckt jedoch noch in den Kinderschuhen, von einer interdisziplinären Forschung zum Verhältnis des Menschen zum Berg kann noch keine Rede sein. Historiker und Kulturwissenschaftler entdecken den Gegenstandsbereich erst seit einigen Jahren und bislang sind hinsichtlich der verschiedenen Einflussbereiche allenfalls einige wenige Verbindungslinien ausgezogen.<sup>37</sup> Die Vielfalt der in diesem Zusammenhang notwendigerweise zu behandelnden thematischen Teilbereiche hat bisher wohl eher abgeschreckt, weist sie doch darauf hin, dass die Affinität des Menschen zum Berg keineswegs nur auf sportliche Aspekte zurückzuführen ist, sondern vor allem auch ästhetische, religionsgeschichtliche, kulturelle, politische, historische, ökonomische und psychologische Beschäftigungsfelder eröffnet, und damit weitaus komplexer gedacht werden muss, als dies bislang häufig der Fall war.<sup>38</sup>

Selbstverständlich bietet die vorliegende Arbeit weder den Anlass noch den Raum für eine derart umfassende Behandlung – sie würde zu weit vom eigentlichen thematischen Kern abstrahieren. An einigen wenigen Stellen jedoch wird es unumgänglich sein, auf entsprechende Phänomene aus dem Bereich des Alpinismus rückzuverweisen. So etwa, wenn es darum geht, zu ergründen, was Menschen zum Besteigen eines Berges antreibt, welche tieferen Beweggründe sich dahinter verbergen. In Peter Grupp's *Faszination Berg* heißt es dazu:

Bergsteiger sind Menschen, die Berge primär nicht aus utilitaristischen, wissenschaftlichen oder weltanschaulichen Motiven besteigen [...]. Die Art, wie der Gipfel erreicht wird, spielt eine entscheidende Rolle [...]. Entdeckerfreude, Abenteuerlust, Aufbruch ins Unbekannte, sinnliche oder ästhetische Freude an der Natur, Risiko und Gefahr gehören dazu, ebenso wie Ehrgeiz, Anstrengung und Selbstüberwindung.<sup>39</sup>

---

<sup>36</sup> Vgl. Peter Grupp: *Faszination Berg. Die Geschichte des Alpinismus*. Köln: Böhlau 2008. S. 9.

<sup>37</sup> Ebd. S. 10.

<sup>38</sup> Ebd. S. 13.

<sup>39</sup> Grupp 2008. S. 14; vgl. Ulrich Aufmuth: *Zur Psychologie des Bergsteigens*. Frankfurt am Main: Fischer 1988. S. 11; vgl. Robert Bösch: *Bergsteigen. Verlockung des Ungewissen*. Würzburg: Stürtz 1991. S. 15; vgl. Lughofer 2014. S. 7f.

Bergsteiger betrachten die Welt der Gebirge demnach als Ort, an dem sie ihre Grenzen ausloten, sie manchmal sogar überschreiten können. Und auch Wanderer, die keineswegs in die Gruppe der Extremsportler einzuordnen sind, entdecken selbst Gebirgszüge jenseits der sonst für Wandertouren üblichen Höhengrenze als Ziele, an denen der Alltag hinter sich gelassen und die Welt wieder vollkommen neu entdeckt werden kann.

Doch was genau macht diese Faszination aus, für die selbst größte Risiken und höchste Anstrengungen in Kauf genommen werden? Worin besteht die „Rätselhaftigkeit des bergsteigerischen Tuns“?<sup>40</sup> Was verbirgt sich hinter dem Mysterium der Leidenschaft für das Hochgebirge?

Mit der viel berufenen Verlockung extremer Herausforderungen und dem damit in direkter Verbindung stehenden Wunsch nach der Überwindung der eigenen körperlichen Grenze und der Bezwingung des Berges geht offensichtlich ein nicht unerheblicher psychologischer Aspekt einher. So hat es beinahe den Anschein, als suche der zivilisierte Mensch gerade im bewussten „Verzicht auf die Hilfsmittel der Zivilisation“<sup>41</sup> und im scharfen Kontrast zu seiner sonstigen Lebenswelt eine Befriedigung.

Wenn der Bergsteiger und Psychologe Ulrich Aufmuth konstatiert, bergsteigend eröffne sich ihm „ein außerordentlich intensiviertes Sein“,<sup>42</sup> klingt das, als könne der beschwerliche Aufstieg, die harten Schindereien und zahllosen Entbehrungen sowie der darauf folgende Anblick eines Ehrfurcht gebietenden Gebirgsmassivs bzw. der Blick von ihm hinab Menschen trotz oder gerade aufgrund der schwindelerregenden Höhe wieder auf den Boden ihrer Lebenswelt zurückholen. Und auch andere Erfahrungsberichte bestätigen, auf dem Gipfel könne jeder einmal mit sich ganz allein sein, zu sich selbst finden.

Die Gründe dafür liegen vermeintlich auf der Hand. In der modernen Gesellschaft scheint es nicht mehr uneingeschränkt möglich zu sein, mit sich selbst in Einklang zu kommen, das eigene Selbst tatsächlich wahrzunehmen. Aufmuth spricht

---

<sup>40</sup> Grupp 2008. S. 11; vgl. Aufmuth 1988. S. 13f.; vgl. Bösch 1991. S. 35. – Robert Bösch definiert das Faszinosum Berg, indem er ohne Umschweife erklärt: „Bergsteigen ergibt keinen Sinn.“ Und dennoch: „Bergsteigen macht süchtig!“ (S. 35).

<sup>41</sup> Aufmuth 1988. S. 15; vgl. Lughofer 2014. S. 7.

<sup>42</sup> Ebd. S. 16; vgl. Bösch 1991. S. 37.

diesbezüglich geradezu von „Mangelercheinungen seelischer Natur“ und verweist auf „chronische Defizite des Selbsterlebens“, ja auf eine regelrechte „Verkümmernng des Ich-Erlebens“.<sup>43</sup> Meist seien sich die Menschen dieser defizitären Lage gar nicht bewusst, sie zeige sich nur in der ab und an aufkeimenden Frage nach dem Sinn des eigenen Daseins oder in unterschwellig existenten Sehnsüchten danach, das Leben radikal umzukrempeln und aus der gewohnten Lebenswelt auszubrechen. Damit verbunden sei oft ein Verlust des Bewusstseins der eigenen Körperlichkeit, der sich vor allem im Zuge der seit Beginn der Industrialisierung immer weiter fortschreitenden Verdrängung körperlicher Tätigkeiten aus der Arbeitswelt manifestiere und den es dann verstärkt in anderen Bereichen zu kompensieren gelte. Das Hochgefühl kraftraubender Hochtouren avanciere deshalb heute für so viele Menschen zu einer Möglichkeit, die verloren gegangene Euphorie der eigenen Lebendigkeit wieder neu zu entdecken.<sup>44</sup> Elmar Treptow definiert Bergbesteigungen entsprechend als „Mittel psychischer Selbststimulierung“<sup>45</sup>

Ulrich Aufmuth führt in diesem Zusammenhang einige Zeilen Lord Byrons an, die treffend das Gefühl der Heimatlosigkeit, der fehlenden Sesshaftigkeit und der abenteuernden Identitätssuche zu skizzieren vermögen und an denen bereits deutlich wird, dass der Wunsch nach Empfindung des eigenen Selbst vor allem auch Poeten betrifft. In der zitierten Passage heißt es:

Das große Ziel des Lebens ist das Empfinden – zu spüren, daß wir existieren – wenn auch mit Schmerzen – es ist diese „sehnsuchtsvolle Leere“, die uns antreibt zum Spielen – zu Schlachten – zu Reisen – zu zügellosen, aber heftig empfundenen Unternehmungen jeder Art, deren hauptsächlicher Reiz in der Erregung liegt, die mit der Durchführung untrennbar verbunden ist. – –<sup>46</sup>

---

<sup>43</sup> Aufmuth 1988. S. 19f.

<sup>44</sup> Vgl. ebd. S. 20–22; vgl. Bösch 1991. S. 42; vgl. Treptow 2001. S. 163.

<sup>45</sup> Treptow 2001. S. 163; vgl. *Das Erhabene in Wissenschaft und Kunst. Über Vernunft und Einbildungskraft*. Hrsg. von Roald Hoffmann und Iain Boyd Whyte. Aus dem Englischen von Friedrich Griese unter Mitarbeit von Trixi Bucker. Berlin: Suhrkamp 2010. S. 9.

<sup>46</sup> Lord Byron: *Briefe und Tagebücher*. Neu herausgegeben von Leslie A. Marchand. Aus dem Englischen von Tommy Jacobsen. Frankfurt am Main: Fischer 1985. S. 97.

Ergänzend zu der im Gebirge offenbar möglich werdenden intensiven Form der Selbstwahrnehmung offenbart sich in der „Bergkameradschaft“<sup>47</sup> mit ihrem starken Zusammengehörigkeitsgefühl und dem bedingungslosen gegenseitigen Vertrauen sozialpsychologisch augenscheinlich das genaue Gegenteil zu der von Anonymisierung und Vereinzelung geprägten Sphäre sozialer Bindungen in der modernen Gesellschaft.

Mit Aufmuth ließe sich die Begründung für die gegenwärtige Faszination Berg unter folgendem Motto subsumieren:

Die Verhaltensform „Bergsteigen“ ist zum wesentlichen Anteil eine unwillkürliche Antwort einer großen Zahl von Menschen auf die gesellschaftlichen und biographischen Bedingungsmomente ihrer Existenz. Das Bergsteigen stellt eine aktive Form des Umgehens mit problematischen Aspekten unseres Daseins dar, und in diesem weitgefa[ss]ten Sinne ist es immer ein Vorgang der Realitätsbewältigung.<sup>48</sup>

Der Schweizer Bergfotograf Robert Bösch verweist in seinem 1991 erschienenen Werk *Bergsteigen: Verlockung des Ungewissen* diesbezüglich ausdrücklich darauf, dass sich das Bergsteigen in einem Grenzbereich abspiele, und zwar nicht nur an der real erfahrbaren Grenze zwischen Berg und Abgrund, sondern vor allem an der in existenziell bedeutsamen Situationen sichtbar werdenden Grenze des eigenen Selbst.<sup>49</sup> An dieser Grenze scheint der von Aufmuth erläuterte gewünschte „Ausgleich von Defiziten existentiellen Erlebens“<sup>50</sup> möglich. Am Ende seiner *Psychologie des Bergsteigens* kommt er jedoch zu dem Schluss, dass das Hochgefühl den Schmerz nur zu betäuben, in den wenigsten Fällen aber zu bekämpfen vermag. Es wird sich zeigen, dass dieses Gefühl einer „Erlösung auf Stunden“<sup>51</sup> vor allem auch hinsichtlich der künstlerischen Sphäre der Gipfelerlebnisse von nicht unerheblicher Bedeutung ist.

Die Berg-Faszination ist jedoch nicht automatisch an real erfahrbare Erlebnisse gebunden und somit nicht nur ein Phänomen moderner Bergsteigermentalitäten oder

---

<sup>47</sup> Aufmuth 1988. S. 32.

<sup>48</sup> Ebd. S. 221.

<sup>49</sup> Vgl. Bösch 1991. S. 43f.

<sup>50</sup> Aufmuth 1988. S. 37.

<sup>51</sup> Ebd. S. 222.

eine ausschließlich gegenwärtige Bestrebung, auf gesellschaftliche Beschleunigungs- und Entfremdungsmechanismen zu reagieren. Es ist ein Jahrtausende altes Sujet, das sich zunächst in der paganen Tradition und ihren Mythen kristallisierte, dann im christlichen Kontext eine Wiedergeburt erfuhr, sich schließlich auch innerhalb eines ästhetischen Zusammenhanges entfaltete, um zuletzt als bedeutsames Motiv in Kunst und Literatur bis heute zu überdauern.

## 2.2 Berge in Mythologie und Religion: Das Weltenberg-Prinzip

Im Vorstellungskontext sowohl der altorientalischen<sup>52</sup> Mythologie als auch der meisten später daraus hervorgegangenen Religionen offenbart sich eine Aufteilung des Weltsystems innerhalb der kosmischen Architektur in verschiedene Ebenen, die miteinander in Verbindung gesetzt werden und deren Konstellation das Leben auf der Erde vermeintlich maßgeblich mitzubestimmen vermag.

Ursprünglich war von einer gedanklichen Zweiteilung in Himmel und Erde auszugehen, da sie der altorientalischen Vorstellung der „Welt als Komposition der polaren geschlechtlichen Kräfte“<sup>53</sup> in besonderem Maße entsprach. Das Totenreich trat im mesopotamischen und ägyptischen Raum zunächst kaum als eigenständiger Bereich

---

<sup>52</sup> Als altorientalisches gelten hier vor allem die alten Reiche Mesopotamiens (Sumer, Assyrien, Aram und Babylonien) sowie Ägypten. Den zeitlichen Ausgangspunkt markiert in den meisten wissenschaftlichen Ansätzen das Auftauchen der ersten altorientalischen Schriftstücke etwa um 3000 v. Chr.

<sup>53</sup> Othmar Keel: *Die Welt der altorientalischen Bildsymbolik und das Alte Testament: am Beispiel der Psalmen*. 5. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1996. S. 25. – Die Spaltung in einen translunaren und einen sublunaren Bereich verband sich stets mit der Annahme einer himmlischen Konstanz, Unveränderbarkeit und Unvergänglichkeit und der dazu in Kontrast stehenden Wechselhaftigkeit, Dynamik und Vergänglichkeit der Erde. Man dachte die göttliche Region lange Zeit als vollkommenen, feststehenden Komplex und ging von einer festen Zahl an Fixsternen aus. Die Erde hingegen sei instabilen Verbindungen der Elemente unterworfen und unterziehe sich deshalb einem ständigen Wandel. Spätestens mit Beginn der teleskopischen Astronomie und den Errungenschaften ihres Pioniers Galilei aber geriet das Bild einer irreversiblen translunaren Sphäre ins Wanken. Dennoch versuchte man innerhalb religiöser, philosophischer, mystischer und poetischer Deutungskontexte latent auch über diesen Zeitpunkt hinaus weiterhin, eine geheime Verbindung herzustellen. Erst seit Kierkegaard und der auf ihn rekurrierenden dialektischen Theologie gilt jede subjektive anthropologische Verbindung als ausgeschlossen, obwohl ein umgreifendes Sein, wie es etwa bei Jaspers heißt, nicht bestritten wird.

hervor, sondern wurde häufig in eine der beiden anderen Dimensionen oder gar in beide eingeflochten – etwa innerhalb der Vorstellung von der Erde als Bereich der Menschen und der gewöhnlichen Toten und des Himmels als Heimstatt der Götter und königlichen Toten. Erst ab dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend entwickelte sich die Idee der Totenwelt als eigenständiger dritter Ebene und mit ihr die Aufteilung des Weltsystems in Erde, Himmel und Unterwelt, die sich schließlich im Neuen Reich größtenteils etablierte.<sup>54</sup> Als Transferweg zwischen den einzelnen Dimensionen galt die sogenannte ‚axis mundi‘, die – in der Unterwelt verankert und sich von dort aus durch die irdische Sphäre bis in den Himmel ziehend – vermeintlich dazu imstande sein sollte, eine Brücke zwischen allen drei Ebenen zu schlagen und so den Übergang von einer kosmischen Region zur anderen zu ermöglichen. Die spezifische Ausgestaltung dieser als Mittelpunkt der Welt gedachten Achse äußerte sich in einer Vielzahl unterschiedlicher Vorstellungsbilder.<sup>55</sup>

Im christlichen Kontext konkretisierte sie sich in Form der sogenannten Himmels- oder Jakobsleiter, die einen Überweg von der Erde in den Himmel bzw. einen vertikal gedachten Konnexionspunkt eines irdischen Ortes mit dem himmlischen Residenzbereich Gottes darstellt und auf der göttliche Boten zwischen beiden Bereichen hin- und herwandeln.

Er [Jakob] kam an einen bestimmten Ort, wo er übernachtete, denn die Sonne war untergegangen. Er nahm einen von den Steinen dieses Ortes, legte ihn unter seinen Kopf und schlief dort ein. Da hatte er einen Traum: Er sah eine Treppe, die auf der Erde stand und bis zum Himmel reichte. Auf ihr stiegen Engel Gottes auf und nieder. (Gen. 28,11+12)

---

<sup>54</sup> Vgl. Keel 1996. S. 24f. u. 29. – Dennoch finden sich im ersten vorchristlichen Jahrtausend sowie in einer ganzen Reihe alttestamentlicher Psalmen noch immer Belege für die gedachte Zweigliedrigkeit, wenn etwa vom Schöpfer des Himmels und der Erde die Rede ist.

<sup>55</sup> Vgl. Mircea Eliade: *Das Heilige und das Profane. Vom Wesen des Religiösen*. Hamburg: Rowohlt 1957. S. 22f.; vgl. Mircea Eliade: *Kosmos und Geschichte. Der Mythos der ewigen Wiederkehr*. Hamburg: Rowohlt 1966. S. 16; vgl. Artikel „Heilige Berge“. In: *Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*. Hrsg. von Hans Dieter Betz. 4. Auflage. Bd. 1. Tübingen: Mohr Siebeck 1998. Sp. 1043f.; vgl. Jürgen Hübner: *Kosmologie in Geschichte, Kunst und Theologie*. In: *Theologie und Kosmologie*. Hrsg. von Jürgen Hübner, Ion-Olimpiu Stamatescu und Dieter Weber. Tübingen: Mohr Siebeck 2004. S. 3–42, hier S. 13.

Diese in der alttestamentlichen Genesis beschriebene Stiege symbolisiert dabei nicht nur eine mögliche Verbindung mit Gott, sondern auch den potentiellen Aufstieg der Gläubigen gen Himmel.<sup>56</sup>

Vorstellungsäquivalente finden sich bereits im Alten Orient. So heißt es etwa im Pyramidenspruch 267: „Eine Treppe zum Himmel ist für ihn [den toten König] gebaut, sodass er zum Himmel hinaufsteigen kann.“<sup>57</sup> Nicht selten nahmen die Bauten diese Treppenform auch tatsächlich in Form von Stufenpyramiden an.

Die ‚axis mundi‘ manifestierte sich jedoch nicht nur in Gestalt einer Leiter oder Treppe, sondern wurde in der Mythologie vieler Völker auch als Säule oder Weltenbaum beschrieben. In Anlehnung an ein altorientalisches Muster existierte so beispielsweise bei den Germanen die Vorstellung, das Himmelsgewölbe ruhe auf der sogenannten ‚columna universalis‘, der geozentrischen Weltallsäule.<sup>58</sup> Deren typische Gabelung am oberen Ende des Säulenstammes legte eine Interpretation als Baum nahe, der dank seiner tief in der Erde verankerten und sich bis in die Unterwelt erstreckenden Wurzeln und der den Himmel berührenden Wipfel ebenfalls als Bindeglied zwischen den kosmischen Ebenen angesehen wurde.<sup>59</sup>

Neben diesen beiden Deutungsvarianten der Weltachse findet sich noch eine dritte Möglichkeit der Verbindung aller Seinsbereiche, die nachhaltig in die Mythologie zahlreicher Kulturen Einzug gehalten hat und zu einem Archetypus innerhalb der religiösen Kosmologie avanciert ist: die Idee des Weltenberges.<sup>60</sup>

Bereits im Alten Orient spielten Berge als Träger des Himmels eine wesentliche Rolle. So ging man etwa von der Existenz des sogenannten Horizontgebirges aus, eines am Rande der Erde befindlichen Bergmassivs, auf dem vermeintlich die

<sup>56</sup> Gerade Bergreisende haben häufig auf die alttestamentliche Traumszene verwiesen und dabei wohl ihren insgeheim gehegten Wunsch nach der göttlichen Segnung bzw. dem Schutz durch diese offenbart (vgl. Martin Scharfe: *Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2007. S. 134f.).

<sup>57</sup> Keel 1996. S. 100.

<sup>58</sup> Vgl. Eliade 1957. S. 23; vgl. Volkert Haas: *Die Geschichte der hethitischen Religion*. Leiden [u.a.]: Brill 1994 (= Handbuch der Orientalistik. Abt. 1/15). S. 144–147; vgl. Hübner 2004. S. 13.

<sup>59</sup> Ähnliche Säulen finden sich auch in christlichen Sakralbauten – die Analogie zu dem Bild des Baumes entsteht hier durch den spezifischen Aufbau der Kapitelle mit den nach links und rechts ausladenden Voluten.

<sup>60</sup> Vgl. Eliade 1957. S. 23; vgl. Eliade 1966. S. 11; vgl. Grupp 2008. S. 15; vgl. Hübner 2004. S. 13; vgl. RGG 1998. Sp. 1043f.

Himmelskuppe ruhe.<sup>61</sup> Innerhalb der altägyptischen Tradition manifestierte sich zudem die Vorstellung des Urhügels, der bei der Schöpfung der Welt aus den chaotischen Urfluten aufgetaucht und aus dem das erste fruchtbare Land entstanden sei.<sup>62</sup> Man interpretierte Berge analog dazu als auserwählte Orte, die dem Menschen in besonderem Maße Sicherheit zu geben imstande seien – und zwar sowohl innerhalb einer direkt erlebbaren, sehr weltlichen Dimension, als auch hinsichtlich des Glaubens an eine transzendente Erfahrbarkeit des Göttlichen.<sup>63</sup>

Nahezu alle bedeutsamen ägyptischen Heiligtümer beanspruchten für sich, den Urhügel zu beherbergen bzw. auf ihm errichtet worden zu sein. Damit verband sich notwendigerweise die Annahme, „[...] eher vorhanden gewesen zu sein als jede andere heilige Stätte [...]“<sup>64</sup> Diese Denkart ist jedoch kein rein altorientalisches Phänomen, sondern entspricht der in zahlreichen Religionen präsenten Glaubensvorstellung, die eigene Lebenswelt sei gleichsam kosmischer Mittelpunkt, an dem der Schöpfergott<sup>65</sup>

---

<sup>61</sup> Vgl. Keel 1996. S. 26f.

<sup>62</sup> Zugrunde lag diesem Mythos vermutlich das jährliche Nilhochwasser, bei dem das Ackerland in regelmäßigen Abständen vollkommen überflutet wurde, um nach Rückgang des Wassers umso fruchtbarer wieder zum Vorschein zu kommen – ein als göttliche Fügung verstandener Akt der Erneuerung, der sich in der Folge zum Symbol der Weltentstehung schlechthin entwickelte. Einzig besonders felsige Anhöhen konnten den Fluten standhalten und ragten unversehrt daraus hervor. Entsprechend bildet der Fels mit seiner Festigkeit und Kraft in der kosmologischen Vorstellungswelt des Alten Orients „den Gegenpol zu den grundlosen, schlammigen, trägen Chaosfluten.“ (Keel 1996. S. 104) Die Robustheit der felsigen Substanz hat in der weiteren Deutungsgeschichte des religiösen Weltenberg-Prinzips vermutlich eine zumindest ebenso bedeutsame Rolle gespielt wie der bergige Charakter. Nur so ist nachzuvollziehen, warum der Zion etwa mit dem Urhügel in Verbindung gebracht bzw. als Weltenberg interpretiert wurde, obgleich er mit seinen nur knapp 750 Metern Höhe die unmittelbar umliegenden Berge keinesfalls überragte und das Gelände von den Toren des ursprünglichen Tempelbereiches aus nicht merklich anstieg.

<sup>63</sup> Vgl. Othmar Keel/Silvia Schroer: *Schöpfung. Biblische Theologien im Kontext altorientalischer Religionen*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2002. S. 47. – Häufig erwähnte man diese Anhöhen denn auch als Ausgangspunkte zur Erbauung ganzer Städte, die sich aufgrund ihrer erhöhten Position später nicht selten als wichtige Knotenpunkte innerhalb des sumerischen Binnenhandels profilieren. Der Idee des Urhügels huldigte man darüber hinaus auch im alltäglichen Leben. So spiegelte sie sich in einer Vielzahl von Riten und Traditionen wider – u.a. auch in Form sogenannter Tumuli, spezieller Gräber, die durch eine entsprechende Aufschüttung der Erde gleichsam den Urhügel symbolisieren sollten und so zum Vorbild für die späteren Pyramiden wurden.

<sup>64</sup> Keel 1996. S. 100; vgl. Eliade 1957. S. 25; vgl. Eliade 1966. S. 12, 16, 19.

<sup>65</sup> Entsprechende Abbildungen zeigen den Göttervater deshalb häufig auf dem Gipfel eines Berges. So etwa den Gott An, Vorfahre aller Götter des mesopotamischen Raumes, der allein schon seines Namens wegen – der sumerische Begriff kann mit ‚Himmel‘ oder ‚oben‘ übersetzt werden – eine erhabene Position für sich zu beanspruchen vermag, oder den kanaanäischen Hauptgott El, der je

dereinst erschienen sei und aus dem Chaos die geordnete Welt erschaffen habe, heiliges Land, von dem aus der Himmel erreicht werden kann, ein erhabener und privilegierter Ort. Dieser „Symbolismus des Zentrums“<sup>66</sup> spielte in der Folge hinsichtlich der Errichtung heiliger Stätten stets eine tragende Rolle. Mit dem Bau der bereits erwähnten Stufenpyramiden innerhalb der sumerischen Hochkultur etwa wurde diesem Aspekt in besonderem Maße Rechnung getragen, rekurrten doch die vom Menschen künstlich erschaffenen Berge, mit denen sich die Distanz zum Himmel und damit zu den Göttern vermeintlich überwinden ließ, nun nicht mehr nur ideell, sondern auch optisch auf den Urhügel. Diese architektonische Tradition setzte sich in Form der Zikkurate, gestufter mesopotamischer Treppentürme fort. Schon der Terminus deutet auf Bestimmung und Zweck der Bauten hin, kann der Begriff doch nicht nur ‚Stufenturm‘ bedeuten, sondern auch mit ‚Berggipfel‘ übersetzt werden.<sup>67</sup>

Das Weltenberg-Prinzip hielt in der Folge Einzug in zahlreiche religiöse Kosmologien. Allen voran die alten Kulturzentren Indien und China verinnerlichten dieses Weltbild und skizzierten ein umfassendes Bild der Weltachse als Weltenberg, welches sich von dort aus zum einen nach Zentralasien und Sibirien, zum anderen nach Indonesien und Ozeanien verbreitete. Die Zahl der in diesem Zusammenhang potentiell als Exempel anzuführenden Weltenberge ist Legion. Allein das Himalaya-Gebirge beheimatet etliche als heilig verehrte Berge. Im Buddhismus und Hinduismus ist es der Meru, der gar als Zentrum des ganzen Universums gilt, um das die Gestirne kreisen und welches die Götter beherbergt. Konkret verortbar ist der Berg nicht, auch wenn zahlreiche asiatische Staaten den Standort für sich zu beanspruchen suchen.<sup>68</sup>

---

nach Deutung ebenfalls als Schöpfergott gelten kann und aus dessen Namen etwa das hebräische Elohim (Gott) hervorgegangen ist (vgl. Keel 1996. S. 39).

<sup>66</sup> Eliade 1957. S. 24; vgl. Eliade 1966. S. 16; vgl. RGG 1998. Sp. 1043f.

<sup>67</sup> Vgl. Eliade 1966. S. 17; vgl. Keel 1996. S. 100; vgl. RGG 1998. Sp. 1043f. – Aus der ursprünglichen Bedeutung ergaben sich in der Folge weitere begriffliche Variationen wie etwa ‚Götterberg‘ oder ‚Himmelshügel‘. Es ist davon auszugehen, dass der in der Genesis überlieferte Turmbau zu Babel auf einen solchen Stufenturm zurückzuführen ist. Fundamente eines entsprechenden Turmes in Babylon wurden vor rund einem Jahrhundert freigelegt (vgl. Keel 1996. S. 100).

<sup>68</sup> Vgl. Grupp 2008. S. 16. – An dieser Stelle kann auf die Einzelheiten der hinduistischen und buddhistischen Kosmologie nicht näher Bezug genommen werden. Die im Vergleich zur kosmischen Dreiteilung weitaus detailliertere Unterscheidung in eine Vielzahl verschiedener Weltsysteme würde den Rahmen sprengen und zu weit vom eigentlichen Kernaspekt wegführen. Nur so viel: Im Gegensatz zu den altorientalischen Vorstellungen verbindet sich hier das Weltenberg-Prinzip nicht

Der japanische Shintoismus ehrt den Fuji als heiligen Berg, die australischen Ureinwohner ihren Ayers Rock. Im Iran gilt der Hara Berezaiti als heiliger Berg, auf dessen Gipfel der Sage nach Zarathustra aus den Händen des Schöpfergottes zentrales Wissen über Gut und Böse erhielt, um den Versuchungen gefährlicher Dämonen widerstehen zu können.<sup>69</sup>

Über die Grenze des Bosphorus und der Dardanellen hinweg hielt das Prinzip des Weltenberges ebenfalls Einzug in die Mythologien Europas. In der griechischen Antike wurde der Olymp zum Wohnsitz der Götter erkoren und die Heimstatt des Zeus auf dem Gipfel verortet,<sup>70</sup> die nordischen Mythen verweisen auf Himmingbjörg in Asgard.<sup>71</sup> In leicht abgewandelter Form ist das Prinzip ebenfalls im Islam vorhanden. Dort gilt der Überlieferung nach der Standort der Kaaba in Mekka als höchster Punkt der Erde.<sup>72</sup> Und auch innerhalb afrikanischer und amerikanischer Stammeskulturen tritt die Vorstellung zutage. Die Kikuyus und die Navajos etwa verehren den Mount

---

mit dem Glauben an einen einstmals auf dem Urhügel erschienenen Schöpfergott. Vielmehr wird die Endlosigkeit des Universums bzw. ein sich stets wiederholender Kreislauf aus Weltenuntergang und -entstehung proklamiert. Nähere Ausführungen zum Weltenberg Meru und der Gliederung der einzelnen Gipfelbereiche sowie der daraus resultierenden Unterscheidung in die einzelnen Weltssysteme finden sich u.a. im *Mahabharata*, dem wohl bekanntesten indischen Heldenepos.

<sup>69</sup> Vgl. Eliade 1966. S. 16f.

<sup>70</sup> Vgl. Grupp 2008. S. 15f; vgl. Hannelore Gärtner: *Kleines Lexikon der griechischen und römischen Mythologie*. Leipzig: Bibliographisches Institut 1989. S. 275; vgl. Christof Hamann/Alexander Honold: *Kilimandscharo. Die deutsche Geschichte eines afrikanischen Berges*. Berlin: Wagenbach 2011. S. 14; vgl. *Lexikon der antiken Mythologie*. Stuttgart: Reclam 1975. S. 389f. – Obgleich innerhalb der Mythenvwelt des antiken Griechenlands durchaus auch andere Berge, wie etwa der als Heimat der Musen geltende Parnass oder der Athos eine Rolle spielen, gilt der in Makedonien gelegene, rund 3000 Meter hohe Olymp als das in der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte bedeutsamste Bergmassiv. Zwar kann der etymologische Ursprung des Begriffes Ὀλυμπος nicht abschließend rekonstruiert werden, es ist jedoch davon auszugehen, dass die ursprüngliche Bedeutung des Terminus lediglich ‚Berg‘ gewesen sein muss und sich Interpretationen als ‚Himmel‘ oder ‚göttlicher Sitz‘ erst im Zuge der Entstehung der zahllosen Mythen und Legenden ergaben, die sich um den Gebirgszug ranken. Die Verortung der göttlichen Instanz löste sich im Laufe der Zeit jedoch zunehmend von der physischen Existenz des Berges ab, der göttliche Sitz wurde stattdessen in die Weite des Kosmos verlegt. Der Begriff Olymp avancierte in der Folge zur Metapher, zum Sinnbild der absoluten Harmonie und Schönheit, zur Chiffre des Traumes von der Unsterblichkeit und der Überwindung des irdischen Daseins. Dieser bereits von vorsokratischen Philosophen und Dichtern, wie etwa Homer oder Hesiod, explizierte Gedanke überdauerte Jahrhunderte und wurde auch für Poeten und Künstler späterer Epochen zum zentralen Gegenstand ihrer Werke.

<sup>71</sup> Vgl. Eliade 1966. S. 17.

<sup>72</sup> Vgl. Eliade 1957. S. 23.

Kenya als ihren heiligen Berg, die Tschagga den Kilimandscharo, die Massai den Ol Doinyo Lengai.<sup>73</sup>

Ebenso interpretierten die Inkas Berge als Bindeglieder zwischen Unterwelt, Erde und Himmel, obgleich der Aspekt des Geozentrismus hier keine zentrale Rolle gespielt zu haben scheint. Berggötter traten innerhalb der inkaischen Mythologie aber durchaus in Erscheinung und eine Reihe von Legenden – etwa die inkaische Variante des Sintflutmythos – stand ebenfalls mit Bergen in unmittelbarem Zusammenhang.

Die hebräisch-christliche Überlieferung weist den Berg als Ort der potentiellen Begegnung des Menschen mit dem Göttlichen aus, als Ort, an dem sich das Streben nach Vollkommenheit, der Wunsch nach Erlösung, nach transzendentaler Erleuchtung, einer ausgewogenen und überlegten Sicht auf und damit einer erhofften Einsicht in die Welt zu erfüllen vermag.<sup>74</sup> Ob Sinai, Ararat, Golgatha bzw. der Kalvarienberg, der Tempelberg, der Ölberg oder der Garizim in Palästina – sie alle scheinen die Distanz zu Gott gleichsam zu überbrücken, ihn erfahrbar, ja greifbar zu machen.

Doch neben diesem Aspekt der Erfahrbarkeit geistiger und seelischer Transzendenz entwickelte sich ein zweiter Traditionsstrang, in dem der Berg auch zu einem Ort der Versuchung, der Wanderung auf dem schmalen Grat zwischen Erlösung und Verdammnis avancierte, zur Heimstatt furchterregender Kreaturen, einem Ort, der den Ausbruch sinnlich-leidenschaftlicher Triebe und dionysischer Ekstase offenbar geradezu herausforderte und an dem der Mensch den auf ihn einströmenden dämonischen Verlockungen vermeintlich stets zu erliegen drohte.

Als Inbegriff der Gefahren solcher Verführung und Verlockung gilt die im Matthäus-Evangelium überlieferte Versuchung Jesu, in der der Satan ihn auf einen hohen Berg führt und ihm gleichsam die Welt zu Füßen legt, um ihn so vom Pfade Gottes abzubringen.<sup>75</sup>

---

<sup>73</sup> Vgl. Grupp 2008. S. 16.

<sup>74</sup> Vgl. Eliade 1966. S. 12, 17f.; Grupp 2008. S. 15; vgl. Hamann/ Honold 2011. S. 15.

<sup>75</sup> Vgl. Scharfe 2007. S. 239.

Aus religiösen, abergläubischen oder gar dämonologischen Deutungen der Natur resultierte so eine regelrechte Naturfurcht, ein „metaphysisches Grauen“,<sup>76</sup> das Generationen von Menschen bis ins 17. Jahrhundert hinein erfasste und im Zuge dessen unerklärliche Naturphänomene mit Elementargeistern und Hexen in Verbindung gebracht oder gar als Zeichen für Gottes Zorn über die Verderbtheit der Welt, als Mahnung an den Sündenfall interpretiert wurden.<sup>77</sup>

Gebirge galten den Anhängern dieser Verfallstheorie entsprechend als aus der einstmaligen glatten und perfekt gerundeten Welt hervorgebrochene Monstrositäten, um

<sup>76</sup> Ruth und Dieter Groh: *Von den schrecklichen zu den erhabenen Bergen. Zur Entstehung ästhetischer Naturerfahrung*. In: *Vom Wandel des neuzeitlichen Naturbegriffs*. Hrsg. von Heinz-Dieter Weber. Mit Beiträgen von Ulrich Gaier. Konstanz: Univ.-Verl. 1989. S. 53–96, hier S. 68; Ruth und Dieter Groh: *Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur 1*. 2. Auflage Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996. S. 112 [nachfolgend zitiert als 1996b]; vgl. Christian Begemann: *Furcht und Angst im Prozeß der Aufklärung. Zu Literatur und Bewußtseinsgeschichte des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Athenäum 1987. S. 67; vgl. Grupp 2006. S. 17; vgl. Jost Hermand: *Die touristische Erschließung und Nationalisierung des Harzes im 18. Jahrhundert*. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. 169–187, hier S. 169; vgl. Scharfe 2007. S. 103; Gabriele Seitz: *Wo Europa den Himmel berührt. Die Entdeckung der Alpen*. München: Artemis 1987. S. 74.

<sup>77</sup> Vgl. Groh 1989. S. 68; vgl. Begemann 1987. S. 72f.; vgl. Ruth und Dieter Groh: *Die Außenwelt der Innenwelt. Zur Kulturgeschichte der Natur 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996. S. 108 [nachfolgend zitiert als 1996a]; vgl. Groh 1996b. S. 113; vgl. Karl Richter: *Literatur und Naturwissenschaft. Eine Studie zur Lyrik der Aufklärung*. München: Fink 1972 (= Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste 19). S. 71.; vgl. Treptow 2001. S. 151. – Exempel sind etwa Godfrey Goodmans *The Fall of Man, or the Corruption of Nature* von 1616 oder Thomas Burnets *Telluris Theoria Sacra* von 1681. Publikationen dieser Art lieferten den Anreiz oder gar die Anleitung, die göttlichen Zeichen zu dechiffrieren und ernst zu nehmen, denn richtig gelesen konnten sie – so der Volksglaube – vor göttlicher Strafe warnen oder eine Entscheidungsfindung erleichtern. Das hier gezeichnete Bild Gottes als eines unbarmherzigen und schrecklich strafenden Richters entsprach vollkommen der barocken Weltanschauung, in der jeder Bereich der Natur als Zeichensystem Gottes interpretiert wurde. Zentraler funktionaler Aspekt dieses Systems war laut Christian Begemann der „Subjektzentrismus“ (Begemann 1987. S. 76) oder „Anthropozentrismus“ (Begemann 1987. S. 88; vgl. Albrecht Lehmann: *Landschaftsbewusstsein. Zur gegenwärtigen Wahrnehmung natürlicher Ensembles*. In: *Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt*. 32. Kongress der deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27.9. bis 1.10.1999. Hrsg. v. Rolf Wilhelm Brednich, Annette Schneider, Ute Werner. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann 2001. S. 147–154, hier S. 151.). Der Mensch begriff sich als im Zentrum aller Vorgänge verortet und setzte entsprechend alle Naturphänomene in einen intentionalen Bezug zu sich und seinem Handeln. Vorgänge in der Natur als losgelöst vom eigenen Ich anzuerkennen, setzte eine Abstraktionsfähigkeit voraus, über die laut Begemann erst das aufgeklärte bürgerliche Subjekt verfügt habe. Mit dieser These der „Subjekt-Objekt-Spaltung“ (Begemann 1987. S. 92) knüpft er an Ansätze Joachim Ritters an, die innerhalb der folgenden Kapitel näher erläutert werden.

die sich in der Folge unzählige Sagen und Legenden rankten.<sup>78</sup> Charlotte Hartl interpretiert dieses Phänomen als logische Konsequenz mittelalterlich-christlicher Riten, mit denen etwa böse Geister aus der menschlichen Lebenswelt vertrieben und in unwirtliche Regionen – vor allem in Gebirgsregionen – verortet wurden. Dieses uralte kultische Denken habe über Generationen hinweg unterbewusst gewirkt und sich so auch bis weit in die Neuzeit hinein gehalten. Die Tatsache, dass Naturforscher bis ins 17. und 18. Jahrhundert hinein die Existenz von Drachen in Gebirgen als möglich erachteten, macht deutlich, warum sich die Überwindung dieser Naturfurcht erst im Zuge fortschreitender naturwissenschaftlicher Erkenntnisse vollziehen konnte.

### 2.3 Die schönen Berge. Zur Genese ästhetischer Naturerfahrung

Auf das Erscheinen von Baumgartens *Meditationes* und ihre Relevanz bezüglich der Entwicklung der Ästhetik als wissenschaftlicher Disziplin ist in der Einleitung bereits kurz verwiesen worden. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass der im Zuge dieser Publikation 1735 eingeleitete Prozess durch das Erscheinen der *Aesthetica* fünfzehn Jahre später erst vollständig zum Abschluss kam. Baumgartens revolutionärer Ansatz bestand vor allem darin, eine in der Erkenntnistheorie bislang weitgehend außer Acht gelassene Möglichkeit des kognitiven Weltzugangs aufzuzeigen und damit eine der rationalen Vernunft ebenbürtige Theorie der sinnlichen Wahrnehmung zu etablieren, die im Gegensatz zu anderen Formen der Rationalität bis zu diesem Zeitpunkt nicht explizit als philosophischer Gegenstand wahrgenommen worden war.<sup>79</sup>

<sup>78</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 70; vgl. Friedrich Dennert: *Faust auf dem Brocken. Zur Quellengeschichte der Szene*. In: Goethe-Jahrbuch 13 (1951). S. 259–261, hier S. 259–261; vgl. Grupp 2008. S. 15; vgl. Hartl 1961. S. 9 u. 14; vgl. Hermand 1983. S. 169; vgl. Seitz 1987. S. 74.

<sup>79</sup> Vgl. Emily Brady: *The Sublime in Modern Philosophy. Aesthetics, Ethics, and Nature*. New York: Cambridge University Press 2013. S. 11 u. 47; vgl. Erne 1994. S. 6; vgl. *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hrsg. von Joachim Ritter. Bd. 1. Basel: Schwabe 1971. Spalte 555–557; vgl. Jean-François Lyotard: *Das Erhabene und die Avantgarde*. In: Merkur 38 (1984). S. 151–164, hier S. 157; vgl. Joachim Ritter: *Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der Modernen Gesellschaft*. 2. Auflage [unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1963]. Münster: Aschendorff 1978 (= Schriften der Gesellschaft zur Förderung der westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster. Heft 54). S. 23; vgl. Joachim Ritter: *Subjektivität. Sechs Aufsätze*. 1. Auflage dieser Ausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974. S. 155; vgl. Friedhelm Solms: *Disciplina aesthetica. Zur Frühgeschichte der ästhetischen Theorie bei Baumgarten und Herder*.

Zum ersten Mal in der erkenntnistheoretischen Debatte wurde nun den Sinnen eine eigene urteilende Kraft zugewiesen und damit die Kunstbetrachtung als wissenschaftlicher Prozess interpretiert. Kunst avancierte zum Sujet philosophischer Erkenntnis und speziell die Dichtkunst erfuhr durch diese Entwicklung eine enorme Aufwertung. Es ging fortan nicht mehr nur um Vernunft-, sondern nun auch um Geschmacksurteile. Entsprechend weitete sich die Suche nach den allein auf Logik und Vernunft basierenden Wahrheiten auf den Bereich der durch die schöne Kunst proklamierten ästhetischen Wahrheiten aus. Überall dort also, wo die Natur nicht mehr allein durch wissenschaftliche Formeln zu fassen war, entstand Raum für ihre ästhetische Vermittlung.<sup>80</sup>

Die Polarität von Kunst und Natur und die damit verbundene problematische Grenzüberschreitung zwischen ästhetischer Naturerfahrung und literarischer Hermeneutik<sup>81</sup> ist innerhalb der Forschung hinreichend erläutert und der Mensch entsprechend als „Natur-Kultur-Doppelwesen“<sup>82</sup> definiert worden. Dennoch soll an dieser Stelle in angebrachtem Umfang auf die ästhetische Dimension des Gipfelerlebnisses verwiesen werden, um sein Eingehen in die poetische Tradition nachvollziehbar zu machen. Denn: Eine ästhetisch disponierte Naturerfahrung hat es keineswegs zu allen Zeiten gegeben – sie hat sich vielmehr erst im Zuge verschiedener anderer menschheitsgeschichtlicher Entwicklungen entfaltet. In der Einstellung zur wilden Natur hat sich dabei ein Wandel vollzogen, den zu beleuchten unumgänglich ist, um die literarische Verarbeitung des Gipfel-Phänomens hinreichend erfassen zu können,

---

Stuttgart: Klett-Cotta 1990. S. 11; vgl. *Theorie der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang*. Hrsg. von Gerhard Sauer. Stuttgart: Reclam 2003. S. 27 (hier vor allem die verstärkte Rezeption im Sturm und Drang).

<sup>80</sup> Vgl. Erne 1994. S. 13; vgl. Werner Flach: *Landschaft. Die Fundamente der Landschaftsvorstellung*. In: *Landschaft*. Hrsg. von Manfred Smuda. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986. S. 11–28, hier S. 13; vgl. Ritter 1978. S. 24; vgl. Ritter 1974. S. 157f. – Diesen Gedanken greift Kant auf und liefert 1790 mit seiner *Kritik der Urteilskraft* schließlich die systematische Grundlage der philosophischen Ästhetik, in der er in Abgrenzung zum praktischen und theoretischen Gebrauch der Vernunft den Geltungsanspruch ästhetischer Urteile und ihre subjektive Zweckmäßigkeit erörtert.

<sup>81</sup> Vgl. Hans Robert Jauss: *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984. S. 17f.

<sup>82</sup> Helge Gerndt: *Naturmythen. Traditionales Naturverständnis und modernes Umweltbewusstsein*. In: *Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt*. 32. Kongress der deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27.9. bis 1.10.1999. Hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich, Annette Schneider, Ute Werner. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann 2001. S. 57–76, hier S. 61.

die sich – wie noch zu zeigen sein wird – im 18. und 19. Jahrhundert zu einem regelrechten Berg-Enthusiasmus steigert.

Initiiert wird diese Genese – wie Ruth und Dieter Groh in ihren Studien umfassend erläutern – erst im Zuge eines Paradigmenwechsels von den „schrecklichen zu den erhabenen Bergen.“<sup>83</sup> Um die Bezeichnung „schreckliche Berge“ entschlüsseln zu können, lohnt ein kurzer Exkurs in die Gattungsgeschichte des Menschen, der sich – wie die hier angeführten Studien zu rekonstruieren suchen – bis weit in die Neuzeit hinein schon allein deshalb nicht vorbehaltlos mit der Schönheit der Natur auseinandersetzen konnte, weil sie sich ihm zumeist in all ihren Facetten gleichsam als Gegner entgegenstellte, dem er Land und Ressourcen abtrotzen, den er durch Kultivierung zurückdrängen, kurz: den er zum Zwecke des eigenen Überlebens bezwingen musste.

---

<sup>83</sup> Groh 1989. S. 53; Groh 1996b. S. 92; vgl. Grupp 2008. S. 15; vgl. Lughofer 2014. S. 8; vgl. Scharfe 2007. S. 237; vgl. Erich Schmidt: *Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert*. Jena: Eduard Frommann 1875. S. 173; vgl. Treptow 2001. S. 142f. – Mit diesem Paradigmenwechsel geht die Erkenntnis einher, dass Perzeption ohne Vorprägung nicht möglich ist. Sowenig wie Kunst ohne vorherige Lektüre entsprechender Texte bzw. Aneignung bestimmter Perspektiven auskommt, sowenig kann Naturwahrnehmung ohne vorangegangene Vermittlung bestimmter Bilder stattfinden. Alle Naturerfahrung geht demnach auf der Basis übermittelter Erlebnisse anderer vonstatten. Diese Grundlage schaffen in erster Linie Gemälde – nicht ohne Grund werden Naturphänomene häufig als ‚malerisch‘ bezeichnet. So hatten Reisende nicht selten die Bilder bekannter Maler vor dem inneren Auge, die die Wahrnehmung der real erfahrenen Landschaft entsprechend beeinflussten. Man ließ sich von bestimmten Farbkompositionen inspirieren, von eingefangenen Blickwinkeln bei der eigenen Betrachtung leiten. Auch die Lektüre schriftlich fixierter Reiseerfahrungen – in Form von Lyrik, Prosa oder Reiseberichten – wirkte sich nachhaltig auf die eigene Empfindung aus. So hatten etwa Bergreisende im 18. Jahrhundert Albrecht von Hallers *Die Alpen* im Kopf, wenn sie durch die Schweizer Bergregionen zogen. Sie nahmen die Landschaft gemäß ihrer Rezeption des Gedichtes wahr, es habe also – so erläutert Wolfgang Hackl – als eine Art „literarische[r] Reiseführer“ gedient (Wolfgang Hackl: *Die Alpen zwischen ‚locus amoenus‘ und literarischem Erinnerungsraum*. In: *Das Erschreiben der Berge. Die Alpen in der deutschsprachigen Literatur*. Hrsg. von Johann Georg Lughofer. Innsbruck: Innsbruck University Press 2014 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe. Bd. 81). S. 37–46, hier S. 39). Fakt also ist, „Realerfahrung ist nie primär, sie ist durch Weltbilder oder Rezeption von Kunstwerken aus Dichtung und Malerei präformiert oder vermittelt.“ (Groh 1989. S. 56; Groh 1996b. S. 96; vgl. Peter J. Brenner: *Die Erfahrung der Fremde. Zur Entwicklung einer Wahrnehmungsform in der Geschichte des Reiseberichts*. In: *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Peter J. Brenner. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. S. 14–49, hier S. 15; vgl. Uwe Hentschel: *Wegmarken. Studien zur Reiseliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Lang 2010 (= Studien zur Reiseliteratur- und Imagologieforschung 8). S. 11; vgl. Adolf Muschg: *Von einem, der auszog, leben zu lernen. Goethes Reisen in die Schweiz*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004. S. 19).

Ein lebensweltliches Verhältnis zur Natur ließ offenbar in der Regel keinen Raum für das Empfinden ihrer Herrlichkeit. Nur die nutzbar zu machende, die bezähmbare Natur konnte in gewisser Weise als schön empfunden werden.

Raue Landstriche hingegen, die man nicht bezwingen, die man sich nicht als Teil der eigenen Lebenswelt zunutze machen konnte, galten als lebensfeindlich, Hochgebirge – wie bereits angedeutet – bis ins 17. Jahrhundert hinein sogar oftmals als unschöne Auswüchse auf dem sonst so makellosen Antlitz der Erde, als furchterregende Orte, denen man, wenn möglich, fernblieb.<sup>84</sup> Erst eine gewisse Entfernung zu dieser unberechenbaren und wilden Natur machte eine Sublimierung der Schrecken der Berge und ein ästhetisches Erleben der Landschaft möglich.<sup>85</sup>

Joachim Ritter konkretisiert, im Zuge der kopernikanischen Wende sei es zu einer Ablösung des alten metaphysischen Weltbildes und einer Abgrenzung zu einst universellen Deutungsmustern gekommen. Die Entdeckung bislang nicht für möglich gehaltener physikalischer Phänomene und die daraus notwendigerweise resultierende Zerstörung metaphysischer Gewissheiten habe ein lebensweltliches Defizit entstehen

<sup>84</sup> Vgl. Aufmuth 1988. S. 12, 14; vgl. Begemann 1987. S. 69; vgl. Ludwig Friedländer: *Über die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur*. Leipzig: Hirzel 1873. S. 1; vgl. Gerndt 2001. S. 61; vgl. Groh 1989. S. 53f.; vgl. Groh 1996b. S. 93; vgl. Grupp 2008. S. 15; vgl. Hartl 1961. S. 10; vgl. Hermand 1983. S. 169; vgl. Muschg 2004. S. 18f.; vgl. Wolfgang Reif: *Die Alpen und die Schweiz in Literatur und Kunst von der Aufklärungszeit bis zur klassisch-romantischen Epoche*. In: *Arkadische Kulturlandschaft und Gartenkunst. Eine Tour d'Horizon*. Hrsg. von Richard Faber und Christine Holste. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010. S. 167–199, hier S. 168; vgl. Scharfe 2007. S. 183; vgl. Schmidt 1875. S. 173; vgl. Seitz 1987. S. 128; vgl. Franz K. Stanzel: *Das Bild der Alpen in der englischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 45 (1964). S. 121–138, hier S. 123; vgl. Treptow 2001. S. 143.

<sup>85</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 67; vgl. Matthias Eberle: *Individuum und Landschaft. Zur Entstehung und Entwicklung der Landschaftsmalerei*. Gießen: Anabas-Verlag 1980 (= Kunstwissenschaftliche Untersuchungen des Ulmer Vereins, Verband für Kunst- und Kulturwissenschaften 8). S. 8f.; vgl. Flach 1986. S. 12f.; vgl. Bernd Kortländer: *Die Landschaft in der Literatur des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts*. In: „Landschaft“ als interdisziplinäres Forschungsproblem. *Vorträge und Diskussionen des Kolloquiums am 7./8. November 1975 in Münster*. Hrsg. von Alfred Hartlieb von Wallthor und Heinz Quirin. Münster: Aschendorff 1977. S. 36–44, hier 36f.; vgl. *Die Landschaft. Meisterwerke des 16.–20. Jahrhunderts aus dem Von der Heydt-Museum Wuppertal*. Katalogbuch zu den Ausstellungen vom 13.4.–22.6.1986 in der Kunsthalle Bielefeld sowie vom 12.7.–14.9.1986 in der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden. Bielefeld 1986. S. 9; vgl. Muschg. 2004. S. 18; vgl. Scharfe. 2007. S. 183; vgl. Manfred Smuda: *Natur als ästhetischer Gegenstand und als Gegenstand der Ästhetik. Zur Konstitution von Landschaft*. In: *Landschaft*. Hrsg. von Manfred Smuda. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986. S. 44–69. S. 45; vgl. Bernhard Waldenfels: *Gänge durch die Landschaft*. In: *Landschaft*. Hrsg. von Manfred Smuda. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986. S. 29–43, hier S. 29.

lassen, einen Prozess der „Entzweiung“<sup>86</sup> in Gang gesetzt, der die ästhetische Vermittlung entsprechender Inhalte überhaupt erst vorstellbar gemacht habe.<sup>87</sup> Zudem habe die beginnende Technisierung der Arbeitswelt zu einer Abwanderung aus der Natur geführt, sie zu einer „aus der Nutzung herausgelösten Natur“<sup>88</sup> werden lassen.

Die so entstandene lebensweltliche Distanz sei jedoch nicht nur als bloße Stadt-Land-Divergenz, sondern als elementarer Schritt auf dem Weg zur Freiheit des Subjekts zu verstehen. Ritter verortet diese Entwicklung entsprechend ins letzte Drittel des 18. Jahrhunderts und setzt sie in direkte Verbindung zur Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft, innerhalb derer der Mensch der Natur habe Herr werden können, weil er sich zum ersten Mal als freies Subjekt über sie als sein Objekt zu erheben vermocht habe. Erst unter diesen Voraussetzungen sei Natur zweckfrei zu genießen, als Landschaft für einen empfindenden Betrachter ästhetisch zu vergegenwärtigen.<sup>89</sup>

<sup>86</sup> Ritter. 1978. S. 28; Ritter 1974. S. 28; vgl. Kortländer 1977. S. 37.

<sup>87</sup> Vgl. Ritter 1978. S. 25; vgl. Begemann 1987. S. 108f.; vgl. Groh 1989. S. 74; vgl. Groh 1996b. S. 97; vgl. Kortländer 1977. S. 37; vgl. Waldenfels 1986. S. 30.

<sup>88</sup> Ritter 1978. S. 19.

<sup>89</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 108f.; vgl. Eberle 1980. S. 8 u. 21f.; vgl. Flach 1986. S. 13–15; vgl. Gerndt 2001. S. 61; vgl. Groh 1989. S. 62; vgl. Groh 1996a. S. 18; vgl. Groh 1996b. S. 105; vgl. Hamann/Honold 2011. S. 19; vgl. Kortländer 1977. S. 37; vgl. Die Landschaft. 1986. S. 9f.; vgl. Lehmann 2001. S. 151; vgl. Michael Mandelartz: „Harzreise im Winter“. *Goethes Antwort auf Petrarca und die Naturgeschichte der Kultur*. In: Goethe-Jahrbuch 123 (2006). S. 86–99, hier S. 94; vgl. Ritter. 1978. S. 18 u. 28–30; vgl. Ritter 1974. S. 26–28; vgl. Hans Otto Röber: *Die kritische Perspektive aufs Subjekt in Büchners Lenz*. In: Georg-Büchner-Jahrbuch 10 (2000–2004). S. 173–205, hier S. 182; vgl. Smuda 1986. S. 45. – Ritter interpretiert diese Distanz sowohl als Voraussetzung von Freiheit als auch als Verlust. Seine bereits in der Einleitung erwähnte These, der brüchig gewordene Natur-Mensch-Konnex werde durch die ästhetische Komponente rekonstruiert, ist jedoch keineswegs unkritisch aufgenommen und vor allem in Bezug auf die Frage nach der Genese ästhetischer Naturerfahrung nachdrücklich infrage gestellt worden. So plädieren Ruth und Dieter Groh dafür, den hauptsächlich sozialpsychologisch determinierten Begriff der Kompensation in diesem Zusammenhang zugunsten des eher wissenschaftstheoretischen Terminus der Komplementarität aufzugeben. Diese verstehen sie als Möglichkeit der Wahrnehmung eines Objektes aus vielerlei Perspektiven und den wissenschaftlichen Anspruch darin, Gründe für einen möglichen Perspektivenwechsel aufzuschlüsseln. Sie verweisen zudem darauf, dass sich die Interpretation von Hegels Begriff der ‚Entzweiung‘ innerhalb der Ritterschule, etwa bei Marquard oder Lübbe, grundlegend gewandelt habe, d.h. nicht mehr wie bei Ritter als positives, sondern als negatives Kontinuum verstanden worden und erst in diesem Sinne überhaupt als kompensationsbedürftiges Phänomen zu deuten sei (vgl. Groh 1989. S. 60f., v.a. Anm. 31; vgl. Groh 1996b. S. 102 sowie das Kapitel „Zur Entstehung und Funktion der Kompensationsthese“. S. 150–170). Christian Begemann hingegen gibt zu bedenken, dass die Beschäftigung mit der Genese ästhetischer Naturerfahrung durchaus von Ritters Ansatz profitieren könne, wenn man ihn seiner „ideologischen Tendenz“ (Begemann 1987. S. 110) entkleide.

### 2.3.1 Petrarca und der Mont Ventoux

Entgegen dieser These Ritters scheint es angesichts zahlreicher Reiseberichte aus dem 17. Jahrhundert oder der beginnenden Landschaftsmalerei der Renaissance-Künstler<sup>90</sup> jedoch nur schwerlich denkbar, dass die Natur vor dem 18. Jahrhundert nicht als ästhetisch wahrgenommen wurde. Entsprechend hat die Forschung die Chronologie vermeintlich beredter Exempel häufig bis zu einem historischen Punkt zurückverfolgt, an dem an eine moderne bürgerliche Gesellschaft noch nicht zu denken, auf die Emanzipation des Subjekts von standesmäßigen oder religiösen Edikten lange noch nicht zu hoffen war.

Die Rede ist von der Zeit Francesco Petrarcas, dessen an der Schwelle zwischen Mittelalter und Renaissance verfasster Bericht über seine Besteigung des Mont Ventoux im Jahre 1336 lange Zeit als eines der ersten Beispiele für die Genese einer ästhetischen Dimension des Bergsteigens angesehen wurde und in dem Hans Robert Jauß gar den „Anfang einer neuen ästhetischen Weltneugier und sinnenhaften Naturerfahrung“<sup>91</sup> zu erkennen glaubte.

<sup>90</sup> Zu nennen ist an dieser Stelle etwa die sogenannte Donauschule, der ein zuvor unbekanntes Naturempfinden zugrunde lag. Gemälde von Albrecht Altdorfer und Wolf Huber gelten als die ersten reinen Landschaftsdarstellungen. Und Ludwig Fischer verweist auf Albrecht Dürer, dessen Verständnis von Kunst als „der erste deutschsprachige Beleg für [eine] neuartige Verwertung des Wortes ‚Landschaft‘“ anzusehen sei (Ludwig Fischer: *Das Erhabene und die ‚feinen Unterschiede‘. Zur Dialektik in den sozio-kulturellen Funktionen von ästhetischen Deutungen der Landschaft*. In: *Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. 32. Kongress der deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27.9. bis 1.10.1999*. Hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich, Annette Schneider, Ute Werner. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann 2001. S. 347–356, hier S. 347; vgl. Treptow 2001. S. 144). Unbestritten ist, dass Landschaften in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Malerei und grafischer Kunst zu einem gebräuchlichen Sujet avancierten (vgl. Wilhelm Gössmann: *Die Bedeutung der ästhetischen Erfahrung bei Heinrich Heine*. In: *Heine-Jahrbuch 51* (2012). S. 131–136, hier S. 131; vgl. Ernst H. Gombrich: *Die Kunst der Renaissance I. Norm und Form*. Stuttgart: Klett Cotta 1985. S. 141; vgl. Kortländer 1977. S. 36; vgl. *Die Landschaft* 1986. S. 11). Dies gilt im Besonderen für Gebirgslandschaften, denn gemäß der Verehrung und Wiederbelebung der Antike war der gebildete Renaissance-Mensch in der Lage, seine Bergfurcht eingedenk der vermeintlich auf Olymp und Parnass beheimateten Gottheiten allmählich zu überwinden (vgl. Hartl 1961. S. 15).

<sup>91</sup> Jauß 1984. S. 140; vgl. Begemann 1987. S. 69f.; vgl. Hans Blumenberg: *Die Legitimität der Neuzeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1966. S. 336–338; vgl. Jacob Burckhardt: *Die Kultur der Renaissance in Italien*. Berlin: Verlag von Th. Knaur Nachf. 1928. S. 295–297; vgl. Gössmann 2012. S. 131; vgl. Groh 1989. S. 63; vgl. Groh 1996a. S. 17f.; vgl. Groh 1996b. S. 106; vgl. Grupp 2006. S. 28; vgl. Hamann/Honold 2011. S. 17; vgl. Hartl 1961. S. 10; vgl. Torsten Hoffmann: *Konfigurationen des Erhabenen. Zur Produktivität einer ästhetischen Kategorie in der Literatur des ausgehenden 20. Jahrhunderts*.

Und tatsächlich hatte Petrarca deklariert, angetrieben habe ihn „einzig die Begierde, die ungewöhnliche Höhe dieses Flecks Erde durch Augenschein kennenzulernen.“<sup>92</sup> Im Mittelalter war eine derart genießende Erfahrungsweise der Natur für den frömelnden Rigorismus noch undenkbar gewesen. Die Vorstellung einer verderblichen und gefährlichen äußeren Welt hatte dominiert, die der Mensch zwar auf dem Weg in die jenseitige Erlösung notwendigerweise zu durchlaufen habe, die er aber durch Einhalten des christlichen Gebotes der Selbsteinkehr durchaus zu überbrücken imstande sei. Entsprechend stellte die Furcht vor der Bergwildnis mit ihren vermeintlichen Dämonen eine Barriere dar, die in der Folge nur langsam überwunden wurde.

Das in Petrarcas Bericht bewusst initiierte und forcierte Naturerlebnis ist lange als Ausgangspunkt dieses Prozesses, als Kennzeichen einer beginnenden Abkehr von der tradierten Naturfurcht und damit einer bereits zu diesem Zeitpunkt einsetzenden geistigen Wende gedeutet worden. Eine zweckfreie Bergbesteigung aus vermeintlich rein alpinem Interesse vorzunehmen und dabei ganz bewusst Naturgenuss, ja „eine anständige Vergnügung“<sup>93</sup> zu suchen, war ein Novum. Bergbesteigungen an sich waren in dieser Zeit ausgesprochen selten und man unterzog sich der gefährlichen Strapaze, die ein Aufstieg in unwegsames Berggelände bedeutete, keineswegs zum Vergnügen. Gerade deshalb ist Petrarcas Unternehmung als weltgeschichtlich bedeutendes Ereignis verstanden und sein Brief an den Beichtvater Francesco Dionigi entsprechend als originärer Beleg touristischer Literatur und als Schlüsseltext in der Geschichte des Bergsteigens angesehen worden.<sup>94</sup>

---

Berlin: de Gruyter 2006. S. 159; vgl. *Die Landschaft* 1986. S. 9; vgl. Ritter 1978. S. 7; vgl. Scharfe 2007. S. 139; vgl. Seitz 1987. S. 101; vgl. Treptow 2001. S. 152.

<sup>92</sup> Petrarca: *Dichtungen, Briefe, Schriften*. Hrsg. von Hanns W. Eppelsheimer. Frankfurt am Main: Insel 1980. S. 88; vgl. Burckhardt 1928. S. 296; vgl. Groh 1996a. S. 30; vgl. Grupp 2006. S. 27; vgl. Hamann/Honold 2011. S. 18; vgl. Ritter 1978. S. 7; vgl. Ritter 1974. S. 141.

<sup>93</sup> Petrarca 1980. S. 89.

<sup>94</sup> Vgl. Aufmuth 1988. S. 12; vgl. Begemann 1987. S. 70; vgl. Burckhardt 1928. S. 296; vgl. Grupp 2006. S. 26; vgl. Hamann/Honold 2011. S. 17; vgl. Hoffmann 2006. S. 159; vgl. Horst W. Opaschowski: *Tourismus. Eine systematische Einführung*. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Opladen: Leske & Budrich 2002. S. 41; vgl. Wolfgang Straub: *Über allen Glocknern. Zur Kulturgeschichte und Poetik der Gipfelräume*. In: *Das Erschreiben der Berge. Die Alpen in der deutschsprachigen Literatur*. Hrsg. von Johann Georg Lughofer. Innsbruck: Innsbruck University Press 2014 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe. Bd. 81). S. 111–119, hier S. 112; vgl. Treptow 2001. S. 152.

In Petrarca's Report heißt es, der ohnehin beschwerliche Weg nach oben werde durch unzählige Unterbrechungen und tiefe Zweifel immer wieder zusätzlich verlängert. Er selbst aber sei während einer solchen, oftmals durch äußere Umstände erzwungenen Rast stets in sich gegangen, habe sich „auf Gedankenflügeln vom Körperlichen ins Unkörperliche“<sup>95</sup> hinübergeschwungen, um sich stets erneut auf sein Telos zu besinnen und „mit erhabenen Schritten“<sup>96</sup> weiter voranzuschreiten.

Nach „viel Beschwerde“<sup>97</sup> völlig ermattet auf dem Gipfel angekommen, empfindet er zwar eine Betäubung aller Sinne, das vorhergesagte Gefühl der Ergriffenheit, der vermutete überwältigende Eindruck jedoch bleibt aus – laut Martin Scharfe ein eindeutiges Indiz dafür, dass das „Hinab- und Hinausblicken [...] erst mühsam und nur langsam gelernt“<sup>98</sup> werden musste und bei Petrarca offenbar noch nicht präsent war. Statt die Naturschönheit wahrnehmen und den Blick vom Gipfel auf die Welt frei genießen zu können, zwingt sich das berichtende Ich gemäß seiner religionsgeschichtlich tradierten geistigen Fesseln in die innere Meditation. Mit der Absicht, nach dem Leibe nun „auch die Seele zu Höherem“<sup>99</sup> zu erheben, schlägt es Augustinus' *Confessiones* auf – scheinbar zufällig genau die Stelle, in der es heißt: „Et eunt homines mirari alta montium et ingentes fluctus maris et latissimos lapsus fluminum et Oceani ambitum et gyros siderum, et relinquunt se ipsos [...]“<sup>100</sup> Naturschauspiele, wie etwa die beeindruckenden Höhen der Berge oder den mächtigen Wellengang des Meeres zu bewundern und sich in der genießenden Betrachtung selbst zu verlieren, wird als verachtenswerter Verstoß gegen erwähntes Gebot der Selbsteinkehr offenbart.<sup>101</sup>

<sup>95</sup> Petrarca 1980. S. 91.

<sup>96</sup> Ebd. S. 92.

<sup>97</sup> Ebd. S. 90.

<sup>98</sup> Scharfe 2007. S. 231; vgl. Straub 2014. S. 112.

<sup>99</sup> Petrarca 1980. S. 95.

<sup>100</sup> Augustinus: *Confessiones. Bekenntnisse*. Lateinisch und deutsch. 2. Auflage. München: Kösel 1960. S. 508f. (Zehntes Buch). In der hier verwendeten übersetzten Fassung heißt es: „Und es gehen die Menschen, zu bestaunen die Gipfel der Berge und die ungeheuren Fluten des Meeres und die weit dahinfließenden Ströme und den Saum des Ozeans und die Kreisbahnen der Gestirne, und haben nicht acht ihrer selbst.“ (Petrarca 1980. S. 96).

<sup>101</sup> Vgl. Gerd Michels: *Textanalyse und Textverstehen*. Heidelberg: Quelle und Meyer 1981. S. 12; vgl. Straub 2014. S. 112. – Der Zweck dieser Offenbarung liegt auf der Hand: Der Blick von oben auf die Welt soll Gott vorbehalten bleiben. Martin Scharf erklärt in diesem Zusammenhang, die zahlreichen Darstellungsvarianten des Gipfelblicks seien nichts anderes als „Imitationen des Gottesblicks vom Himmel auf die Erde – oder Vorwegnahmen des Satellitenblicks auf die Erde, den wir seit Ende des 20. Jahrhunderts kennen.“ (Scharf. 2007. 237).

Die Folge ist klar: So erstaunlich und beeindruckend die äußere Natur auch von ihrer neu errungenen Gipfelposition aus anmuten mag, kann sie doch vor der überwältigend dominanten inneren Seelenwelt nicht bestehen. Der gewagte Blick nach außen wird als Gipfel der Überhebung interpretiert und damit als bloßer Umweg zur geistigen Vergegenwärtigung des wahren menschlichen Selbst entlarvt, und dient somit letztlich erneut nur der Rückwendung nach innen. Was als Weltzuwendung begann, endet in Weltabkehr: „Das Gipfelerlebnis wird zum Bekehrungserlebnis.“<sup>102</sup> Es gelingt Petrarca's Ich nicht, die wahrgenommenen Sinneseindrücke zu transzendieren, die Seele in einen höheren Zustand zu erheben. „Das irdische Vergnügen kann offensichtlich nicht zu einem irdischen Vergnügen in Gott erhöht werden.“<sup>103</sup> Die anfänglich betäubende Bewunderung schlägt daher um in einen auf das eigene beschränkte und sich unangemessen überhebende Selbst bezogenen Zorn. Petrarca realisiert den „Mangel an Einsicht“, der vermeintlich allen Sterblichen gemein zu sein scheint. Der Einsicht nämlich, „daß sie unter Nichtachtung ihres edelsten Teils sich im Vielerlei verlieren und in leeren Schauspielen sich verzetteln und außerhalb suchen, was innen zu finden gewesen wäre.“<sup>104</sup> Denn das Schauen der Größe der Natur bewirkt – so glaubt er, erkannt zu haben – lediglich irdischen Genuss, der jedoch das Innerste, die Seele, nicht anzurühren vermag. Der Blick in das mitgeführte Buch entlarvt den entstandenen Eindruck gar als „Schmutz der irdischen Abscheulichkeiten.“<sup>105</sup>

Das in ihm anfangs offenbar aufkeimende neue ästhetische Weltinteresse bleibt so an das immer noch vorherrschende augustinish-mittelalterliche Weltverständnis rückgekoppelt und kann deshalb nicht zur Entfaltung kommen. Es ließe sich mutmaßen, ihm habe – um erneut einen Begriff Ritters zu bemühen – lediglich das notwendige „Organ“<sup>106</sup> zum ästhetischen Empfinden von Natur noch gefehlt und

<sup>102</sup> Groh 1989. S. 65; Groh 1996b. S. 109; vgl. Groh 1996a. S. 29f.; vgl. Grupp 2006. S. 27f.; vgl. Hoffmann 2006. S. 160 u. 165; vgl. Jauß 1984. S. 141f.; vgl. Macho 2000. S. 42; vgl. Mandelartz 2006. S. 94; vgl. Ritter 1978. S. 8f. u. 14f.; vgl. Ritter 1974. S. 142f. u. 148; vgl. Stanzel 1964. S. 134; vgl. Straub 2014. S. 112; vgl. Treptow 2001. S. 143 u. 152.

<sup>103</sup> Groh 1996a. S. 42.

<sup>104</sup> Petrarca 1980. S. 97.

<sup>105</sup> Ebd.

<sup>106</sup> Ritter 1978. S. 16; Ritter 1974. S. 152. – Auf diesen „Mangel an Empfänglichkeit für die Schönheit der Gebirgsnatur“ hatte Ludwig Friedländer bereits in seinem 1873 erschienenen Bericht *Über die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur* hingewiesen (Friedländer 1873. S. 2).

sein Vorhaben hätte vermeintlich durchaus anders ausgehen mögen, hätte Petrarca bereits über die Idee des Naturerhabenen verfügt.<sup>107</sup>

Doch der allzu explizit allegorische Charakter seines Gipfelerlebnisses lässt darauf schließen, dass Petrarca entgegen seiner textimmanenten Ankündigung ohnehin keine zweckfreie genießerische Betrachtung der Natur angestrebt, sondern diese lediglich zur Explikation der Bekehrungsgeschichte nutzbar gemacht haben dürfte. Der als brieflicher Bericht ausgewiesene und lange Zeit als erste bedeutsame Etappe auf dem Weg zu einer ästhetischen Bergliteratur verstandene Text entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als Zeugnis einer „tiefmittelalterlichen Moralphilosophie“.<sup>108</sup>

Aus diesem Grund wird der vermeintliche Signalcharakter seit den 1990er Jahren stark relativiert, in der deutschsprachigen Forschung nimmt man daher zusehends „Abschied vom Mont Ventoux“.<sup>109</sup> Diese wissenschaftliche Kehrtwende begründet sich auch aus der Tatsache, dass Petrarca besagten Brief an Dionigi entgegen der eigenen Aussage vermutlich nicht umgehend, sondern erst Jahre später schrieb. Neuere Erkenntnisse lassen zudem die These zu, dass es sich um einen rein fiktiven Text handeln könnte und Petrarca den Berg möglicherweise nie selbst bestiegen hat.<sup>110</sup>

Innerhalb der zeitgenössischen Rezeption begegnete man dem Bericht hauptsächlich mit Unverständnis und so blieb Petrarcas Bergerlebnis ein flüchtiges Intermezzo innerhalb der Genese ästhetischer Naturerfahrung.

---

<sup>107</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 110; vgl. Groh 1989. S. 67; vgl. Groh 1996b. S. 111; vgl. Hoffmann 2006. S. 160; vgl. Straub 2014. S. 112f. – Ralph-Rainer Wuthenow ergänzt dazu: „Jene Entzweiung, die das Kennzeichen der Moderne ist und ein sentimentalisiertes Naturverhältnis erst möglich macht, wie es bei Rousseau, beim jungen Goethe und bei Heine zur Entdeckung der Landschaft als einem den menschlichen Gemütszustand entsprechenden Naturphänomen führen sollte, hat bei Petrarca noch nicht stattgefunden.“ (Ralph-Rainer Wuthenow: *Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung*. Frankfurt am Main: Insel 1980. S. 73) Sowohl auf Rousseaus Naturempfinden als auch auf Goethes Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur soll im weiteren Verlauf der Arbeit noch Bezug genommen werden.

<sup>108</sup> Groh 1996a. S. 49.

<sup>109</sup> Stephan Mühr: *Naturwahrnehmung – Fremderfahrung. Entwurf zum Textverständnis europäischer Natur als Fremderfahrung aus der Transformationsgeschichte ihrer Denkfiguren*. Frankfurt am Main: Lang 2001. S. 80; vgl. Groh 1996a. S. 20f.; vgl. Grupp 2006. S. 26, vgl. Hoffmann 2006. S. 159; vgl. Straub 2014. S. 112.

<sup>110</sup> Vgl. Groh 1996a. S. 20f. u. 25; vgl. Grupp 2006. S. 26; vgl. Hoffmann 2006. S. 159f.; vgl. Straub 2014. S. 112.

### 2.3.2 Die physikotheologische Entdeckung des Schrecklich-Erhabenen

Der Entwicklung einer ästhetisch disponierten Wahrnehmung der Bergwelt lieferte erst ihre wissenschaftliche Eroberung – vor allem die der Alpen – zwei Jahrhunderte später neuerliche Zündkraft.<sup>111</sup> 1523 durchwanderte der damals achtzehnjährige spätere Historiker Ägidius Tschudi allein die Schweizer Alpenwelt und bestieg sowohl das Matterhorn als auch den Gotthard. Sein fünfzehn Jahre später in Basel publiziertes Werk *Grundtliche vnd warhafftige beschreibung der vralten Alpischen Rhetie* lieferte nicht nur eine der ältesten Sammlungen topografischer Karten der Schweiz, sondern zeugte vor allem von der Begeisterung, die Tschudi angesichts der Schönheit der Landschaft offenbar empfunden haben muss.<sup>112</sup>

Und auch sein Zeitgenosse, der Züricher Naturforscher und Humanist Conrad Gesner, der ebenfalls als Jugendlicher die Schweizer Bergregionen bereiste, deutete die sich ihm darbietenden Naturphänomene in einer bis zu diesem Zeitpunkt eher unüblichen Weise. Obwohl sich seine später verfasste wissenschaftliche Abhandlung in der Hauptsache mit den Prinzipien der alpinen Milchwirtschaft befasst, verweist doch bereits der Titel des Büchleins darauf, dass er sich seinem Telos keineswegs nur medizinisch, sondern auch philologisch anzunähern wusste.

Zwar empfand auch er auf dem Gipfel zunächst eine tiefe Erschütterung des Gemüts, anders als Petrarca war er jedoch offenbar in der Lage, seiner Ergriffenheit ohne den bitteren Beigeschmack einer vermeintlich sündigen Handlung freien Lauf zu lassen und beeindruckt zu konstatieren, er fühle sich angesichts der unbegreiflichen Höhen hingerissen zur Betrachtung des erhabenen Baumeisters.<sup>113</sup>

---

<sup>111</sup> Charlotte Hartl verweist diesbezüglich auch auf das erstmalige Aufkommen des Terminus ‚Hochgebirge‘, der im Mittelalter wohl nicht existent war und der auch in der Folgezeit lange recht unpräzise konturiert blieb. Dies mag – so Hartl – auch daran gelegen haben, dass es in der Hauptsache Bewohner des Flachlandes, höchstens der Mittelgebirge waren, die ihre Eindrücke der Hochgebirgsregionen schriftlich fixierten und die diese naturgemäß vollkommen anders wahrnahmen als die Gebirgsbewohner selbst (vgl. Hartl 1961. S. 5).

<sup>112</sup> Vgl. Nils Büttner: *Die Erfindung der Landschaft. Kosmographie und Landschaftskunst im Zeitalter Bruegels*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000. S. 177; vgl. Opaschowski 2002. S. 41; vgl. Bernhard Studer: *Geschichte der physischen Geographie der Schweiz bis 1815*. Bern und Zürich 1863. S. 77f.

<sup>113</sup> Vgl. Conrad Gesner: *Libellus de lacte, et operibus lactariis, philologus pariter ac medicus*. Zürich 1541. Blatt 2.

Unter anderem in Bezug auf Gesner konstatiert Charlotte Hartl, der Renaissance-mensch besteige den Berg,

[...] um sich mit Herz und Sinnen dem Bergerlebnis aufzuschließen und das Hochgebirge zugleich als Intellektueller reflektierend als eine Gegebenheit außer sich entgegenzunehmen, als ein Stück Natur, das den Menschen bereichert und erhebt [...].<sup>114</sup>

Hier deutet sich bereits an, in welchen Bahnen die Genese ästhetischer Naturerfahrung nach Gesner und Tschudi weiter verlaufen wird. Trotz der Tatsache, dass ihre Schriften größtenteils einem gelehrten Publikum vorbehalten blieben, gelten sie daher als Vorkämpfer einer Epoche, in der sich das Empfinden der Natur und vor allem das Verhältnis zur Bergwelt allmählich von dem mittelalterlichen Edikt der Gottesnähe abzulösen vermochte und eine neuzeitliche Landschaftserfahrung möglich wurde.<sup>115</sup>

In diese Tradition ist auch der reformatorische Theologe und Naturforscher Benedikt Marti einzuordnen, der 1557 die erste festgehaltene Besteigung des Niesen unternahm und sich als einer der ersten Wissenschaftler seiner Zeit dafür einsetzte, die entstehende Kluft zwischen Theologie und Naturwissenschaft zu überwinden. Auch wenn dies zu seinen Lebzeiten noch nicht gelingen konnte, bildete sich in der Folgezeit eine neue Denkart heraus, die physikalische Tatsachen und metaphysische Grundannahmen miteinander in Einklang zu bringen, eine vollkommen neue Erfahrung der Innerlichkeit zu etablieren suchte, und ein Aufheben des Gegensatzes von Welt und Seele, von Außen und Innen allmählich erlaubte.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts entwickelte sich – zum einen als Antwort auf das barocke Gefühl des Ausgeliefertseins, zum anderen als Reaktion auf den

---

<sup>114</sup> Hartl 1961. S. 22.

<sup>115</sup> Vgl. Peter Faessler: *Reiseziel Schweiz – Freiheit zwischen Idylle und „großer“ Natur*. In: *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*. Hrsg. von Hermann Bausinger, Klaus Beyrer und Gottfried Korff. München: Beck 1991. S. 243–248, hier S. 244; vgl. Friedländer. 1873. S. 6f.; vgl. Hartl 1961. S. 17; vgl. Opaschowski 2002. S. 41f.; vgl. Karl Richter: *Die Kopernikanische Wende in der Lyrik von Brockes bis Klopstock*. In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 12 (1968). S. 132–169, hier S. 134; vgl. Seitz 1987. S. 76–78.

„Schock der kopernikanischen Wende“<sup>116</sup> – unter federführender Initiative der Universität Cambridge zunächst in England die sogenannte Physikotheologie, deren Hauptvertreter in ihren Publikationen vermeintlich furchterregende Naturphänomene nicht mehr als Memoranda an den Sündenfall reklamierten, sondern als zum Schöpfungsplan Gottes gehörende zweckmäßige und beeindruckende Schauspiele explizierten, ohne einen drohenden Konflikt mit christlichen Glaubensgrundsätzen befürchten zu müssen.<sup>117</sup>

Geistesgeschichtliche Wurzeln schlägt die Bewegung bereits in der platonischen Philosophie und bezieht sich unter anderem unmittelbar auf Platons *Timaios* und Ciceros *De natura deorum*. Vor allem Ciceros Werk kann als heidnische Urschrift der Physikotheologie verstanden werden, da es alle Teile des Weltalls als zweckmäßig und deshalb schön darstellt. Von der griechischen Philosophie, über die Frühscholastik bis zu Thomas von Aquin – immer dominiert der Ansatz der Analogia entis, der sich dann auch in der Theorie der Physikotheologen wiederfindet: aus der Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit und Schönheit der Welt auf die Existenz ihres Schöpfers zu schließen.

Grundlage des Bemühens war die auf Augustinus zurückgehende Lehre der zwei Bücher – dem Buch der Offenbarung und dem Buch der Natur. Die Physikotheologen proklamierten als erste eine Gleichberechtigung beider Bücher. Jedes Geschöpf wurde als ein von Gottes Hand geschriebener Buchstabe gedeutet, weshalb das Lesen der Natur ebenso zur Erkenntnis führe wie die Lektüre der

<sup>116</sup> Groh. 1989. S. 69f.; Groh. 1996b. S. 114; vgl. Begemann. 1987. S. 139; vgl. Brenner. 1989. S. 20–22; vgl. Walter Erhart: *Verbotene Bilder? Das Erhabene, das Schöne und die Moderne Literatur*. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 41 (1997). S. 79–106, hier S. 85; vgl. Barbara Hunfeld: *Der Blick ins All. Reflexionen des Kosmos der Zeichen bei Brockes, Jean Paul, Goethe und Stifter*. Tübingen: Niemeyer 2004. S. 1f.; vgl. Hübner. 2004. S. 8; vgl. Uwe-K. Ketelsen: *Die Naturpoesie der norddeutschen Frühaufklärung. Poesie als Sprache der Versöhnung: alter Universalismus und neues Weltbild*. Stuttgart: Metzler 1974. S. 112; vgl. Kortländer. 1977. S. 37f.; vgl. *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. I. S. 492; vgl. Reif 2010. S. 168; vgl. Carsten Zelle: *Angenehmes Grauen. Literarhistorische Beiträge zur Ästhetik des Schrecklichen im achtzehnten Jahrhundert*. Hamburg: Meiner 1987 (Studien zum achtzehnten Jahrhundert. Bd. 10). S. 82, 204, 215 u. 231.

<sup>117</sup> George Hakewill: *Apology or Declaration of the Power and Providence of God* (1627); Henry More: *An Antidote against Atheism* (1652); John Ray: *The Wisdom of God Manifested in the Works of the Creation* (1691); Richard Bentley: *A Confutation of Atheism from the Origin and Frame of the World* (1692); Johann Jacob Scheuchzer: *Ouresiphoites Helveticus, sive itinera alpina tria* (1708); William Derham: *Astro-Theology or A Demonstration of the Beings and Attributes of God from a Survey of the Heaven* (1715).

Bibel.<sup>118</sup> Wie von Gesner ein Jahrhundert zuvor bereits angedeutet, waren die Vertreter der Physikotheologie der Ansicht, in der Natur Gott selbst begreifen, mit Hilfe neuer Forschungsmethoden dessen Schöpfungsplan nachzeichnen und so die sich dahinter verbergende Zweckmäßigkeit nachweisen zu können: „Gott steh[e] nicht mehr außerhalb der Natur, sondern [sei] in ihr anwesend, als rationales Prinzip.“<sup>119</sup>

Zudem steuerte man mit der Bemühung, die Erkenntnisse neuerer Naturwissenschaften mit dem alten Weltbild in Einklang zu bringen, nicht nur der Verfallsthese, sondern auch dem sich ausbreitenden Atomismus entgegen, dessen Vertreter die Entstehung der Welt als Folge einer rein zufälligen Zusammenballung von Atomen deklarierten und damit die Idee einer göttlichen Schöpfung ganz und gar ablehnten. Dahinter verbarg sich die Theodizee-Frage danach, wie unberechenbare Naturgewalten und drohende Katastrophen mit der Vorstellung eines gnädigen Schöpfers in Einklang zu bringen seien.<sup>120</sup>

Als Inbegriff solcher Übel galten die Berge. Auf ihre Nützlichkeit war bislang nur vereinzelt verwiesen worden und erst die Physikotheologie erreichte mit ihrer Bergapologie tatsächlich eine diesbezügliche „Positivierung des Negativen“.<sup>121</sup> Zum ersten Mal hob man nun ganz explizit ihre zentrale Wichtigkeit hervor, indem man sie etwa als Wasserlieferanten, Ursprungsorte von Heilquellen oder natürlich entstandene Schutzwälle definierte.<sup>122</sup> Man verstand die sinnlich wahrnehmbare Natur als

<sup>118</sup> Vgl. Begemann. 1987. S. 72; vgl. Harold P. Fry: *Physics, Classics and the Bible. Elements of the Secular and the Sacred in Barthold Heinrich Brockes' Irdisches Vergnügen in Gott, 1721*. New York: Lang 1990. S. 252; vgl. Groh 1989. S. 69f.; vgl. Groh 1996b. S. 115; vgl. Hunfeld 2004. S. 52; vgl. Gerhard Kaiser: *Aufklärung. Empfindsamkeit. Sturm und Drang*. 3., überarbeitete Auflage. München: Francke 1979 (= Geschichte der deutschen Literatur 3). S. 74; vgl. Hans Gerd Rötzer: *Geschichte der deutschen Literatur. Epochen – Autoren – Werke*. Bamberg: C.C. Buchner 1992. S. 70; vgl. Zelle 1987. S. 215; vgl. Carsten Zelle: *Das Erhabene in der deutschen Frühaufklärung. Zum Einfluß der englischen Physikotheologie auf Barthold Heinrich Brockes' Irdisches Vergnügen in Gott*. In: *Arcadia* 25 (1990). S. 225–240, hier S. 231.

<sup>119</sup> Hunfeld 2004. S. 39; vgl. Erhart 1997. S. 86; vgl. Fry 1990. S. 7; vgl. Groh 1989. S. 70; vgl. Groh 1996b. S. 116; vgl. Richter 1972. S. 73; vgl. Scharfe 2007. S. 192; vgl. Zelle 1987. S. 216.

<sup>120</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 87; vgl. Hübner 2004. S. 8; vgl. Uwe-K. Ketelsen: *Barthold Heinrich Brockes*. In: *Deutsche Dichter*. Bd. 3. Stuttgart: Reclam 1988. S. 9–21, hier S. 19; vgl. Scharfe 2007. S. 189; vgl. Stanzel 1964. S. 134; vgl. Willy Vontobel: *Von Brockes bis Herder. Studien über die Lebrdichter des 18. Jahrhunderts*. Bern: Grunau und Cie [1942]. S. 50f.; vgl. Zelle 1987. S. 204; vgl. Zelle 1990. S. 232f.

<sup>121</sup> Groh 1989. S. 71; Groh 1996a. S. 108; Groh 1996b. S. 117; vgl. Begemann 1987. S. 87; vgl. Reif 2010. S. 168; vgl. Richter 1972. S. 73; vgl. Scharfe 2007. S. 189; vgl. Zelle 1987. S. 82 u. 217; vgl. Zelle 1990. S. 233.

<sup>122</sup> Vgl. Groh 1989. S. 72; vgl. Groh 1996a. S. 109; vgl. Groh 1996b. S. 118f.; vgl. Zelle 1990. S. 233.

Offenbarung Gottes und konnte entsprechend alle sich in ihr ereignenden Abläufe als göttlich evozierte Prozesse deuten. Dies bewirkte eine „Relativierung des Schreckens“<sup>123</sup> – er konnte fortan durch den Rückbezug auf die Allmacht Gottes als „angenehme Bestürzung“<sup>124</sup> umgedeutet werden. Carsten Zelle spricht diesbezüglich auch von der „Entdeckung des Schrecklich-Erhabenen.“<sup>125</sup>

Der gedankliche Transfer von der physischen in die metaphysische Ebene war logisch natürlich nicht haltbar, ein auf dieser Argumentation fußender Gottesbeweis zum Scheitern verurteilt. Dennoch bewirkte das kontinuierliche empirische Schaffen der Physikotheologen zweifelsohne eine grundlegende Wende im Prozess der sinnlich-ästhetischen Aneignung und Erfahrung von Natur.<sup>126</sup>

Immerhin war durch die revolutionären physikalischen und kosmologischen Erkenntnisse auch der traditionell überlieferte Maßstab des Schönen beträchtlich ins Wanken geraten.<sup>127</sup> In einer plötzlich grenzenlos erscheinenden Welt, in der bislang klare Ordnungen geherrscht hatten, sah man sich nun vermeintlich Missordnung und Disharmonie ausgesetzt. Diese „Entgrenzung des Raumes“<sup>128</sup> nicht als Bedrohung

<sup>123</sup> Zelle 1987. S. 82 u. 203; vgl. Groh 1996a. S. 109; vgl. Richter 1972. S. 73; vgl. Birgit Ulmer: *Die Entdeckung der Landschaft in der italienischen Literatur an der Schwelle zur Moderne*. Frankfurt am Main: Lang 2009. S. 117f.; vgl. Zelle 1990. S. 232f.

<sup>124</sup> Zelle 1987. S. 204; vgl. Richter 1968. S. 140; vgl. Ulmer 2009. S. 118; vgl. Zelle 1990. S. 233.

<sup>125</sup> Zelle 1987. S. 204; Zelle 1990. S. 226; vgl. Begemann 1987. S. 118 u. 125–127; vgl. Erhart 1997. S. 80f. – Begemann präzisiert, die Furcht bleibe im Erhabenheitsgefühl zwar auch weiter präsent, sei aber nicht mehr mit der ursprünglichen Naturfurcht in Verbindung zu bringen. Diese sei überwunden und der erhabene Schauer entstände nur auf der Basis der Vorstellung einer Bedrohung des Menschen durch die Natur, die de facto aber nicht stattfindet. Deshalb erklärt er – wie auch schon Kant oder Schiller – die Sicherheit zur Bedingung des Erhabenheitsgefühls.

<sup>126</sup> Vgl. Groh 1989. S. 71f. u. 84; vgl. Groh 1996b. S. 118 u. 135; vgl. Richter 1972. S. 73; vgl. Zelle 1987. S. 204; vgl. Zelle 1990. S. 231.

<sup>127</sup> Zelle spricht diesbezüglich von einer „doppelten Ästhetik“, die sich als programmatische Verbindung des Schönen mit dem Erhabenen seit der Querelle des Anciens et des Modernes herauszubilden begonnen und mit dem ausgehenden 17. bzw. beginnenden 18. Jahrhundert einen ersten Ansatz zur ästhetischen Wende geliefert habe (vgl. Carsten Zelle: *Schönheit und Erhabenheit. Der Anfang doppelter Ästhetik bei Boileau, Dennis, Bodmer und Breitinger*. In: *Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn*. Hrsg. von Christine Pries. Weinheim: VCH, Acta Humaniora 1989. S. 55–73, hier S. 55f.; vgl. Erhart 1997. S. 81; vgl. Groh 1996a. S. 110; vgl. Reif 2010. S. 168).

<sup>128</sup> Hunfeld 2004. S. 39; vgl. Begemann 1987. S. 117; vgl. Brenner 1989. S. 20f.; vgl. Paul Bröckmann: *Anfänge der Naturlyrik bei Brockes, Haller und Günther*. In: *Literatur und Geistesgeschichte. Festgabe für Heinz Otto Burger*. Hrsg. von Reinhold Grimm und Conrad Wiedemann. Berlin: Erich Schmidt 1968. S. 110–126, hier S. 113; vgl. Erhart 1997. S. 81; vgl. Dirk Evers: *Das Verhältnis von physikalischer und theologischer Kosmologie als Thema des Dialogs zwischen Theologie und Naturwissenschaft*. In: *Theologie und*

oder Zeichen der prinzipiellen Unterlegenheit des Menschen gegenüber der Natur zu empfinden, sondern sie mit Entzücken als schön wahrnehmen zu können, bedeutete einen drastischen Umbruch des ästhetischen Urteilens und damit die Verabschiedung bis dahin geltender ästhetischer Normen. Das klassische Schönheitsideal überwindend kam man zu dem Schluss, es könne keinen gültigen Grund dafür geben, einen symmetrischen Gegenstand einem vermeintlich deformierten vorzuziehen, denn die augenscheinliche Deformation manifestiere sich auf der Basis des subjektiven und vorgeprägten Empfindens lediglich innerhalb der Vorstellungswelt.

Wo zuvor die Regeln der Konformität und Universalität geherrscht hatten, hießen die neuen Schlagworte nun Individualität und Variabilität. Man entlarvte das ästhetische Urteil als kulturhistorisch disponiert und damit entwicklungsgeschichtlich wandelbar und schuf somit nicht nur die wesentliche Voraussetzung, sich die wilde und grenzenlose Natur fortan in genießender Betrachtung vor Augen zu führen, sondern letztlich die eigentliche Grundlage der Ästhetik des Naturerhabenen.<sup>129</sup>

Das Übersinnliche hatte seit jeher den menschlichen Verstand in besonderem Maße herausgefordert und verschiedenste Deutungsansätze der sich offenbar hinter den sichtbaren Phänomenen der Natur verbergenden metaphysischen Komponente provoziert. Eindrücke, die allein auf der Basis sinnlicher Wahrnehmung für den Menschen nicht zu begreifen waren, hatten ihn schlicht überwältigt. Diese „Grenzerfahrung menschlicher Vernunft“<sup>130</sup> nicht mehr als Ausgeliefertsein an eine erzürnte

*Kosmologie*. Hrsg. von Jürgen Hübner, Ion-Olimpiu Stamatescu und Dieter Weber. Tübingen: Mohr Siebeck 2004. S. 43–58. hier S. 48; vgl. Reif 2010. S. 168; vgl. Richter 1968. S. 145; vgl. Richter 1972. S. 68; vgl. Hartl 1961. S. 12.

<sup>129</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 98, 101; vgl. Erhart 1997. S. 80f.; vgl. Groh 1989. S. 77; vgl. Groh 1996a. S. 109; vgl. Groh 1996b. S. 125; vgl. Hoffmann 2006. S. 157; vgl. Hunfeld 2004. S. 11, 39; vgl. Richter 1972. S. 73; vgl. Stanzel 1964. S. 129f.; vgl. Ulmer 2009. S. 117f.; vgl. Vontobel [1942]. S. 53; Zelle 1987. S. 77 u. 214. – An dieser Stelle sei auf den Ansatz Karl Heinz Bohrs hingewiesen, der aufzuzeigen sucht, auf welche Weise sich die Grenze ästhetischer Phänomene zu nicht ästhetischen darstellen lässt und ob diesbezüglich die zeitliche Modalität der Plötzlichkeit dienlich sein kann. Er definiert in diesem Zusammenhang Plötzlichkeit als „Ausdruck und Zeichen von Diskontinuität und Nichtidentischem, was immer sich der ästhetischen Integration sperren mag.“ (Karl Heinz Bohrer: *Plötzlichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981. S. 7).

<sup>130</sup> Hunfeld 2004. S. 1, 41; vgl. Begemann 1987. S. 116; vgl. Hartmut Böhme: *Das Steinerner. Anmerkungen zur Theorie des Erhabenen aus dem Blick des „Menschenfremdesten“*. In: *Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn*. Hrsg. von Christine Pries. Weinheim: VCH, Acta Humaniora 1989. S. 119–141, hier S. 123; vgl. Richter 1968. S. 145; vgl. Erika Schellenberger-Diederich: *Geopoetik. Studien zur Metaphorik des Gesteins in der Lyrik von Hölderlin bis Celan*. Bielefeld: Aisthesis 2006. S. 42.

Gottesgewalt zu empfinden, sondern im Angesicht der sich neu offenbarten Unendlichkeit des Raumes auf die Existenz eines ebenso unendlichen Gottes zu schließen, die Schrecken als „Signatur des Erhabenen“<sup>131</sup> und die Überwältigung als dessen grundlegendes Funktionsprinzip begreifen zu können, muss als eigentliche Leistung des physikotheologischen Ansatzes verstanden werden.<sup>132</sup>

Hartmut Böhme weist die damals entstehende Ästhetik des Erhabenen als ein Konzept aus, um sich mit der Angst vor Übersinnlichem auseinanderzusetzen und sie beherrschen zu lernen.<sup>133</sup> Allein auf dieser Basis sei eine künstlerische Beschäftigung mit entsprechenden Motiven und Topoi überhaupt denkbar. Erika Schellenberger-Diederich spricht diesbezüglich von der „Trinität von Bewältigen, Beherrschen und Besingen“.<sup>134</sup>

Es folgte eine lange Periode der Auseinandersetzung mit dieser neuen Denkart inklusive zahlreicher Alpenbesteigungen und einer darauf folgenden regelrechten Flut an Publikationen. Die Etablierung der Kategorie des Erhabenen aber wurde zum Teil aus den Reihen der Physikotheologen selbst torpediert und brach sich überdurchschnittlich häufig vor allem am Gegenstandsbereich Berg, der in besonderem Maße eine „widersprüchliche Gleichzeitigkeit von Vergnügen und Furcht, von Entgrenzung und Auflösung, von Selbstvergewisserung und Selbstverlust“<sup>135</sup> provozierte.

Das eigentliche „ästhetische Dilemma“<sup>136</sup> bestand darin, nach Maßgabe der physikotheologischen Nutzenabwägung nun Phänomene bewundern und als erhaben empfinden zu sollen, die zuvor allen klassischen ästhetischen Normen widersprochen hatten und deshalb als unschön wahrgenommen worden waren. Thomas Burnet etwa explizierte – obgleich auch er das Moment der Überwältigung und den Eindruck des Erhabenen auf seiner Alpenreise zehn Jahre zuvor durchaus wahrgenommen hatte – die Berge in seiner *Telluris Theoria Sacra* von 1681 gemäß der lutherischen

<sup>131</sup> Hunfeld 2004. S. 41 u. 46; vgl. Begemann 1987. S. 112f.; vgl. Richter 1968. S. 144.

<sup>132</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 86f., 139; vgl. Fry 1990. S. 8; vgl. Groh 1989. S. 76, 78; vgl. Groh 1996b. S. 8f., 124, 126; vgl. Hoffmann 2006. S. 164; vgl. Stanzel 1964. S. 130; vgl. Zelle 1987. S. 215.

<sup>133</sup> Vgl. Böhme 1989. S. 123.

<sup>134</sup> Schellenberger-Diederich 2006. S. 41.

<sup>135</sup> Hunfeld 2004. S. 45; vgl. Richter 1972. S. 73.

<sup>136</sup> Groh 1989. S. 79; Groh 1996b. S. 128; vgl. Hunfeld 2004. S. 44; vgl. Richter 1972. S. 72f.; vgl. Treptow 2001. S. 144; vgl. Zelle 1987. S. 84 u. 88; vgl. Zelle 1990. S. 228.

Verfallstheorie als Inbegriff der auf Sünde beruhenden Deformation der Erde, während John Ray sie in seiner zehn Jahre später publizierten Schrift *The Wisdom of God Manifested in the Works of the Creation* als Exempel für die Vielseitigkeit der göttlichen Schöpfung ins Feld führte.<sup>137</sup>

Der Aufgabe, diese Ambivalenz zu ergründen und der Wahrnehmung des Erhabenen eine gewisse Systematik zugrunde zu legen, widmete sich unter anderem der englische Dramatiker John Dennis, der ebenfalls in den erweiterten Einflussbereich der Cambridger Platonisten einzuordnen ist. Im Anschluss an seine Italienreise von 1688 und im Rückgriff auf Pseudo-Longinos' antike Abhandlung *Über das Erhabene*<sup>138</sup> entwickelte er ein eindeutiges begriffliches Instrumentarium, das eine Interpretation des ihm begegneten „delightful Horrour“ und des gleichzeitigen „terrible Joy“<sup>139</sup> auch auf poetologischer Ebene möglich machte: Er untersuchte Gegenstände in der Natur „gewissermaßen seelenphysikalisch auf Ursache und Wirkung hin“,<sup>140</sup> bestimmte genau, welcher Effekt sich bei der Betrachtung welches Phänomens einstellte und kategorisierte entsprechend in gewöhnliche und außergewöhnliche Leidenschaft. Während erstere auf die sinnliche Wahrnehmung des Schönen rekurriere, stelle sich letztere ein, wenn das Wahrgenommene den menschlichen Begreifenshorizont übersteige, sei also das Ergebnis eines erhabenen und überwältigenden Eindrucks. Auf der Basis dieser Einteilung entwickelte Dennis eine hierarchische Auflistung erhabener Gegenstände, beginnend bei Gott als Inbegriff des Erhabenen, bis hin zu den als dessen Manifestation verstandenen einzelnen Naturphänomenen. So vermochte er selbst schroffe Naturerscheinungen positiv umzudeuten und im Zeichen der nun

---

<sup>137</sup> Vgl. Groh 1989. S. 68, 77; vgl. Groh 1996b. S. 113, 125; vgl. Stanzel 1964. S. 136; vgl. Zelle 1987. S. 83–85, 218f.

<sup>138</sup> Der nicht exakt identifizierte Autor hatte sich im ersten nachchristlichen Jahrhundert mit der Sprach- bzw. Dichtkunst befasst und zu ergründen versucht, welche Aspekte eine Rede erhaben zu gestalten imstande seien. Unter anderem hatte er konstatiert, „das Erhabene [sei] der Widerhall einer großen Seele“, über die ein wirklicher Redner verfüge (Pseudo-Longinos: *Über das Erhabene*. Griechisch und Deutsch. Von Reinhardt Brandt. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1966. S. 43). Innerhalb späterer Abhandlungen über das Erhabene wurden die in diesem Zusammenhang erläuterten Aspekte aus ihrem ursprünglichen Geltungsbereich, der Rhetorik, herausgelöst und auf andere Gegenstandsbereiche bezogen.

<sup>139</sup> John Dennis: *The Critical Works*. Hrsg. von Edward Niles Hooker. Bd. 2: 1711–1729. Baltimore: The Johns Hopkins Press 1943. S. 380.

<sup>140</sup> Groh 1989. S. 79; Groh 1996b. 129; vgl. Brady 2013. S. 13f.; vgl. Artikel zum Begriff des Erhabenen in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. I. S. 490f.; vgl. Zelle 1989. S. 56; vgl. Zelle 1990. S. 228.

nicht mehr als beunruhigend empfundenen Dissonanz das klassizistische Schönheitsideal endgültig zu verabschieden.<sup>141</sup>

Bereits zwei Jahre vor Dennis hatte auch der englische Moralphilosoph Shaftesbury eine Überquerung der Alpen vorgenommen, verarbeitete sie allerdings erst 1709 in seinem Essay *The Moralists*. Aus den Beschreibungen des Wanderns am Rande des Abgrunds ist herauszulesen, dass die Eindrücke ganz offensichtlich auch seine Vorstellungskraft überstiegen und die bereits geschilderte ambivalente Empfindung, die spezifische Mischung aus Horror und Faszination hervorbrachten. Neben dem Aspekt des Erhabenen und der damit einhergehenden expliziten Abkehr von klassischen Schönheitsidealen rückte bei Shaftesbury nun jedoch die Vorstellung des subjektiven Empfindens verstärkt ins Zentrum, waren doch nach seiner Auffassung „Gefühl und Empfindung [...] Grundlage der moralischen und ästhetischen Anschauung der Welt, der sittlichen und ästhetischen Erziehung des Menschen.“<sup>142</sup>

Am offenkundigsten schlugen sich die Grundthesen der englischen Physikotheologie im Werk Joseph Addisons nieder. Deutlicher als seine Kollegen suchte er zu erläutern, dass das Überwinden des kopernikanischen Schocks durch die Idee der Allgegenwart Gottes die Ästhetik des Naturerhabenen eigentlich erst ermöglicht habe. Zudem war er der erste Schriftsteller seiner Zeit, der das Erhabene, das er in der Natur zu erfassen imstande war, auch rhetorisch in entsprechender Weise zum Ausdruck zu bringen bestrebt war.<sup>143</sup>

Die zentralen Werke der englischen Physikotheologen wurden bereits verhältnismäßig früh ins Deutsche übertragen und bewirkten so eine Beschleunigung der naturwissenschaftlichen Theologie in ganz Europa. Dennoch waren es im deutschsprachigen Raum zunächst in erster Linie Naturforscher, die sich in ihren Werken intensiv mit den Gebirgen auseinandersetzten und dabei durchaus die Ambivalenz aus Schrecken und Nutzen zu erkennen und zu übermitteln verstanden.

<sup>141</sup> Vgl. Groh 1989. S. 80; vgl. Groh 1996b. S. 129; vgl. Zelle 1987. S. 77f., 81; vgl. Zelle 1989. S. 63–65.

<sup>142</sup> Kaiser 1979. S. 30; vgl. Groh 1989. S. 81; vgl. Groh 1996b. S. 131; vgl. Seitz 1987. S. 130.

<sup>143</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 98; vgl. Friedländer 1873. S. 11f.; vgl. Groh 1989. S. 82f.; vgl. Groh 1996b. S. 132–134.; vgl. Seitz 1987. S. 128f.; vgl. Karl Viëtor: *Geist und Form. Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte*. Bern: Francke 1952. S. 246.

Der Berner Geograf Gottlieb Sigmund Gruner etwa beschrieb in seinem 1760 veröffentlichten Traktat über die *Eisgebirge des Schweizer Landes* die sich ihm darbietenden Naturphänomene wie folgt:

In dem ersten Theile sind uns mächtig hohe und ungeheure Eisgebirge zu betrachten vorgekommen: Wir haben zwischen denselben so wilde Gegenden angetroffen, daß man schwerlich glauben würde, daß noch scheußlichere anzutreffen wären. Dennoch werden wir in diesem Theile Berge zu betrachten haben, die noch viel seltsammer, und Wildnissen, die noch viel grässlicher, und die uns bis hiehin fast völlig unbekannt verblieben sind. Wir wollen also unsre mühsamme Reise fortsetzen. Wir werden auf derselben wiederum besondere Schönheiten, und eine Menge Merkwürdigkeiten vor uns finden, die uns dieselbe hoffentlich nicht gänzlich unangenehm machen werden.<sup>144</sup>

Im weiteren Verlauf seiner geografischen Beschreibungen wies Gruner wiederholt auf die drohenden Gefahren hin und erläuterte, die Reisenden verfielen beim Gedanken daran, sich der Natur „mit Gefahr ihres Lebens anvertrauen [zu] müssen“<sup>145</sup> nicht selten in große Furcht. Dennoch konnte er zugleich auch konstatieren:

Aug und Ohr finden hier bewunderungswürdige Gegenstände, die man vergeblich anderstwo suchen würde. Nackte und hohe Felsen, die wie Pyramiden auf einander gethürmt stehen; die schönsten Wasserfälle, die sich hin und her von diesen Felsen hinunterstürzen, und die ein erstaunliches Gebrühl begleitet; die schönsten und reichsten Weyden, von hohen und steilen Bollwerken von glänzendem Eise umschränkt; ungeheure Felsstücke, die von den Bergen durch Erdbeben hinuntergefallen; die prächtigste Aussicht hinter sich in Bünden und Italien, und vor sich in das ganze Urnerland und einen guten Theil der benachbarten Landschaften, die wie auf einer Tafel vor Augen liegen; und mehr, als ich sagen kan.<sup>146</sup>

Wie zahlreiche andere Forscher konnte auch er daher trotz der allgegenwärtigen Schrecken und Gefahren zu dem Schluss kommen, alle natürlichen Erscheinungen

---

<sup>144</sup> *Die Eisgebirge des Schweizer Landes: beschrieben von Gottlieb Sigmund Gruner; Fürsprech vor den Zweyhundertten des Freystaates Bern. Zweyter Theil.* Bern: Verlag der neuen Buchhandlung (Abraham Wagner) 1760. S. 1.

<sup>145</sup> Ebd. S. 17.

<sup>146</sup> Ebd. S. 21.

seien auch dann nötig und nützlich, wenn man zunächst nur ihre Nachteile zu empfinden vermöge.<sup>147</sup>

Neben ihrem Einfluss auf zahlreiche wissenschaftliche Ansätze veränderten die wegweisenden Einsichten der Physikotheologie auch „das topisch überkommene Inventar der Naturdichtung.“<sup>148</sup> So sahen sich Dichter zu einer bislang ungekannten Naturpoesie angeregt, in der den widerstreitenden Empfindungen innerhalb der sich etablierenden Ästhetik des Naturerhabenen vollkommen neue Ausdrucksformen zukamen und die beispielsweise Karl Richter gar als „eine der bedeutsamsten und folgerichsten Phasen der Wirklichkeitsaufnahme“ ausweist, „mit der sich die deutsche Literatur je konfrontiert sah.“<sup>149</sup>

Vor allem die so lange als bedrohlich empfundenen und als hässlich attribuierten Berge stellten fortan „die ambige Folie für die literarischen Erprobungen eines sich im Zuge von Subjektphilosophie und Aufklärung formierenden Ichs bereit [...].“<sup>150</sup> Diese Entwicklung soll im folgenden Kapitel anhand zweier zentraler Beispiele skizziert werden.

### 2.3.3 Auftakt zu einer neuen Naturpoesie: Barthold Heinrich Brockes und Albrecht von Haller

In besonderem Maße aufgegriffen und poetisch verarbeitet wurde der physikotheologische Ansatz von Barthold Heinrich Brockes, dessen zwischen 1721 und 1748 publizierte Gedichtsammlung mit dem beredten Titel *Irdisches Vergnügen in Gott* nicht nur von den Zeitgenossen als Offenbarung begriffen wurde, sondern bis heute als eindrucksvolles Exempel der beginnenden Aufklärung, der fortschreitenden Entwicklung ästhetischer Naturerfahrung und der Ästhetik des Erhabenen anzusehen ist.

<sup>147</sup> Vgl. Groh 1989. S. 72; vgl. Groh 1996b. S. 118f.; vgl. Hoffmann 2006. S. 157; vgl. Seitz 1987. S. 86; vgl. Richard Weiss: *Das Alpenerlebnis in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*. Zürich, Leipzig: Verlag der Münster-Presse 1933 (= Wege zur Dichtung. Züricher Schriften zur Literaturwissenschaft. Hrsg. von Emil Ermatinger. Band XVII). S. 55.

<sup>148</sup> Zelle 1987. S. 231; vgl. Richter 1968. S. 133; vgl. Richter 1972. S. 139f.; vgl. Ulmer 2009. S. 117.

<sup>149</sup> Richter 1972. S. 68.

<sup>150</sup> Hunfeld 2004. S. 45.

Nicht selten ist sein dichterisches Werk gar als gereimter physikotheologischer Gottesbeweis angesehen worden, wird doch die göttliche Instanz – wie schon der Titel offeriert – stets ganz explizit als Triebfeder des Vergnügens an irdischen Dingen ausgewiesen.<sup>151</sup> Obgleich die entsprechenden Anweisungen zur Naturbetrachtung aus der gesamten Sammlung herauszulesen sind, wird die sich seit der Jahrhundertwende immer offenkundiger manifestierende Gratwanderung zwischen „Grenzerfahrung und Entgrenzung“<sup>152</sup> besonders in seinem in der zweiten Auflage des ersten Teils herausgegebenen Gedicht *Die Berge* offenbar, mit dem er sich trotz einiger bemerkenswerter stilistischer Anklänge<sup>153</sup> – etwa der auch bei ihm noch sehr präsenten Antithetik, der häufigen Wortwiederholungen, der Metaphorik und der zum Teil noch existenten ausschmückenden Wortkunst – eindeutig von der barocken Lyriktradition verabschiedet.

In den durchgehend in vierhebigen Trochäen formulierten Versen zelebriert er die Abkehr von der barocken Naturallegorie und bereitet den Weg für eine neue deutsche Naturpoesie, in der sich die kopernikanische Wende zum ersten Mal auch tatsächlich widerspiegelt und das aufmerksame Beobachten der Natur zum zentralen Impuls innerhalb des poetischen Schaffensprozesses avanciert.<sup>154</sup> Obwohl das Gedicht zweifelsohne auch als Reaktion auf Brockes' Alpenerlebnis im Zuge seiner

<sup>151</sup> Vgl. Leif Ludwig Albertsen: *Das Lebrgedicht. Eine Geschichte der antikisierenden Sachepik in der neueren deutschen Literatur mit einem unbekanntem Gedicht Albrecht von Hallers*. Aarhus: Akademisk Boghandel 1967. S. 136; vgl. Bröckmann 1968. S. 110; vgl. Erhart 1997. S. 85–87; vgl. Hentschel 2010. S. 28; vgl. Ketelsen 1988. S. 19; vgl. Ketelsen 1974. S. 29; vgl. *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. I. S. 492; vgl. Rötzer 1992. S. 70; vgl. Vontobel [1942]. S. 50; vgl. Wulf Wülfing: *Reiseliteratur und Realitäten im Vormärz. Vorüberlegungen zu Schemata und Wirklichkeitsfindung im frühen 19. Jahrhundert*. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. 371–394, hier S. 389; vgl. Zelle 1987. S. 203–205, 215, 220; vgl. Zelle 1990. S. 227. – Roland Borgards spricht in diesem Zusammenhang von Brockes' „dichterische[r] Vermittlung der kopernikanischen Wende“ (Roland Borgards: *Poetik des Schmerzes. Physiologie und Literatur von Brockes bis Büchner*. München: Fink 2007. S. 64).

<sup>152</sup> Hunfeld 2004. S. 44; vgl. Zelle 1987. S. 82; vgl. Andreas Bürgi: *Weltvermesser. Die Wandlungen des Reiseberichts in der Spätaufklärung*. Bonn: Bouvier 1989 (= Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 386). S. 10.

<sup>153</sup> Vgl. Kaiser 1979. S. 72.

<sup>154</sup> Vgl. Bröckmann 1968. S. 110f., 114; vgl. Kaiser 1979. S. 72; vgl. Ketelsen 1974. S. 134; vgl. August Langen: *Verbale Dynamik in der dichterischen Landschaftsschilderung des 18. Jahrhunderts*. In: *Landschaft und Raum in der Erzählkunst*. Hrsg. von Alexander Ritter. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975 (= Wege der Forschung CCCXVIII). S. 112–191, hier S. 128; vgl. Richter 1968. S. 133, 137; vgl. Richter 1972. S. 69; vgl. Zelle 1987. S. 205, 214; vgl. Zelle 1990. S. 227.

Italienreise 1703 gedeutet werden muss, ist doch überdeutlich der Einfluss der Werke der englischen Physikotheologen nachweisbar, die der englischkundige Brockes eingehend rezipiert, die bestehenden Topoi aufgreift und in seiner Lehrdichtung systematisch zur Anwendung bringt.<sup>155</sup>

Zwar geht Brockes natürlich von der Allmacht Gottes aus, dennoch vermag er die ambivalenten Empfindungen, die „erhabenen Schauer“,<sup>156</sup> „die charakteristische Angstlust“,<sup>157</sup> die der Anblick der Berge auszulösen imstande ist, zu erkennen und literarisch zu vermitteln. Das Gedicht ist somit als eines der ersten deutschsprachigen Beispiele für die Entdeckung und Erprobung der Kategorie des Schrecklich-Erhabenen zu betrachten, in die sich fortan all das einordnen ließ, was zwar nicht dem Ideal der klassischen Schönheit entsprach, trotzdem aber in gewisser Weise von ästhetischem Interesse zu sein schien.<sup>158</sup> Dies wird bereits in der ersten Strophe deutlich.

Lasst uns Gott ein Opfer bringen,  
 Und, Sein' Allmacht zu erhöh'n,  
 Auch der Berge Bau besingen,  
 Die so ungeheuer schön,  
 Daß sie uns zugleich ergetzen,  
 Und auch in Erstaunen setzen.  
 Ihre Gröss' erregt uns Lust,  
 Ihre Gähe schreckt die Brust.<sup>159</sup>

<sup>155</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 80f.; vgl. Bröckmann 1968. S. 110; vgl. Erhart 1997. S. 85; vgl. Fry 1990. S. 7, 45; vgl. Groh 1989. S. 74; vgl. Groh 1996b. S. 121; vgl. Hunfeld 2004. S. 4; vgl. Kaiser 1979. S. 73; vgl. Ketelsen 1974. S. 112; vgl. Richter 1972. S. 139f.; vgl. Rötzer 1992. S. 70; vgl. Votobel [1942]. S. 50; vgl. Zelle 1987. S. 203; vgl. Zelle 1990. S. 231f., 236. – Brockes übersetzt u.a. den *Spectator*, eine zwischen 1711 und 1712 täglich erscheinende, von Joseph Addison und Richard Steele gegründete Londoner Zeitung, die zur Aufklärung und Bildung ihrer Leser beitragen soll (vgl. Ulrich Karthaus: *Sturm und Drang. Epoche – Werke – Wirkung*. Zweite, aktualisierte Auflage. München: Beck 2007. S. 23). Bereits 1713 erscheint in Hamburg als deutsches Pendant *Der Vernünfftiler*, eine moralische Wochenschrift, die sich bereits durch ihren Untertitel *Teutscher Auszug aus den Engelländischen Moral-Schriften Des Tatler Und Spectator* eindeutig der britischen Tradition zuordnen lässt.

<sup>156</sup> Hunfeld 2004. S. 41; vgl. Ketelsen 1974. S. 44; vgl. Richter 1968. S. 140.

<sup>157</sup> Hunfeld 2004. S. 45; vgl. Ketelsen 1974. S. 44; vgl. Richter 1968. S. 140; vgl. Scharfe 2007. S. 101.

<sup>158</sup> Vgl. Albertsen 1967. S. 136; vgl. Groh 1989. S. 73; vgl. Groh 1996b. S. 121; vgl. Ketelsen 1974. S. 149; vgl. Vontobel [1942]. S. 51; vgl. Zelle 1987. S. 77; vgl. Zelle 1990. S. 235.

<sup>159</sup> Brockes 1965. S. 124.

Den metaphysischen Bezug herstellend, verweist Brockes hier auf die sich kontrastiv in Lust und Schrecken manifestierende Wirkung auf den im Diesseits verhafteten Menschen und spannt so die gedankliche Brücke zwischen Himmel und Erde, zwischen Schöpfergott und Mensch. Die von ihm diagnostizierte Synchronizität von erschreckendem Erstaunen und erbaulichem Ergötzen schließt sich scheinbar nahtlos an die frühen Schilderungen Gesners und Tschudis, aber vor allem an die der Physikotheologen des ausgehenden 17. Jahrhunderts an.<sup>160</sup>

Zwar hatte sich diese Gleichzeitigkeit zweier eigentlich divergierender Empfindungen auch bei Petrarca zumindest für einen kurzen Augenblick angedeutet, war dann aber einem Gefühl der Betäubung gewichen, dem nur durch Selbsteinkehr beizukommen war. Brockes' Verse lassen nun auf einen Rezipienten hoffen, der – eingebettet in ein im einleitenden Vers bemühtes ‚Wir‘ – in der Lage ist, das ihm immer noch fremde widersprüchliche Gefühl zumindest auszuhalten, wenn er es auch noch nicht in Gänze zu verstehen imstande ist. Die entsprechenden, sich auf das inhärente Gefühl der Widersprüchlichkeit rückbeziehenden Oxymora jedenfalls werden bei Brockes poesiefähig.<sup>161</sup>

In den folgenden Strophen verdeutlicht er anhand der stets auf den zentralen Dualismus aus unermesslicher Höhe und furchterregender Tiefe rekurrierenden Gegensatzpaare – namentlich beispielsweise der „Spitzen“ und „Ritzen“<sup>162</sup> – in erster Linie deskriptiv die Kontrast-Harmonie, die sich dem erlebenden Auge beim Aufstieg ins Gebirge darbietet. Das zentrale Thema wird mittels „spiegelnder Wiederholungen“<sup>163</sup> und „aufgehäufter Synonyme“<sup>164</sup> gezielt demonstriert. Zwar überwiegt offenbar in den Schilderungen noch immer das Schreckenerregende, wenn etwa „Klüfte“ als „Grüfte“<sup>165</sup> gedeutet werden, aus den expressiv in Szene gesetzten Ausrufen ist jedoch bereits unverkennbar die emotionale Konnotation im Sinne einer bewundernden Faszination herauszulesen. Das barocke Prinzip der literarischen Abschreckung löst sich an der Schwelle zur Frühaufklärung aus seinem ursprünglichen

---

<sup>160</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 98; vgl. Erhart 1997. S. 86f.; vgl. Hentschel 2010. S. 29; vgl. Ketelsen 1974. S. 112; vgl. Richter 1968. S. 143; vgl. Zelle 1987. S. 203.

<sup>161</sup> Vgl. Richter 1968. S. 143; vgl. Zelle 1987. S. 213f., 220; vgl. Zelle 1990. S. 230, 233.

<sup>162</sup> Brockes 1965. S. 124.

<sup>163</sup> Albertsen 1967. S. 140; vgl. Richter 1968. S. 143.

<sup>164</sup> Albertsen 1967. S. 137; vgl. Richter 1968. S. 143.

<sup>165</sup> Brockes 1965. S. 124.

poetologischen Bezugsrahmen, der Theorie der Tragödie, heraus. Der Schrecken kann so umgedeutet und als angenehmes Grauen zum ersten Mal tatsächlich positiv empfunden werden.

Diese literarhistorische Wandlung in Form einer „Verschiebung des dichtungstheoretischen Interesses von der werk- auf die wirkungspoetische Ebene“<sup>166</sup> rekurriert auf die sich menscheitsgeschichtlich zu dieser Zeit verstärkt vollziehende Fokussierung auf das Subjekt und dessen Emotionalisierung. Die eigenen Emotionen bewusst zu erleben und zu genießen lässt „den Schrecken als eigenständigen ästhetischen Wert erscheinen.“<sup>167</sup> Während also die ästhetische Komponente innerhalb dieser entwicklungsgeschichtlichen Episode an Relevanz gewinnt, beginnt der moralische Aspekt vermehrt in den Hintergrund zu rücken.

Das Kontrast-Prinzip setzt sich auch im weiteren Verlauf fort – zunächst in der den kosmologischen Bezug zwischen Himmel, Erde und Unterwelt konkretisierenden antagonistischen Gegenüberstellung der schneebedeckten Gipfel, „deren steile Höh'n / Selbst die Wolcken übergehn“,<sup>168</sup> und der „Felsen-Füße“, die offenkundig „stecken / In dem Grund der tiefsten See“,<sup>169</sup> die den sachkundigen Leser aufhorchen und an das Bild des Weltenberges denken lässt. Und die augenscheinliche Unveränderbarkeit und Unzerstörbarkeit der „[a]ller Elementen Macht“ durch „[s]o viel Jahre, so viel Zeiten“ trotzenden Gebirge zeichnet sich unter anderem im Ertragen der kontrastiv gesetzten klimatischen Extreme „Frost und Hitz“ ab.<sup>170</sup>

Der berausende Effekt des Blickes vom Gipfel herab auf die Welt wird in der sechsten Strophe hypothetisch heraufbeschworen.

Wenn man jemand, dessen Augen  
Niemahls ein Gebürg' gesehn,  
Sollt' im Schlaf zu bringen taugen  
Auf der Alpen rauhe Höh'n,  
Und ihn dort erwachen lassen;  
Würd' er nicht vor Furcht erblassen?

<sup>166</sup> Zelle 1987. S. 76; vgl. Richter 1968. S. 135.

<sup>167</sup> Ebd.

<sup>168</sup> Brockes 1965. S. 124.

<sup>169</sup> Ebd. S. 125.

<sup>170</sup> Ebd.

Glaubend, daß er nun nicht mehr  
Lebend und auf Erden wär.<sup>171</sup>

Carsten Zelle identifiziert das hier skizzierte Bild vom schlafend auf den Berg gebrachten Flachlandbewohner als damals gängigen literarischen Topos, „der den Kontrast von kultivierter und wilder, von menschlicher Arbeit noch nicht unterworfenen Natur veranschaulichen sollte.“<sup>172</sup> Zum Tragen gekommen war dieser unter anderem auch schon in Burnets *Telluris Theoria Sacra* oder in Johann Jacob Scheuchzers *Naturgeschichten des Schweizerlandes*,<sup>173</sup> die zunächst in einem Wochenblatt erschienen und schließlich zwischen 1706 und 1708 in einem dreibändigen Werk veröffentlicht worden waren.

Ohne zentrale Ansätze späterer Kapitel vorwegnehmen zu wollen, sei an dieser Stelle bereits darauf verwiesen, dass sich dieser Topos auch im 4. Akt des *Faust II* wiederfinden wird. Das bei Brockes als konjunktivische Frage konstruierte fiktive „Schreckenserlebnis des ersten Augenblicks“,<sup>174</sup> der erdachte Umstand, auf dem Gipfel eines Berges aus einem Traum zu erwachen und von dort aus auf die Welt herabblicken zu können, fungiert dort als dramaturgisch gesetzter Wendepunkt in Fausts Tragödie.

Weshalb der Erwachende „vor Furcht erblassen“ sollte, wird deutlich, wenn Brockes weiter „abscheulich-tiefe[...] Gründe“, „zerborst'ne Felsen-Schlünde“, „Tausend Brüche, deren Lücken / Fast wie Rachen offen stehn“,<sup>175</sup> unheimliche Höhlen, dunkle Täler und unfruchtbare Ödnis schildert. Und auch von unten aus dem Tal bietet sich dem Betrachter ein Bild der Zerstörung:

<sup>171</sup> Brockes 1965. S. 126.

<sup>172</sup> Zelle 1987. S. 244f.

<sup>173</sup> Johann Jakob Scheuchzer erkundete zwischen 1694 und 1711 auf insgesamt zwölf Reisen die Schweizer Gebirgsregionen. Auch aus seinen Schilderungen ist der ambivalente Eindruck aus gleichzeitiger Furcht und Bewunderung herauszulesen. Robert Felfe weist allerdings darauf hin, dass Scheuchzer im Gegensatz zu Burnet die Naturphänomene nicht als bedrohliche Monstrositäten abwertete, sondern ihnen durchaus „ein eigenes ästhetisch-metaphysisches Potential“ zusprach (Robert Felfe: *Naturgeschichte als kunstvolle Synthese. Physikotheologie und Bildpraxis bei Johann Jakob Scheuchzer*. Berlin: Akademie Verlag 2003. S. 88) – ein deutliches Indiz für die enorme Weiterentwicklung der Genese der ästhetischen Naturerfahrung in nur drei Jahrzehnten seit der Publikation von Burnets Werk.

<sup>174</sup> Zelle 1987. S. 245.

<sup>175</sup> Ebd.

Wenn man an der Berge Füßen  
 Den verworr'nen Zustand sieht,  
 Sollte man fast glauben müssen,  
 Mit erstaunendem Gemüth:  
 Es läg', durch die Macht der Flammen  
 Alles dergestalt zusammen,  
 Da es, wenn mans recht ermisst,  
 Einer Brand-Stätt' ähnlich ist.<sup>176</sup>

Brockes wirft in dieser zehnten Strophe eine Debatte auf, die sich in der damaligen Wissenschaft gerade zu einer der zentralen Grundsatzdiskussionen auszuweiten begann und entsprechend Eingang in zahlreiche literarische Texte dieser Zeit gefunden hat: die Kontroverse um Vulkanismus und Neptunismus.

Neptunisten vertraten bis ins 19. Jahrhundert hinein die These, dass sich sämtliche Gesteine als Sediment aus dem Urozean abgelagert und so die spezifische Erdoberfläche herausgebildet hätten.

Erst im Zuge der geologischen Errungenschaften Alexander von Humboldts konnte sich die als revolutionär empfundene Vulkanismus-Theorie vermehrt durchsetzen. Diese führte das Erscheinungsbild der Erde samt der Entstehung der Kontinente mit ihren Tälern und Bergen auf tektonische Aktivitäten zurück. Im 1845 veröffentlichten ersten Band seiner insgesamt fünfbändigen Reihe *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung* erläutert Humboldt, er habe Versteinerungen von Muscheln in 14.000 Fuß hohen Bergregionen entdeckt und sei nicht der Ansicht, diese seien „durch eine allgemeine Wasserbedeckung, sondern durch vulkanische Hebungskräfte in diese Lage gekommen [...]“<sup>177</sup> Die in der Tiefe des Planeten zunehmende Temperatur bewirke an der Oberfläche eine Vielzahl vulkanischer Phänomene: „Erdbeben, Gas-Ausbrüche, heiße Quellen, Schlamm-Vulkane und Lavaströme aus Eruptions-Kratern [...]“<sup>178</sup> Entsprechend seiner über Jahre getätigten Beobachtungen und Untersuchungen definiert Humboldt den Vulkanismus als „die Reaction, welche das Innere eines Planeten auf seine Rinde ausüb[e]“.<sup>179</sup>

<sup>176</sup> Brockes 1965. S. 127.

<sup>177</sup> Alexander von Humboldt: *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*. Erster Band. Stuttgart und Augsburg: Cotta 1845. S. 26.

<sup>178</sup> Ebd. S. 168.

<sup>179</sup> Ebd. S. 26.

Die Wirkung dieser zerstörerischen Urgewalten glaubt auch Brockes in den Bergen zu erkennen, die „wie ausgebrannte Steine, [wie] Schutt und Kohlen“<sup>180</sup> anmuten. Den später intensivierten geologischen Streit um die Entstehung der Erde hat Brockes freilich in seiner vollen Dimension nicht erlebt. Aus seinen Versen spricht vielmehr eine Fassungslosigkeit ob derartiger Gesteinsanhäufungen. Und so fragt er sich:

Welcher Mensch kann wohl begreifen,  
Wie sich doch an einem Ort  
So verschied'ne Felsen häufen,  
Und woher bald hier bald dort  
Solche Haufen Stein' entstehen,  
Denn sie sind, wie leicht zu sehen,  
Nicht gebracht, weil sie zu groß,  
Nicht gewachsen, weil sie los.<sup>181</sup>

Explizit auf Thomas Burnet und seine Auslegung der physikotheologischen Lehre Bezug nehmend wirft Brockes in der dreizehnten Strophe insgeheim die Frage auf, ob dessen auf die biblische Sintflut-Geschichte rückverweisende Theorie der Entstehung der Gebirge angesichts solcher, offensichtlich auf brachialer Gewalt beruhender Deformationen überhaupt haltbar ist.

Wann Burnet der Berge Höhen,  
Als von der geborst'nen Welt  
Rest und Zeichen, angesehen,  
Und durch Fluth verursacht hält:  
Sollt' ihr Schutt fast glaubend machen,  
Daß vielleicht die Welt, mit Krachen,  
Durch die Gluht, schon einst verheert,  
Und, durch Brand sey umgekehrt.<sup>182</sup>

Beinahe scheint es, als kündigten sich in diesen Zeilen bereits die Worte Mephistos an, der – mit Siebenmeilenstiefeln auf den zackigen Felsengipfeln des Hochgebirges angekommen – sogleich die Vulkanismus-Theorie aufgreift und deklariert, dieser

---

<sup>180</sup> Brockes 1965. S. 127.

<sup>181</sup> Ebd. S. 128.

<sup>182</sup> Brockes 1965. S. 128; vgl. Richter 1972. S. 72.

erhöhte Ort sei einstmals „der Grund der Hölle“<sup>183</sup> gewesen. Gott habe – eine Erklärung weiß er nicht zu geben – das „Unterste ins Oberste“<sup>184</sup> gekehrt: „Was ehemals Grund war, ist nun Gipfel.“<sup>185</sup> Obgleich Goethe sich mehr als deutlich von der Vulkanismus-Theorie und der entsprechenden Erklärung für die Entstehung der Erde distanziert, lässt er Mephisto doch die Frage aufwerfen: „Wer gibt Erklärung solcher Schleudermacht?“<sup>186</sup>

Brockes jedenfalls vermag diese Erklärung nicht zu liefern, sondern wendet sich in den weiteren Strophen vielmehr dem physikotheologischen Nutzenaspekt zu, dank dem er zu dem Schluss kommen kann: „Ob nun gleich der Berge Spitzen / Oed' und grausam anzusehn; / Sind sie doch, indem sie nützen, / Und in ihrer Grösse, schön.“<sup>187</sup> Diese Zeilen markieren die physikotheologische Wendung, mit der die im ersten Teil des Gedichts heraufbeschworenen Schrecken relativiert werden und stattdessen tatsächlich in vielerlei Hinsicht der Nutzen der Natur nachgewiesen wird.<sup>188</sup> Neben zahlreichen Bodenschätzen, wertvollen Mineralen und Edelmetallen, die „der Menschen Lust“<sup>189</sup> entfachten, lieferten Gebirge vor allem das lebensnotwendige Element Wasser. Darüber hinaus spielten sie als Anbaufläche für die „süssen Reben“, die „Leib' und Geiste Labsal geben“, eine tragende Rolle: „Ist nicht der beliebte Wein / Fast der Berge Frucht allein?“<sup>190</sup>

<sup>183</sup> HA III. S. 305 (V. 10072).

<sup>184</sup> Ebd. (V. 10091).

<sup>185</sup> Ebd. (V. 10088).

<sup>186</sup> Ebd. S. 306 (V. 10112).

<sup>187</sup> Brockes 1965. S. 128. – Diesen charakteristischen Umschwung von der Schilderung der Schrecken hin zu dem Verweis auf den eindeutigen Nutzen und der daran sich anschließenden Rechtfertigung bezeichnet Carsten Zelle als „physikotheologische Wendung“ (Zelle 1987. S. 217f.), mit der es im Prinzip gelänge, selbst den entsetzlichsten und vermeintlich unnützeften Erscheinungen der Erde eine Daseinsberechtigung zu bescheinigen. Harold P. Fry spricht in diesem Zusammenhang von Brockes' „[...] intension of demonstrating the beauty of nature and the glory of God [...]“ (Fry 1990. S. 179f.). Außerdem: „Brockes' [...] descriptions of landscapes [...] all serve the same function in IVG. [...] the theological-moral goal of teaching man how to use his senses so as to gain control over the will and its passions, achieve enjoyment, and fulfill his purpose on earth by praising and thanking the Creator.“ (Fry 1990. S. 229).

<sup>188</sup> Vgl. Hentschel 2010. S. 28; vgl. Ketelsen 1974. S. 29, 44, 132, 149; vgl. Scharfe 2007. S. 191; vgl. Schmidt 1875. S. 183; vgl. Zelle 1990. S. 235.

<sup>189</sup> Brockes 1965. S. 129.

<sup>190</sup> Ebd. S. 130.

Den Leser auf einen weiteren wesentlichen Aspekt hinweisend, heißt es an anderer Stelle imperativisch: „Merckt, wie sehr der Berge Spitzen, / Durch der Kräuter Menge, nützen“, die – für Mensch und Tier gleichermaßen – „nirgend so voll Kraft / Und gesunder Eigenschaft.“<sup>191</sup> Nachdem Brockes die Berge zuletzt als wichtiges Ackerland und bedeutende Waldfläche ausweist, schließt sich mit der einundzwanzigsten Strophe in exemplarisch physikotheologischer Manier der anfangs aufgeworfene metaphysische Kreis und der Blick wendet sich erneut himmelwärts. Sich wie schon zu Beginn an den nun deutlicher charakterisierten Rezipienten wendend, dem die physikotheologische Wendung noch fremd zu sein scheint, kann am Ende der Auseinandersetzung rhetorisch gefragt werden:

Sprich, verwildertes Gemüthe,  
 Kommt dieß alles ohngefahr,  
 Oder aus der Macht und Güte  
 Eines weisen Wesens her?  
 Sprich, verdienen solche Wercke  
 Nicht einmahl, daß man sie mercke?  
 Wer's Geschöpfe nicht betracht't,  
 Schändet seines Schöpfers Macht.<sup>192</sup>

Durch die bewusst initiierte poetische Sublimierung der zunächst als Schrecken empfundenen Gegenstände und Phänomene kann und soll durch eine auf das Nutzenargument rekurrierende positive Umbewertung auf die Zweckmäßigkeit der Natur und die dadurch in Erscheinung tretende Liebe und Güte Gottes zu den Menschen geschlossen und deshalb die Natur in all ihren Facetten genossen werden.<sup>193</sup> Dahinter steht das Prinzip der „Teleologie der besten aller möglichen Welten“,<sup>194</sup> auf die sich

<sup>191</sup> Ebd.; vgl. Zelle 1987. S. 217f.

<sup>192</sup> Brockes 1965. S. 131.

<sup>193</sup> Vgl. Albertsen 1967. S. 137–139; vgl. Bröckmann 1968. S. 115; vgl. Kaiser 1979. S. 73; vgl. Ketelsen 1974. S. 149; vgl. Richter 1968. S. 142; vgl. Jan Rohls: *Protestantische Theologie der Neuzeit I. Die Voraussetzungen und das 19. Jahrhundert*. Tübingen: Mohr Siebeck 1997. S. 155; vgl. Scharfe 2007. S. 191; vgl. Zelle 1987. S. 220; vgl. Zelle 1990. S. 227. – Gerhard Kaiser bringt diese an den Erkenntnissen der Physikotheologie ausgerichtete dichterische Einsicht auf das treffende Motto: „Zweckmäßigkeit ist Schönheit, Schönheit ist Zweckmäßigkeit“ (Kaiser 1979. S. 73). „Die Verwendbarkeit der Dinge“ ermögliche und vermittele ein sinnhaftes und sinnliches Erleben, „das mit naiver Freude ausgekostet [werde]“ (ebd.).

<sup>194</sup> Rohls 1997. S. 155; vgl. Begemann 1987. S. 79; vgl. Zelle 1990. S. 227.

auch Leibniz in seiner Theodizee berufen hatte und mit der es gelang, selbst augenscheinliche Übel als zweckmäßig und notwendig zu deklarieren.

Der Genuss ist hier selbstredend nicht zweckfrei, er kann es vor der Folie seiner Prägung durch die englischen Physikotheologen auch gar nicht sein. So entspringt die Schilderung des Naturerhabenen nirgends einer rein ästhetischen Haltung oder einer persönlichen Empfindung, sondern ist essentieller Teil einer zielgerichteten Lehrdichtung, in der ein Naturgefühl im eigentlichen Sinne noch nicht zu erkennen ist. Gerhard Kaiser definiert Brockes' an der Schwelle stehende Dichtung daher als „Ausdruck der Besonnenheit“ und „Lust sinnlicher und geistiger Erkenntnis“, in der zwar „die barocke Leidenschaft [...] abgeflaut“ sei, „die moderne Innerlichkeit des Erlebens“<sup>195</sup> sich aber noch nicht entfaltet habe. Brockes' Dichtung sei – so konstatiert auch August Langen – ein Beispiel „treuer Naturbeobachtung“, Anzeichen „innerer Seelendynamik“<sup>196</sup> zeigten sich in ihr allerdings noch nicht. Die Landschaft wirke auf ihn, rühre „[...] seine Seele bis zur Entzückung und Entrückung. Aber sie [werde] noch nicht Ausdruckslandschaft, noch nicht Spiegel und Echo des Menschenherzens [...]“<sup>197</sup>. Allein auf der Basis des Nutzenargumentes konnte folglich also keine ästhetische Wahrnehmung entstehen, auch wenn die Aufwertung der wilden Natur langfristig zweifelsohne den Blick freigab auf eine bislang verkannte Schönheit.<sup>198</sup>

Als der physikotheologische Ansatz im Verlauf des 18. Jahrhunderts immer offensichtlicher als zu eng empfunden wurde und vermehrt an Bedeutung verlor,<sup>199</sup> rückte

<sup>195</sup> Kaiser 1979. S. 74.

<sup>196</sup> Langen 1975. S. 128.

<sup>197</sup> Langen 1975. S. 129.

<sup>198</sup> Vgl. Groh 1989. S. 84f.; vgl. Groh 1996b. S. 134f.; vgl. Kaiser 1979. S. 73; vgl. Ketelsen 1988. S. 18; vgl. Scharfe 2007. S. 191; vgl. Vontobel [1942]. S. 58; vgl. Zelle 1987. S. 244–246.

<sup>199</sup> Kant konstatiert in § 85 seiner *Kritik der Urteilskraft* dazu: „Die Physikotheologie ist der Versuch der Vernunft, aus den Zwecken der Natur (die nur empirisch erkannt werden können) auf die oberste Ursache der Natur und ihre Eigenschaften zu schließen. [...] Nun sage ich: die Physikotheologie [...] kann uns doch nichts von einem Endzwecke der Schöpfung eröffnen [...]“ (Immanuel Kant: *Werkausgabe in 12 Bänden*. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Bd. 10: *Kritik der Urteilskraft*. 12. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. S. 396f. [nachfolgend zitiert als KdU]; vgl. dazu auch Hans-Joachim Pieper: *Geschmacksurteil und ästhetische Einstellung. Eine Untersuchung zur Grundlegung transzendentalphilosophischer Ästhetik bei Kant und ein Entwurf zur Phänomenologie der ästhetischen Erfahrung*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001. S. 94f.). Kant geht in seiner Bewertung sogar noch weiter: „Also ist die Physikotheologie, eine mißverständene physische Teleologie, nur als Vorbereitung (Propädeutik) zur Theologie brauchbar, und nur durch Hinzukunft eines anderweitigen

auch Brockes' Werk mehr und mehr in den Hintergrund. Die im vorromantischen Naturempfinden aufkommende Verbindung von Poesie und Religion bedurfte keines physikotheologischen Beweises mehr. Dennoch darf die Bedeutung der naturwissenschaftlichen Theologie für die Etablierung der neuen ästhetischen Naturerfahrung nicht unterschätzt werden, denn letztlich stellte sie grundlegend neue Möglichkeiten bereit, die Natur wahrzunehmen und begünstigte die Entstehung eines ästhetischen Sinns, der den notwendigen Sprung vom Sinnlichen ins Übersinnliche immer wieder neu ermöglichte und so letztlich einen wesentlichen Beitrag zur „dichterischen Bearbeitung des erhabenen Hochgebirgssujets“<sup>200</sup> lieferte. So hat auch Brockes *Irdisches Vergnügen in Gott* durch die enorme Aufwertung der sinnlichen Wahrnehmung zur Profilierung des Erhabenen beigetragen und eine vollkommen neue Erfahrbarkeit und Vermittelbarkeit der Natur bewirkt. Es darf daher mit Recht resümiert werden: „Brockes discovered, or rediscovered, nature as an object suitable for poetry.“<sup>201</sup>

Obwohl also das Erhabene zu Beginn des 18. Jahrhunderts auch in Deutschland zusehends zu einer Kategorie avancierte, unter deren Mantel das vermeintlich Furchterregende, Böse und Abstoßende ästhetisch aufgewertet werden konnte und dank der das Nicht-Schöne auch kunsttheoretisch mehr Raum einzunehmen begann, dominierte hinsichtlich der literarischen Reiseberichte und der daraus oftmals resultierenden lyrischen Umsetzung zunächst auch weiterhin der Eindruck des Gefährlichen, des Mühevollen und Schreckenerregenden – der Prozess der tatsächlichen Etablierung einer Ästhetik des Naturerhabenen im eigentlichen Sinne sollte noch Jahre in Anspruch nehmen.<sup>202</sup>

---

Prinzips, auf das sie sich stützen kann, nicht aber in sich selbst, wie ihr Name es anzeigen will, zu dieser Absicht zureichend.“ (KdU 1992. S. 402f.). Diese Deutung mag Aufschluss darüber geben, warum die Physikotheologie als Erklärungsansatz im Verlauf des 18. Jahrhunderts immer mehr in den Hintergrund rückte.

<sup>200</sup> Zelle 1987. S. 239; vgl. Groh 1989. S. 84f.; vgl. Groh 1996b. S. 135f.; vgl. Kortländer 1977. S. 38; vgl. Richter 1972. S. 139f.

<sup>201</sup> Fry 1990. S. 3; vgl. Groh 1989. S. 74; vgl. Groh 1996b. S. 121; vgl. Hoffmann 2006. S. 171; vgl. Ketelsen 1974. S. 143; vgl. Albrecht Koschorke: *Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990. S. 110f; vgl. Richter 1972. S. 69, 139f.; vgl. Zelle 1987. S. 203, 214; vgl. Zelle 1990. S. 231.

<sup>202</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 70; vgl. Groh 1989. S. 68, 74; vgl. Groh 1996b. S. 113, 121; vgl. Hermand 1983. S. 172; vgl. Jauß 1984. S. 145; vgl. Kortländer 1977. S. 38; vgl. Winfried Löschburg: *Kleine Kulturgeschichte des Reisens. Und Goethe war nie in Griechenland*. Leipzig: Kiepenheuer 1997 (Lizenzausgabe für Komet, Köln). S. 61; vgl. Schmidt 1875. S. 173; vgl. Zelle 1987. S. 203f.

Dies zeigt sich ebenfalls am Beispiel Albrecht von Hallers, dem aus heutiger Sicht zumeist das Verdienst der „Entdeckung der ästhetischen Reize der majestätischen Alpenlandschaft“<sup>203</sup> und damit gleichsam „der literarischen Entdeckung der Alpen für den deutschsprachigen Raum“<sup>204</sup> zukommt und neben dem Brockes' Bearbeitung des Topos bedauerlicherweise allzu häufig in den Rang eines weniger bedeutsamen Prologs degradiert wurde. Obgleich auch Haller eine Zeit lang unter dem Einfluss der norddeutschen Physikotheologen stand, sind seinem Gedicht *Die Alpen* von 1729 deutlich pessimistischere Töne zu entnehmen. Auf der Grundlage seiner Tagebuchaufzeichnungen zu der im Sommer zuvor unternommenen Botanisiertour entstanden, soll es in erster Linie dazu dienen, dem Leser eine scharfe Kontrastierung von Natur und Zivilisation vor Augen zu führen.<sup>205</sup> Zur Erhebung seiner zentralen These, die Alpenbewohner seien die glücklichsten Menschen und ihr Glück bestehe in einer tiefen Zufriedenheit, die nur in den Alpen zu finden sei, hebt Haller zwar ebenfalls den Nutzen der Berge hervor, tut dies letztlich aber vor allem, um in der Rückbesinnung auf einen als makellos gerühmten Naturzustand eine kontrastiv generierte Kritik an der lasterhaften Zivilisation und der kulturgesellschaftlich bedingten Entstellung des Menschen nachzuschieben. Der von der Natur ausgehende Schrecken wird so zwar

<sup>203</sup> Kaiser 1979. S. 74; vgl. Friedländer 1873. S. 15; vgl. Hermand 1983. S. 179; vgl. Löschburg 1997. S. 113; vgl. Petra Raymond: *Von der Landschaft im Kopf zur Landschaft aus Sprache. Die Romantisierung der Alpen in den Reiseschilderungen und die Literarisierung des Gebirges in der Erzählprosa der Goethezeit*. Tübingen: Niemeyer 1993 (= Studien zur deutschen Literatur 123). S. 12.

<sup>204</sup> Zelle 1987. S. 239; vgl. Hackl 2014. S. 37; vgl. Hartl 1961. S. 27; vgl. Hermand 1983. S. 179; vgl. Lughofer 2014. S. 8; vgl. Wolfgang Martens: ‚Schüler der Natur‘. *Albrecht von Hallers Alpengedicht als Utopie sündloser Existenz*. In: *Festschrift für Herbert Kolb zu seinem 65. Geburtstag*. Unter Mitarbeit von Barbara Haupt und Hilbert Weddige hrsg. von Klaus Matzel und Hans-Gert Roloff. Bern u.a.: Peter Lang 1989. S. 419–429, hier S. 419; vgl. Opaschowski 2002. S. 42; vgl. Seitz 1987. S. 86, 130; vgl. Heiko Ullrich: *Vom Kampf ums Überleben zum edlen Wettstreit. Klimatheorie und Lob des Landlebens in Albrecht von Hallers Lebrgedicht Die Alpen*. In: *Das Erschreiben der Berge. Die Alpen in der deutschsprachigen Literatur*. Hrsg. von Johann Georg Lughofer. Innsbruck: Innsbruck University Press 2014 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe. Bd. 81). S. 61–86, hier. S. 62; vgl. Weiss 1933. S. 21.

<sup>205</sup> Vgl. Karl S. Guthke: *Albrecht von Haller*. In: *Deutsche Dichter*. Bd. 3. Stuttgart: Reclam 1988. S. 69–79, hier S. 70–73; vgl. Hackl 2014. S. 38; vgl. Hamann/Honold 2011. S. 26; vgl. Hartl 1961. S. 27; vgl. Uwe Hentschel: *Mythos Schweiz. Zum deutschen literarischen Philbelvetismus zwischen 1700 und 1850*. Tübingen: Niemeyer 2002 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 90). S. 21; vgl. Hentschel 2010. S. 16; vgl. Kaiser 1979. S. 74; vgl. Kortländer 1977. S. 37f.; vgl. Lughofer 2014. S. 8; vgl. Martens 1989. S. 419; vgl. Michels 1981. S. 13; vgl. Muschg 2004. S. 22; vgl. Raymond 1993. S. 12; vgl. Rötzer 1992. S. 70f.; vgl. Rohls 1997. S. 155; vgl. Seitz 1987. S. 130; vgl. Weiss 1933. S. 21; vgl. Zelle 1987. S. 239.

in gewisser Weise ebenfalls relativiert, allerdings nur, um am Gegenstand der Verderbtheit der zivilisatorischen Gesellschaft neuerlich heraufbeschworen zu werden.

Im Gegensatz zu Brockes besteht Hallers Telos nun nicht mehr in der Verehrung Gottes durch die Würdigung seiner gesamten Schöpfung, sondern darin, zu verdeutlichen, wie wenig der zivilisierte Mensch dieser wunderbaren Schöpfung noch gerecht zu werden imstande ist. Gerhard Kaiser präzisiert, Brockes' Tendenz zu einer „kultivierten, sensiblen Wahrnehmungslust“ sei bei Haller dem „Ausdruck einer grübelnden Seele“<sup>206</sup> gewichen. Die Natur wird in diesem Zusammenhang zum Sinnbild der reinen Sittlichkeit stilisiert, über die der Mensch nicht nur nicht mehr verfügt, sondern die er auch nicht mehr zu begreifen vermag.<sup>207</sup>

Indem Haller den Dualismus Mensch–Gott ethisch umdeutet, bringt er ein „neues moralisches Pathos“<sup>208</sup> auf den Plan, angesichts dessen die christliche Konnotation bereits in den Hintergrund zu rücken beginnt. Er konstruiert mit seiner Idealvorstellung einer in den Schweizerischen Hochgebirgsgegenden beheimateten ursprünglichen Menschheit folglich ein Idyll von hauptsächlich anthropologischer und weniger ästhetischer Bedeutsamkeit.<sup>209</sup> Obgleich seine Verse zweifelsohne die Schönheit der Natur offenbaren, kann auch bei Haller von einem tatsächlich ästhetischen Empfinden demnach also noch nicht die Rede sein. „Die Herrlichkeit der Berge beeindruckt mehr seinen Verstand als sein Gefühl.“<sup>210</sup> Mit dieser Akzentuierung und in Bezug auf die ideologische Grundstruktur des Lehrgedichts ist Haller als „Gestalt des Überganges“<sup>211</sup> in eine kulturkritische Tradition einzuordnen, die später etwa von Rousseau radikalisiert wird.<sup>212</sup>

---

<sup>206</sup> Kaiser 1979. S. 74.

<sup>207</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 106f.; vgl. Bröckmann 1968. S. 119; vgl. Hartl 1961. S. 27f.; vgl. Hentschel 2010. S. 17; vgl. Weiss 1933. S. 23.

<sup>208</sup> Bröckmann 1968. S. 117; vgl. Begemann 1987. S. 107; vgl. Guthke 1988. S. 73; vgl. Hackl 2014. S. 38; vgl. Hartl 1961. S. 27–29; vgl. Rohls 1997. S. 155f.; vgl. Ullrich 2014. S. 62; vgl. Vontobel [1942]. S. 69f.; vgl. Weiss 1933. S. 21.

<sup>209</sup> Vgl. Hentschel 2010. S. 17; vgl. Martens 1989. S. 426; vgl. Ullrich 2014. S. 62; vgl. Weiss 1933. S. 24.

<sup>210</sup> Groh 1989. S. 74; Groh 1996b. S. 121; vgl. Guthke 1988. S. 73f.; vgl. Schmidt 1875. S. 182f.; vgl. Weiss 1933. S. 22, 25.

<sup>211</sup> Richter 1972. S. 59; vgl. Friedländer 1873. S. 16.

<sup>212</sup> Vgl. Faessler 1991. S. 244–246; vgl. Guthke 1988. S. 73; vgl. Hackl 2014. S. 38; vgl. Hartl 1961. S. 28; vgl. Hermand 1983. S. 179f.; vgl. Kortländer 1977. S. 38; vgl. Martens 1989. S. 419f.; vgl. Muschg 2004. S. 22; vgl. Treptow 2001. S. 144; vgl. Weiss 1933. S. 21; vgl. Zelle 1987. S. 239.

### 2.3.4 Rousseau: „angenehme Zerstreuung“ im Gebirge

Ein Großteil der Forschung hat die Frage, wann moderne ästhetische Naturerfahrung denn nun tatsächlich entstanden sei, lange mit Verweis auf Jean-Jacques Rousseaus  *Nouvelle Héloïse* von 1761 beantwortet. Zwar sei auch im ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhundert ein Gefühl für Naturschönheit vorhanden gewesen, aber ein tiefes, rein ästhetisch disponiertes Empfinden landschaftlicher Schönheiten habe sich erst bei Rousseau generiert.<sup>213</sup> Zuvor sei das Interesse meist ein rein wissenschaftliches gewesen, das Betrachten der Natur habe in erster Linie unter teleologischen Gesichtspunkten, also zu einem bestimmten wissenschaftlichen Zweck stattgefunden. So habe man zwar die Gesetzmäßigkeiten der Natur bewundert, sie aber nie in eine Beziehung zum menschlichen Gemüt zu bringen und sie auf diesem Wege künstlerisch zu verwerten versucht. Rousseau hingegen habe die intellektuelle Tätigkeit stets dem Gefühl untergeordnet, letzteres habe ihn zu ersterer überhaupt erst angeregt.<sup>214</sup> So kann bereits Erich Schmidt 1875 konstatieren: „Rousseau ist für die Entwicklung des Naturgefühls im achtzehnten Jahrhundert epochemachend.“<sup>215</sup>

Als besonders interessant erweist sich der Roman in vorliegendem Zusammenhang vor allem wegen seines bedeutenden Exempels für die Wirkung des Hochgebirges. Auf die Liebesbeziehung des umstrittenen französischen Philosophen Abaelard mit seiner Schülerin Heloisa rekurrierend entspinnt sich zwischen dem jungen bürgerlichen Hauslehrer St. Preux und seiner Schülerin, der aus einer adligen Schweizer Familie stammenden Julie d'Étanges, eine zarte Liebesgeschichte. Nach einer Zeit des täglichen Unterrichtens samt erster verstohlener Blicke, gestehen sie sich brieflich

<sup>213</sup> Vgl. Dieter Arendt: *Fausts Gipfelblick ins „ewig Leere“ der mephistophelischen Welt*. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 57 (2007). Heft 3. S. 319–332, hier S. 319 [nachfolgend zitiert als 2007a]; vgl. Friedländer 1873. S. 18; vgl. Hamann/Honold 2011. S. 28f.; vgl. Jauß 1984. S. 587, 591; vgl. Ketelsen 1974. S. 43; vgl. Löscheburg 1997. S. 113; vgl. Michels 1981. S. 13; vgl. Opaschowski 2002. S. 43; vgl. Raymond 1993. S. 6, 16; vgl. Siegmund Schultze: *Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts*. Erster Teil: *Das romantische Naturgefühl*. Halle: Verlag von Ernst Trensinger 1907. S. 3; vgl. Schmidt 1875. S. 173; vgl. Stanzel 1964. S. 121; vgl. Treptow 2001. S. 144f.; vgl. Weiss 1933. S. 83.

<sup>214</sup> Vgl. J. Haas: *Über die Anfänge der Naturschilderung im französischen Roman*. In: Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 26 (1904). S. 1–4; vgl. Hartl 1961. S. 33; vgl. Weiss 1933. S. 35f.

<sup>215</sup> Schmidt 1875. S. 173; vgl. Friedländer 1873. S. 18; vgl. Hackl 2014. S. 38; vgl. Hamann/Honold 2011. S. 28; vgl. Hentschel 2002. S. 52; vgl. Jauß 1984. S. 591; vgl. Kortländer 1977. S. 38; vgl. Stanzel 1964. S. 121.

die gegenseitige Zuneigung. Mit Unterstützung von Clara, Julies eingeweihter Cousine und einziger Vertrauensperson, kommt es zu einigen heimlichen Zusammenkünften. Wohl wissend, dass ihre Verbindung als nicht standesgemäß gelten und vom strengen Vater niemals gebilligt werden wird, bemühen sich beide redlich, die aufkeimenden Gefühle bestmöglich im Zaum zu halten. Doch trotz aller guten Vorsätze kommt es bei einem ihrer Treffen zu einem ersten Kuss. Dieses Vorkommnis verunsichert Julie so sehr, dass sie ihrem Freund in einem dringlichen Schreiben mitteilt, es sei nötig, sich für einige Zeit zu trennen. Als „erste Prüfung des Gehorsams“<sup>216</sup> rät sie ihm zu einer schon lange beabsichtigten Reise ins Wallis. St. Preux gehorcht und hofft, sich nach verrichteten Geschäften „in den wilden Gegenden verlieren zu können“, die nach seiner Ansicht „dieses Landes Schönheiten ausmachen.“<sup>217</sup> Sehnsüchtig auf ein Zeichen Julies wartend, das ihn in die Heimat zurückberufen könnte, sucht er „den Kummer dadurch zu mäßigen“,<sup>218</sup> dass er die Gebirgszüge durchstreift. Angesichts seiner unglücklichen Liebe hofft er, in den Weiten des Gebirges und der Einsamkeit der Bergeshöhen wieder zu sich selbst zu finden – und zwar nicht vor der Folie eines christlich geprägten Wunsches nach Gottesnähe, religiöser Selbstentäußerung oder transzendenter Erfüllung, wie es etwa bei Petrarca der Fall gewesen war, sondern einzig aufgrund des tiefen Empfindens einer das Gemüt beruhigenden Naturschönheit.

Julie vernimmt die Nachricht seiner Streifzüge durchs Gebirge mit Sorge. Zwar glaubt sie durchaus an die „angenehme Zerstreung“, die man dort zu finden imstande sei, und auch seine Beschreibungen der Natur empfindet sie als „sehr angenehm“ – einzig die „Beschwerlichkeiten der Reise“ bereiten ihr Unruhe. Obgleich sie die Zeit des erneuten Zusammentreffens noch nicht gekommen sieht, bittet sie ihn, für die übrige Zeit seiner Abwesenheit „einen minder rauen Aufenthaltsort“<sup>219</sup> zu erwählen. Zwar kommt er ihrer Bitte nach und kehrt in nähere und wegsamere Gefilde zurück, doch die acht Tage in einer Gegend, „dessen Beobachtung Jahre erforderte“,<sup>220</sup> haben bleibenden Eindruck hinterlassen.

---

<sup>216</sup> Jean-Jacques Rousseau: *Julie oder Die neue Héloïse. Briefe zweier Liebenden aus einer kleinen Stadt am Fuße der Alpen*. 3. Auflage. München: Artemis & Winkler 2003. S. 65.

<sup>217</sup> Ebd. S. 69.

<sup>218</sup> Ebd. S. 73.

<sup>219</sup> Ebd. S. 75.

<sup>220</sup> Ebd. S. 76.

Diese gewichtigen Eindrücke, die ihm das Leben in der Ebene bislang versagt hatte, bedürfen – so scheint es – eines Ventils, der berichtenden Verarbeitung in Form des geschriebenen Wortes. Und so schreibt er:

Langsam und zu Fuße kletterte ich auf ziemlich rauen Pfaden [...]. Ich wollte meinen Gedanken nachhängen und stets wurde ich durch einen unerwarteten Anblick abgelenkt. Bald hingen unermeßliche Felsen in Trümmern über meinem Haupt; bald umströmten mich hohe, rauschende Wassergüsse mit ihrem Nebel; bald öffnete eine immerwährende Flut zu meiner Seite einen Abgrund, dessen Tiefe das Auge sich nicht zu erforschen getraute. Zuweilen verlor ich mich in eines dichten Waldes Dunkelheit; zuweilen, wenn ich aus einem Schlunde herauskam, erquickte auf einmal meinen Blick eine angenehme Wiese. Eine erstaunliche Vermischung von wilder und bebauter Natur zeigte überall der Menschen Hand, wohin man nicht geglaubt hätte, daß sie jemals gedungen wäre [...].<sup>221</sup>

In der Aufzählung dieser Naturphänomene, die unentwegt die Bewunderung des jungen Mannes auf sich ziehen, ist deutlich der überwältigende Eindruck abzulesen, den er beim Aufstieg ins Gebirge empfunden haben muss. Und obwohl es nicht das Bergerlebnis ist, das ihn zu der Unternehmung veranlasst, scheint sich sein Wunsch nach Zerstreuung nun dennoch zu erfüllen.

Hier entdeckte ich auf merkliche Art in der Reinheit der Luft, in der ich mich befand, die wahre Ursache der Veränderung meiner Gemütsverfassung und der Rückkehr jenes innern, so lange verlorenen Friedens. In der Tat ist es ein allgemeiner Eindruck, den alle Menschen empfinden, wiewohl sie ihn nicht alle wahrnehmen, daß man auf hohen Bergen, wo die Luft rein und dünn ist, mehr Freiheit zu atmen, mehr Leichtigkeit im Körper, mehr Heiterkeit im Geiste an sich spürt; das Vergnügen ist da nicht so heftig, die Leidenschaften sind gemäßiger. Die Gedanken nehmen da [...] einen großen, erhabenen Schwung, den Gegenständen gemäß, die uns rühren; sie haben [...] eine ruhige Wollust, die nichts Heftiges und Sinnliches hat. Es scheint, als schwänge man sich über der Menschen Aufenthalt hinauf und ließe darin alle niedrigen und irdischen Gesinnungen zurück, als nähme die Seele, je mehr man sich den ätherischen Gegenden nähert, etwas von ihrer unveränderlichen Reinheit an. Man ist da ernsthaft ohne Schwermut, ruhig ohne Unempfindlichkeit, zufrieden, daß man ist und denkt; alle zu lebhaften Begierden ermatten, verlieren jene Schärfe, die sie schmerzhaft macht, lassen im Innersten des

---

<sup>221</sup> Rousseau 2003. S. 76. – Man ist geneigt, bei dieser Erwähnung der eingreifenden Menschenhand an die ersten Sätze des *Émile* zu denken. Es wird sich zeigen, dass philosophiegeschichtlich tatsächlich eine Parallele herzustellen ist.

Herzens nur noch eine leichte, sanfte Aufwallung zurück; und so macht eine glückliche Himmelsgegend die Leidenschaften, die sonst den Menschen peinigen, zu Werkzeugen seines Glücks.<sup>222</sup>

Auch wenn er im Grunde nichts anderes möchte, als sich der Sehnsucht seines schwermütigen Herzens hinzugeben und sich demnach durch die Naturschauspiele zunächst gestört fühlt, begreift er schnell, dass sie „etwas Zauberes, Übernatürliches“ zu haben scheinen, „das Geist und Sinne entzückt.“<sup>223</sup> Die Landschaft, die ihm ursprünglich also nur als Kulisse der Zerstreuung hatte dienen sollen, wird zur eigentlichen Quelle derselben, mehr noch: Die ergreifende Wildheit und Ursprünglichkeit des Hochgebirges vermag seinen Schmerz zu stillen und seine heftige Erregung zu beruhigen, die bloße Begeisterung des Wanderers überwindet und verdrängt die seelischen Leiden des vergeistigt Liebenden und lässt ihn in der Selbstvergessenheit Seelenfrieden finden.<sup>224</sup>

So sind es nun gerade die Erscheinungen, die Reisende bislang häufig als bedrohlich empfunden hatten, die er in seiner seelischen Verfassung als erstaunliches Schauspiel wahrzunehmen vermag. Das zuvor oftmals empfundene Grausen im Zuge einer Bergbesteigung ist nun imstande, Wohlgefallen auszulösen, und das Schauspiel der Natur vermag sogar – wie einst das klassische Theater – eine Katharsis zu bewirken.<sup>225</sup> St. Preux schließt seinen eindrucksvollen Bericht über die Landschaft und den in ihr erlebten Genuss des reinen Daseins mit den Worten: „[M]an vergißt alles, vergißt sich selbst, und weiß nicht mehr, wo man ist.“<sup>226</sup>

Womöglich ist die *Novelle Héloïse* das erste tatsächliche Beispiel einer zweckfreien ästhetischen Vergegenwärtigung der aus der Nutzung herausgelösten Natur als

<sup>222</sup> Rousseau 2003. S. 77f.

<sup>223</sup> Ebd. S. 78.

<sup>224</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 106; vgl. Friedländer 1873. S. 19, 22; vgl. Groh 1989. S. 86; vgl. Groh 1996b. S. 138f.; vgl. Haas 1904. S. 13; vgl. Hentschel 2002. S. 53; vgl. Jauß 1984. S. 149; vgl. Schmidt 1875. S. 179; vgl. Schultze 1907. S. 3f.; vgl. Weiss 1933. S. 38.

<sup>225</sup> Vgl. Friedländer 1873. S. 22f.; vgl. Jauß 1984. S. 148f., 591.

<sup>226</sup> Rousseau 2003. S. 78. – Hervorzuheben ist an dieser Stelle, dass Rousseau die Duplizität des Einflusses der Natur auf das menschliche Gemüt durchaus erkennt – entweder der erregte Mensch findet in ihr Befriedigung und Beruhigung oder er sieht seine Gefühle in ihr gleichsam widergespiegelt und somit ggf. sogar verstärkt. Dieses Phänomen soll in der Beschäftigung mit Büchners *Lenz*-Novelle erneut aufgegriffen und eingehender beleuchtet werden.

Landschaft. Diese dient St. Preux als Zufluchtsort, an dem er das wiederzufinden imstande ist, was er angesichts seiner prekären emotionalen Lage glaubte verloren zu haben.<sup>227</sup> Auch wenn man geneigt ist, in diesem Zusammenhang an den Begriff der Kompensation zu denken, ist diese keineswegs im Sinne Ritters zu verstehen, sondern korrespondiert vielmehr mit Rousseaus Idee des Naturzustandes, die er dann auch innerhalb seines *Contrat social* von 1762 konkreter ausgestaltet.<sup>228</sup> Diesen Naturzustand versteht er als notwendige Bedingung, um ein Leben des Menschen im Einklang mit der Natur zu gewährleisten und so die wahren menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen und seine Potenziale auszuschöpfen. Dies sei – so Rousseaus kulturkritisches Credo – im Zuge des zivilisatorischen Prozesses der modernen Gesellschaft und der mit ihr einhergehenden moralpsychologischen Entwicklungen jedoch nicht mehr möglich. Diese Annahme fußt auf seiner anthropologischen Grundthese, dass „der natürliche Mensch in sich selbst ruht, während der Mensch der abendländischen Moderne immer außer sich lebt und von der Einschätzung der anderen abhängig bleibt.“<sup>229</sup> Gesellschaftliche Konventionen beherrschen nach seiner Auffassung die innere menschliche Natur.

Ähnlich verhält es sich mit den beiden Liebenden in seiner *Nouvelle Héloïse*. Im Angesicht gesellschaftlicher Normen sehen sie sich gezwungen, gegen ihre Gefühle

<sup>227</sup> Vgl. Begemann 1987. S. 106; vgl. Friedländer 1873. S. 22f.; vgl. Hartl 1961. S. 35; vgl. Hentschel 2002. S. 53; vgl. Jauß 1984. S. 591; vgl. Schultze 1907. S. 3f.

<sup>228</sup> Vgl. Kaiser 1979. S. 32; vgl. Ketelsen 1974. S. 43; vgl. Kortländer 1977. S. 38; vgl. Muschg 2004. S. 21; vgl. Raymond 1993. S. 17; vgl. Karlheinz Stierle: *Theorie und Erfahrung. Das Werk Jean-Jacques Rousseaus und die Dialektik der Aufklärung*. In: *Europäische Aufklärung III*. Hrsg. von Jürgen von Stackelberg. Wiesbaden: Athenaion 1980 (= Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 13). S. 159–208, hier S. 164. – Ulrich Karthaus sieht in Rousseaus Ansatz in gewisser Weise eine Wiederaufnahme der bereits zur Jahrhundertwende aktuellen Querelle des Anciens et des Modernes. Bereits 1750 hatte sich Rousseau in seinen *Discours sur les sciences et les arts* – 1750 unter dem Titel *Discours qui a remporté le Prix à l'Académie de Dijon, en L'Année de 1750* erschienen – kritisch zur zeitgenössischen Zivilisation geäußert und war zu der Erkenntnis gelangt, dass der Mensch in früheren Zeiten und ohne den Fortschritt der Wissenschaft moralischer und gerechter gelebt habe. Die negative Beurteilung der menschlichen Zivilgesellschaft in der *Nouvelle Héloïse* sowie im *Contrat social* kann folglich als Weiterentwicklung der bereits zehn Jahre zuvor ausgestalteten Idee interpretiert werden (vgl. Kaiser 1979. S. 32; vgl. Karthaus 2007. S. 25f.).

<sup>229</sup> Dieter Sturma: *Jean-Jacques Rousseau*. München: Beck 2001. S. 65; vgl. Hartl 1961. S. 31; vgl. Kortländer 1977. S. 38; vgl. Ursula Link-Heer: *Facetten des Rousseauismus. Mit einer Auswahl-bibliographie zu seiner Geschichte*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 16 (1986). H. 63: Rousseau und Rousseauismus. S. 127–153, hier S. 147; vgl. Muschg 2004. S. 21, 23; vgl. Schultze 1907. S. 3f.; vgl. Stierle 1980. S. 164f.

anzugehen und widerstreben damit ihrer eigentlichen Natur. Es ließe sich also interpretieren, dass St. Preux auf seiner Wanderung durchs Gebirge gleichsam eine Rückführung in den Naturzustand erlebt und im Einklang mit der ihn umgebenden Natur zumindest vorübergehend wieder zu sich selbst finden kann. Es entsteht ein ausbalanciertes Verhältnis von Natur und Individuum, ein Zustand, in dem er nun scheinbar auch in der Lage ist, das eigene Leben kritisch zu hinterfragen und das der Bergbewohner mit anderen Augen wahrzunehmen.

So erklärt er, er habe die gesamte Zeit seiner Reise „mit nichts als der Landschaft Annehmlichkeiten zugebracht haben“ können, wenn er „nicht noch größere im Umgang mit den Einwohnern gefunden hätte.“<sup>230</sup> Der junge Wanderer berichtet von einer „gelaßnen Ruhe“, die die Menschen von ihrem Kummer befreie und sie glücklich mache. Hervorzuheben sei auch „ihre uneigennützigte Menschenliebe“, die er am eigenen Leib habe erfahren dürfen.

Wenn ich abends in einem kleinen Dorfe ankam, eilte jeder so begierig auf mich zu, mir sein Haus anzubieten, daß ich wegen der Wahl verlegen war, und der den Vorzug erhielt, schien darüber so zufrieden, daß ich diesen Eifer das erste Mal für Habsucht hielt. Nachdem ich aber bei meinem Wirte fast wie im Gasthofs verfahren war, erstaunte ich, daß er den Tag darauf mein Geld ausschlug; und so ging es überall.<sup>231</sup>

St. Preux ist von dieser vollkommenen Uneigennützigkeit so überrascht, dass er sie zunächst nicht einschätzen kann. Der Grund liegt auf der Hand: Er ist eine solche Gastfreundschaft nicht gewohnt, da sie „insgemein sonst ziemlich lau ist.“<sup>232</sup> Und vor allem zu den Gebräuchen, die er aus seinem Umfeld kennt, steht sie in ganz offensichtlichem Widerspruch, den er sich nur schwer erklären, den aber ein Walliser auf den Punkt zu bringen vermag: Während die Kaufleute im Tal nur auf ihren „Handel und Gewinn“<sup>233</sup> fixiert seien und es ihnen deshalb nicht um das Wohl der Reisenden, sondern in erster Linie um den größtmöglichen Profit gehe, legten die Bergbewohner keinen Wert auf materielle Annehmlichkeiten. Da sie alles hätten, was sie zum Leben bräuchten und sich von den Besuchern keinen Gewinn versprächen,

---

<sup>230</sup> Rousseau 2003. S. 78.

<sup>231</sup> Ebd. S. 79.

<sup>232</sup> Ebd..

<sup>233</sup> Ebd.

seien sie imstande, diese ganz ungezwungen und freundschaftlich aufzunehmen. St. Preux begreift, dass es sich bei diesen Menschen um ein Volk handelt, das „lebt, um zu leben, nicht um zu gewinnen oder zu glänzen“<sup>234</sup> – ein Volk, so könnte man sagen, das sich in gewisser Weise einen vorgesellschaftlichen Naturzustand bewahrt hat.

Auch wenn diese Gipfel-Episode in Rousseaus Roman keine weitere Rolle spielt, da sie die späteren schicksalhaften Ereignisse im Leben der beiden Liebenden nicht in andere Bahnen zu lenken imstande ist, muss ihr doch eine zentrale Bedeutung zugeschrieben werden. Und zwar nicht nur, weil sich in ihr deutlich der erste Ansatz zu Rousseaus Staatsphilosophie entzündet, sondern vor allem wegen ihres aus heutiger Sicht tiefgreifenden Einflusses auf das ästhetische Empfinden der Natur. Denn diese vermag sich mit der *Nouvelle Héloïse* womöglich zum ersten Mal von der bislang obligatorischen Verbindung zu einer sie erschaffenden göttlichen Instanz loszulösen.<sup>235</sup>

Bereits 1875 konstatierte Erich Schmidt in seinem Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert, Rousseaus „Schrei nach Natur“ sei die „Losung der gärenden Zeit“ gewesen und „der kolossale Totaleindruck dieses neuen Geistes [...] habe berauschend gewirkt.“<sup>236</sup> In diesem Sinne stellt Rousseaus *Nouvelle Héloïse* eine epochale Wendung dar, in der das augustinische Denkmuster der weltverneinenden Wendung nach innen vollends verabschiedet wird und sich dadurch der erwähnte Paradigmenwechsel zur neuzeitlichen Naturerfahrung mit ihrer weltergreifenden Wendung nach außen endgültig vollzieht.<sup>237</sup> Die Folge ist gewissermaßen die „Umkehrung des petrarkischen Schemas.“<sup>238</sup> An die Stelle des Menschen, der von der heroischen Landschaft lediglich umrahmt wird, tritt der Betrachter der Natur als

<sup>234</sup> Rousseau 2003. S. 80.

<sup>235</sup> Vgl. Groh 1989. S. 87; vgl. Groh 1996b. S. 139. – Es wäre falsch zu meinen, Rousseau habe die unberührte Natur nicht als etwas Gottgegebenes angesehen. Dies wird vor allem anhand des viel zitierten Satzes aus dem *Émile* deutlich: „Tout est bien sortant des mains de l’Auteur des choses, tout dégénère entre les mains de l’homme.“ Und gerade in diesem Punkt scheint doch der eigentliche Unterschied zwischen ästhetischer und nicht ästhetischer Naturerfahrung zu bestehen. Bei Rousseau wird die Natur zum ersten Mal nicht nur dann als schön angesehen, wenn sie, ihrer Schrecken beraubt, gebändigt und für den Menschen nutzbar gemacht wird, sondern gerade der Eingriff durch den Menschen lässt die Ästhetik der unberührten Natur vermeintlich in sich zusammenfallen, sie gleichsam unter der Hand des Menschen entarten.

<sup>236</sup> Schmidt 1875. S. 115; vgl. Jauß 1984. S. 591.

<sup>237</sup> Vgl. Hackl 2014. S. 38f.; vgl. Raymond 1993. S. 16.

<sup>238</sup> Jauß 1984. S. 148, 591; vgl. Seitz 1987. S. 132.

Subjekt, „dessen Blick im Geschauten aufgeht, wie andererseits das Geschaute erst durch seinen Blick bedeutungsvoll erscheint.“<sup>239</sup>

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hält der ursprünglich aus der Rhetorik stammende Terminus Erhabenheit durch seine Herauslösung aus diesem primären Kontext und die Anwendung auf Gegenstände der realen äußeren Natur vermehrt Einzug in alltagssprachliche Zusammenhänge. Die an ihn gekoppelte neue Naturerfahrung schlägt sich entsprechend ebenfalls vermehrt im Alltag nieder und gewinnt somit auch soziokulturelle Bedeutung.

So ist etwa ein radikaler Wandel innerhalb der Gartenkunst erkennbar, in der nun nicht mehr ausschließlich die klassischen Schönheitsideale repräsentiert, sondern verstärkt Elemente der einstmals als furchtbar empfundenen Natur – wie etwa Grotten, Findlinge, Wasserfälle oder ähnliches – integriert werden. Und auch die Gründung der ersten Seebäder trägt dem gewandelten Verhältnis des Menschen zur Natur deutliche Rechnung, denn nicht nur von den besonderen klimatischen Gegebenheiten, sondern vor allem auch von der Wirkung der im Anblick des Meeres augenscheinlich werdenden Naturgewalten verspricht man sich therapeutische Erfolge.

Am offenkundigsten zeigt sich die Entwicklung von Naturfurcht zu Naturbeherrschung und damit letztlich zum Naturgenuss jedoch innerhalb des Reisewesens. Verstärkt zieht es die Menschen nun in Gegenden, die sie noch ein Jahrhundert zuvor um jeden Preis zu meiden gesucht hätten. Begemann spricht diesbezüglich von „den Naturgenuß intendierenden Vergnügungsreisen“,<sup>240</sup> der deutsche Ethnologe Martin

---

<sup>239</sup> Jauß 1984. S. 151; vgl. Brenner 1989. S. 35; vgl. Flach 1986. S. 15; vgl. Friedländer 1873. S. 24; vgl. Hartl 1961. S. 13 u. 22; vgl. Langen 1975. S. 118f.; vgl. Smuda 1986. S. 45; vgl. Waldenfels 1986. S. 31. – Richard Weiss hatte dazu schon 1933 konstatiert: „Rousseaus entscheidende Tat ist es, dass er in seiner Neuen Heloise den Weg zeigte, auf dem fortan jeder das Ideal [gemeint ist das neue Landschaftsideal] realisieren konnte, im praktischen Erlebnis der Landschaft. Er schuf in Saint-Preux das Vorbild und Urbild eines bürgerlich-sentimentalen Menschen, dem sich alle Empfindsamen verwandt fühlen konnten und fühlen wollten, und er stellte den Helden des Zeitalters in eine Landschaft hinein, welche alle Träume erfüllte, und die doch nicht nur ein zurechtgemachter Garten oder ein idyllisches Phantasiegebilde, sondern Wirklichkeit war.“ (Weiss 1933. S. 44f.)

<sup>240</sup> Begemann 1987. S. 98; vgl. Brenner 1989. S. 38; vgl. Rainer S. Elkar: *Reisen bildet*. In: *Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungs-forschung*. Hrsg. von Boris I. Krasnobaev und Wolfgang Kessler. Berlin: Camen 1980 (= Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen Mittel- und Osteuropas 6). S. 51–82, hier S. 51; vgl. Ingrid Kuczinsky: *Zum Aufkommen der individualisierten Wirklichkeitssicht in der englischen Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts*. In: *Europäische*

Scharfe deklariert das Phänomen als eine „am Ende des 18. Jahrhunderts auftretende Kulturtendenz des Bergreisens“.<sup>241</sup> Dahinter verbirgt sich die nun nicht mehr nur wissenschaftliche, sondern auch touristische Erschließung unter anderem der Hochgebirgsregionen. Das einst Furchterregende erfährt durch die Zuordnung zur Kategorie des Erhabenen eine vollkommen neue Wertschätzung.

Als Voraussetzung für diese Kategorisierung und den damit einhergehenden Prozess der Sublimierung der Schrecken wird wiederholt auf das „Postulat der Sicherheit“<sup>242</sup> bzw. die „Dialektik von Sicherheit und Ohnmacht“<sup>243</sup> hingewiesen. So heißt es etwa auch bei Kant:

Kühne überhangende gleichsam drohende Felsen [...] u. d. gl. machen unser Vermögen zu widerstehen, in Vergleichung mit ihrer Macht, zur unbedeutenden Kleinigkeit. Aber ihr Anblick wird nur um desto anziehender, je furchtbarer er ist, wenn wir uns nur in Sicherheit befinden; und wir nennen diese Gegenstände gern erhaben, weil sie die Seelenstärke über ihr gewöhnliches Mittelmaß erhöhen, und ein Vermögen zu widerstehen von ganz anderer Art in uns entdecken lassen, welches uns Mut macht, uns mit der scheinbaren Allmacht der Natur messen zu können.<sup>244</sup>

Kant reagiert auf die ambivalenten Verzweigungen des ästhetischen Diskurses seiner Zeit, indem er in seiner *Kritik der Urteilskraft* von 1790 erstmals einen für die Zeitgenossen vielversprechenden Ansatz der Systematisierung liefert, in dem der

---

*Reisen im Zeitalter der Aufklärung.* Hrsg. von Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1992 (= Neue Bremer Beiträge 7). S. 35–46, hier S. 35f.; vgl. Seitz 1987. S. 132; vgl. Waldenfels 1986. S. 30.

<sup>241</sup> Scharfe 2007. S. 77; vgl. Hartl 1961. S. 34; vgl. Waldenfels 1986. S. 31.

<sup>242</sup> Begemann 1987. S. 126; vgl. Fischer 2001. S. 351; vgl. Hoffmann 2006. S. 23; vgl. Terence J. Reed: *Unter allen Gipfeln: zu den Grundlagen Goetheschen Denkens.* In: Goethe-Jahrbuch 117 (2000). S. 56–66, hier S. 63; vgl. Reif 2010. S. 168. – Fischer erläutert, die Erhabenheitsästhetik habe sich unter dem Aspekt der als unabdingbar definierten Sicherheit grundlegend gewandelt. So müsse sich der Extrembergsteiger – er bezieht sich vor allem auf Reinhold Messner – heute augenscheinlich in konkrete Todesgefahr begeben, um des Erhabenheitsempfindens überhaupt noch habhaft zu werden. Aufgrund des Außerkräftsetzens der in der klassischen Definition bemühten Distanz- und Sicherheitsprämisse sei daher heute auch die daraus erwachsende Überlegenheitsperspektive eine grundlegend andere. Aufmuth verweist diesbezüglich auf die Bedeutsamkeit des unvorhersehbaren Ausgangs. Dabei zählt die Angst für den Psychologen zu den grundlegenden Funktionsprinzipien des Erhabenheitsgefühls am Berg, denn gerade an ihr bzw. im Zuge ihres Überwindens entzünde sich erst das Gefühl von Triumph (vgl. Aufmuth 1988. S. 64–66; vgl. Hartl 1961. S. 85).

<sup>243</sup> Scharfe 2007. S. 101.

<sup>244</sup> KdU 1992. S. 185.

Gegenstandsbereich nicht nur nochmals klar von dem des Schönen abgegrenzt, sondern vor allem das Erhabene selbst einer strikten Kategorisierung unterzogen und somit vom Ausgangspunkt und den Voraussetzungen seines Entstehens bis hin zu der erzielten Wirkung eingehend analysiert wird. Absolutes Novum: Nicht mehr das Objekt selbst, sondern das durch seinen Anblick ausgelöste Gefühl wird als erhaben ausgewiesen und der Schwerpunkt liegt fortan „[...] nicht mehr auf der sinnlichen Überwältigung, sondern auf ihrer intellektuellen Bewältigung.“<sup>245</sup>

Auf Grundlage dieser „Psychologisierung“ oder „Subjektivierung“<sup>246</sup> ist auch die endgültige Auflösung der aus dem Barock tradierten, in der frühen Aufklärung aber zum Teil noch präsenten regelorientierten Poetik zugunsten einer verstärkt wirkungsorientierten Poetik zu verstehen, deren oberste Prämisse – die Erregung des Gemüts – nicht nur in den Werken der Stürmer und Dränger zum funktionalen Prinzip avanciert, sondern die Rousseaus empfindsame *Nouvelle Héloïse* im Hinblick auf die ästhetische Naturerfahrung zum motivgeschichtlichen Ausgangspunkt einer ganzen Reihe literarisch bedeutsamer Gipfel-Episoden werden lässt.<sup>247</sup>

Der deutsche Idealismus wird auf der Grundlage des bei Haller bereits anklingenden, bei Rousseau konkretisierten kultur- und zivilisationskritischen Aspektes die

<sup>245</sup> *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Bd. I. S. 491; vgl. Böhme 1989. S. 119f.; vgl. Friedländer 1873. S. 31; vgl. Hoffmann 2006. S. 25; vgl. Lyotard 1984. S. 157f.; vgl. Viëtor 1952. S. 234. – Kant konstatiert, das Schöne habe seine Ursache außer uns, das Erhabene in uns (vgl. KdU 1992. S. 167). An dieser Stelle soll auf die Explikation weiterer Theorien des Erhabenen verzichtet werden. Jean-François Lyotard bezieht sich ohnehin schwerpunktmäßig auf die Bildende Kunst, Martin Seel vor allem auf die Literatur des 20. Jahrhunderts. Kants Theorie des Erhabenen innerhalb seiner *Kritik der Urteilskraft* jedoch ist in diesem Zusammenhang schon allein deshalb unumgänglich, da sie als unmittelbare Reaktion auf die im 17. Jahrhundert entstehende Ästhetik des Erhabenen und deren ambivalente Ausdeutung anzusehen ist und zugleich einen Anhaltspunkt zur Interpretation der in direkter Folge verfassten und publizierten literarischen Zeugnisse des Erhabenheitsgefühls liefert.

<sup>246</sup> Begemann 1987. S. 101; vgl. Flach 1986. S. 15; vgl. Friedländer 1873. S. 14; vgl. Hartl 1961. S. 13; vgl. Langen 1975. S. 118f.; vgl. Dirk von Petersdorff: „*Ich soll nicht zu mir selbst kommen*“. *Goethe und die Formung moderner Subjektivität*. In: *Goethe-Jahrbuch* 123 (2006). S. 67–85, hier S. 67f.; vgl. Weiss 1933. S. 37; vgl. Zelle 1989. S. 58; vgl. Zelle 1990. S. 228. – Auch Ludwig Fischer konstatiert, „die Anfänge einer abendländisch-neuzeitlichen Subjektbildung, die dem zentralperspektivischen Konstruktionsprinzip von Weltwahrnehmung und -darstellung eingeschrieben sind, lassen sich auch in der Geschichte des Landschaftsbegriffs aufspüren.“ (Fischer 2001. S. 347; vgl. Koschorke 1990. S. 49). Anzumerken ist hier, dass Kants These der Subjektivierung in der neueren Forschung keineswegs unumstritten ist. Vielmehr ist die Frage aufgeworfen worden, ob sein vernunftorientierter Ansatz der Ermächtigung des Subjekts über das als erhaben empfundene Objekt den eigentlichen Kern des Erhabenen nicht ad absurdum führe (vgl. Hoffmann 2006. S. 30).

<sup>247</sup> Vgl. Hackl 2014. S. 39.

Vorstellung von dem in Einklang mit der Natur lebenden Menschen als Ideal zuspitzen und daraus zugleich die Erkenntnis ableiten, dass gerade die Entzweiung des Menschen mit der Natur die Voraussetzung für dessen Freiheit darstellt.

Dies wird etwa in Schillers *Spaziergang* von 1795 deutlich.<sup>248</sup> Ein „schlängelnder Pfad“<sup>249</sup> führt das wandernde Ich durch Wälder auf den „rötlich strahlenden Gipfel“<sup>250</sup> eines Berges. Der Weg durch die belebte Natur und die frische Luft scheint erquickend und beruhigend zugleich auf ihn zu wirken, scheint jegliche Zivilisation beinahe gänzlich vergessen zu machen. „In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft“,<sup>251</sup> bemerkt der Spaziergänger angesichts dieses reinen Genusses. Vom Gipfel aus präsentiert sich ihm der Anblick einer Natur, mit der der Mensch noch im Einklang zu leben vermag, in der das „Volk der Gefilde [...] [n]och nicht zur Freiheit erwachet“<sup>252</sup> ist. Dass der hier geschilderte Spaziergang gleichsam einen Gang durch die Entwicklungsgeschichte der Menschheit darstellt, wird in dem Augenblick deutlich, in dem die plötzlich am Horizont in des Wanderers Blickfeld geratende Stadt den erbarmungslosen Gegenpart zu der zuvor empfundenen Natur-Idyllik heraufbeschwört. Das geschäftige Treiben auf den Märkten sticht ins Auge und ist deutliches Zeichen einer sich dort konstituierenden modernen Gesellschaft. Die Natur wird nicht mehr nur bewohnt, sondern beherrscht. Doch welchen Preis zahlt der Mensch für die Entzweiung mit und die Befreiung von der Natur? Den Preis der Entzauberung, des Auftauchens aus einem als ideal verstandenen Zustand, den der Wanderer in seiner durch das pure Naturerlebnis entfachten Imagination noch einmal hat entstehen lassen, um gleich darauf des scharfen Kontrastes aus einstmaligem Ideal und derzeitigem Zustand gewahr zu werden, des Kontrastes zwischen Natur und Zivilisation. Joachim Ritter spricht diesbezüglich von einer

---

<sup>248</sup> In der ersten Fassung trug das Gedicht den Titel *Elegie* (Friedrich Schiller: *Werke. Nationalausgabe*. Erster Band: Gedichte 1776–1799. Hrsg. von Julius Petersen und Friedrich Beißner. Weimar: Böhlau 1943. S. 260–266). Die geänderte Fassung, aus der hier zitiert wird, wurde aufgenommen in die Ausgabe letzter Hand (Friedrich Schiller: *Werke. Nationalausgabe*. Zweiter Band. Teil 1: Gedichte 1799–1805. Hrsg. von Norbert Oellers. Weimar: Böhlau 1983. S. 308–314) [nachfolgend zitiert als NA].

<sup>249</sup> NA. Bd. 2. S. 309.

<sup>250</sup> Ebd. S. 308.

<sup>251</sup> Ebd. S. 309.

<sup>252</sup> Ebd. S. 310.

„Entzweigungsstruktur der modernen Gesellschaft“.<sup>253</sup> Doch wie wird dieses pessimistische Bild der Fortentwicklung der Menschheit aufgelöst? Bei Schiller mit dem Verweis auf „die Sonne Homers“,<sup>254</sup> die auch dem gegenwärtigen Menschengeschlecht – so die Hoffnung – wieder leuchten wird.

Als Übergangsfigur an der Schwelle zwischen Klassik und Romantik ist es Jean Paul, der Landschaften schließlich „zu Chiffren seelisch-geistiger Zustände“<sup>255</sup> werden lässt. Zur Prämisse einer poetischen Landschaftsbeschreibung werde ihm – so Bernd Kortländer in seiner Studie *Die Landschaft in der Literatur des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts* – ein „eigener einziger Ton der Empfindung“,<sup>256</sup> die Herauslösung der Phänomene der wirklichen Welt aus dem Bereich des Gegenständlichen und ihr Transfer in ein Zeichensystem des Überwirklichen.<sup>257</sup> In seinem im Zeitraum von 1800 bis 1803 erstmals erschienenen *Titan*-Roman ist zu lesen:

Die Alpen standen wie verbrüdete Riesen der Vorwelt fern in der Vergangenheit verbunden beisammen und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilde der Eisberge entgegen [...]; und auf allen Höhen brannten Lärmfeuer der gewaltigen Natur und in allen Tiefen ihr Widerschein – ein schöpferisches Erdbeben schlug wie ein Herz unter der Erde und trieb Gebirge und Meere hervor. – –<sup>258</sup>

Zwar ist die Landschaft in ihrer Gegenständlichkeit, in ihrer empirischen Erfahrbarkeit noch erkennbar, wird dem Auge des Betrachters aber immer wieder konsequent entzogen und in ein System der Metaphern und Symbole überführt, welches die wirkliche Welt und ihre Erscheinungen verschwimmen und dahinter eine nur dem inneren Auge sichtbare Welt erscheinen lässt.<sup>259</sup>

---

<sup>253</sup> Ritter 1974. S. 161; vgl. *Die Landschaft* 1986. S. 11f.; vgl. Edith Glatz: „Wandern“ in poetischen Texten. Würzburg: Königshausen & Neumann 2011. S. 38; vgl. Michels 1981. S. 14.

<sup>254</sup> NA. Bd. 2. S. 314.

<sup>255</sup> Kortländer 1977. S. 40.

<sup>256</sup> Ebd.

<sup>257</sup> Vgl. ebd.

<sup>258</sup> Jean Paul: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Verbindung mit der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums (Deutsche Akademie) und der Jean-Paul-Gesellschaft. Erste Abteilung: Zu Lebzeiten des Dichters erschienene Werke. Achter Band: *Titan*. 1. und 2. Band: Komischer Anhang zum *Titan*. Hrsg. von Eduard Berend. Weimar: Böhlau 1933. S. 15.

<sup>259</sup> Vgl. Kortländer 1977. S. 40.

Dieses durch eine Vielzahl von Metaphern initiierte Wechselspiel zwischen dem Unsichtbaren und dem Sichtbaren erreicht seinen Höhepunkt innerhalb der deutschen Romantik, für die daher die empfindsame Dimension in Rousseaus *Nouvelle Héloïse* zu einem zentralen Vermächtnis wird. Schelling wird 1807 konstatieren, „das höchste Verhältniß der Kunst zur Natur [sei] dadurch erreicht, daß sie diese zum Medium mach[e], die Seele in ihr zu versichtbaren.“<sup>260</sup> Kants These, das Erhabene komme der Natur zu, nicht aber der Kunst, wird hier gebrochen. Peter Grupp erläutert dementsprechend, es zeichne sich in der Romantik eine „Gegenbewegung“, ja eine regelrechte „Resakralisierung der Berge“<sup>261</sup> ab. Und in der Tat lässt sich vor allem im Verständnis der romantischen Poesie als „progressive Universalpoesie“<sup>262</sup>, wie es die Schlegels 1797 in ihrem 116. Athenäum-Fragment proklamieren, deutlich erkennen, dass die Grenze zwischen Schönem und Erhabenem erneut zu verwischen beginnt – „die Diskrepanz zwischen Endlichem und Unendlichem [wird] in die Dialektik des Schönen versenkt [...]“.<sup>263</sup>

Es wird sich zeigen, dass die romantische Vorstellung von ästhetischer Natur, die im Zuge der ihr inhärenten „Animation“ und „Beseelung“<sup>264</sup> und durch ihre „identitätsauflösende Macht“<sup>265</sup> eine Überschreitung oder gar Überhebung des Erhabenen in Kants Sinne darstellt, stets umzukippen droht in eine das Individuum gefährdende Mania, und die Protagonisten – etwa Novalis' Heinrich, Tiecks Christian oder Hoffmanns Elis – an den Rand des Wahnsinns oder über ihn hinaus zu treiben vermag. Bemerkenswerterweise geschieht dies – wie noch zu explizieren sein wird – nicht selten auf einem Gipfel oder in den Tiefen eines Berges!

<sup>260</sup> *Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur. 1807.* In: Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: *Schellings Werke*. Nach der Originalausgabe in neuer Anordnung herausgegeben von Manfred Schröter. Dritter Ergänzungsband. Zur Philosophie der Kunst. 1803–1817. München: Beck [u.a.] 1959. S. 416.

<sup>261</sup> Grupp 2008. S. 63.

<sup>262</sup> Friedrich Schlegel: *Kritische Ausgabe seiner Werke*. Hrsg. von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. Zweiter Band: *Charakteristiken und Kritiken I (1796–1801)*. Hrsg. von Hans Eichner. Paderborn: Schöningh 1967. S. 182 [nachfolgend zitiert als KA].

<sup>263</sup> Dietrich Mathy: *Zur frühromantischen Selbstaufhebung des Erhabenen im Schönen*. In: *Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn*. Hrsg. von Christine Pries. Weinheim: VCH, Acta Humaniora 1989. S. 143–160, hier S. 145.

<sup>264</sup> Böhme 1989. S. 134.

<sup>265</sup> Ebd. S. 139.

### 3. *Beiträge zur Etablierung eines literarischen Motivs*

Im Anschluss an die Analyse der Genese einer ästhetischen Naturwahrnehmung von den Anfängen der wissenschaftlichen Eroberung der Bergwelt innerhalb des 16. Jahrhunderts, über die Ansätze der englischen Physikotheologie in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, deren Adaption in den Bereich der Naturpoesie und die literarische Umsetzung etwa durch Barthold Heinrich Brockes, bis hin zu Rousseaus revolutionärem Anstoß zur endgültigen Etablierung des Sujets soll nun der Fokus auf die wohl bedeutsamste Phase innerhalb der motivgeschichtlichen Entwicklung gelegt werden – dem ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzenden und im 19. Jahrhundert seine vollständige Wirkung entfaltenden Bergenthusiasmus, der sich heute in erster Linie anhand der uns aus dieser Zeit übereigneten Zeugnisse aus Literatur und Kunst rekonstruieren lässt.

Eng verwoben ist diese Entwicklung – wie Joachim Ritter bereits im Zuge seiner umfassenden Auseinandersetzung mit der Landschaft konstatierte – mit einem grundlegenden gesamtgesellschaftlichen Wandel, der nicht nur zur Stärkung des Bürgertums führte, sondern auch hinsichtlich der Rolle und Wahrnehmung des Subjekts zentrale Veränderungen herbeiführte.

Bevor jedoch das Augenmerk auf literarische Beispiele einer intensivierten Beschäftigung mit dem Gegenstandsbereich gerichtet, der Ausgangspunkt dieser verstärkten Hinwendung ermittelt und die Relevanz des sich in mannigfaltigen Facetten offenbarenden literarischen Motivs erläutert werden soll, muss zunächst ein kurzer Exkurs zu den enorm bedeutsamen Entwicklungen innerhalb des Reisewesens erfolgen. Denn erst eine gesteigerte Mobilität der Menschen hat die zunehmende Aneignung der Bergregionen ermöglicht, aus der im weiteren Verlauf der eigentliche Bergtourismus resultierte. Darüber hinaus sind – wie in den vorangegangenen Kapiteln bereits angeklungen – die im Zuge der Reisen niedergeschriebenen Berichte als wesentliche Grundlage eines erheblichen Teils der schriftlich fixierten Gipfel-Bilder zu verstehen, um die es im vorliegenden Kontext gehen soll.

### 3.1 Exkurs: Zur Bedeutung des Reisens

Längst ist die Geschichte des Reisens<sup>266</sup> eingehend erforscht worden, der Tourist zum Gegenstand legitimer Forschungsbereiche avanciert – ein Umstand, der noch vor einigen Jahrzehnten undenkbar schien. Doch es sind nicht nur, wie man im Hinblick auf die steigende Konsumorientierung im touristischen Dienstleistungssektor mutmaßen würde, wirtschaftliche Aspekte, die den Fremdenverkehr heute als Forschungsgegenstand besonders attraktiv machen. Es hat sich vielmehr eine interdisziplinäre Tourismuswissenschaft etabliert, in die neben ökonomischen vor allem auch menschen- und kulturgeschichtliche, philologische und psychologische Stoffe einfließen.<sup>267</sup>

Dieser wissenschaftlichen Fachrichtung kann im vorliegenden Zusammenhang selbstredend nicht in vollem Umfang Rechnung getragen werden. Im Hinblick auf die spätere Beschäftigung mit literarischen Reisebildern soll lediglich der bereits kurz skizzierte Wandel innerhalb des Reisewesens an dieser Stelle nachvollzogen und in den Grundzügen dokumentiert werden, da sich in ihm letztlich auch das veränderte Verhältnis zu Natur und Landschaft ablesen lässt.

<sup>266</sup> Bereits im 1742 von Johann Heinrich Zedler in Halle und Leipzig publizierten 31. Band des *Großen vollständigen Universal-Lexicons Aller Wissenschaften und Künste Welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden worden* widmet sich ein die Spalten 366–385 umfassender Artikel dem Reisen. Der Verfasser stellt dort unter anderem 91 Regeln zum klugen, d.h. vernünftigen Reisen auf und bezieht sich dabei in erster Linie auf Julius Bernhard von Rohrs 1715 in Leipzig veröffentlichtes Werk *Einleitung zu der Klugheit zu leben oder Anweisung, wie ein Mensch zu Beförderung seiner zeitlichen Glückseligkeit seine Actiones vernünftig anstellen soll*, in dem sich der Autor unter anderem auch zu der Klugheit zu reisen geäußert hatte.

<sup>267</sup> Vgl. Ueli Gyr: *Geschichte des Tourismus: Strukturen auf dem Weg zur Moderne*. Mainz: Institut für Europäische Geschichte 2010 (= Europäische Geschichte Online [Elektronische Ressource]: [www.ieg-ego.eu/de/threads/europa-unterwegs/tourismus/ueli-gyr-geschichte-des-tourismus](http://www.ieg-ego.eu/de/threads/europa-unterwegs/tourismus/ueli-gyr-geschichte-des-tourismus), zuletzt abgerufen am 08.09.2015). S. 1f.; vgl. ders.: *Tourismus und Tourismusforschung*. In: *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie*. Hrsg. von Rolf W. Brednich. Dritte, überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Reimer 2001. S. 469–489, hier S. 470; vgl. Hans-Wolf Jäger: *Reisefacetten der Aufklärungszeit*. In: *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Peter J. Brenner. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. S. 261–283, hier S. 262. – Burkhardt Lauterbach etwa beleuchtet in seiner 2010 erschienenen Studie das „tourismusinduzierte Kulturtransfergeschehen in der Alpenregion“ (Burkhardt Lauterbach: *Der Berg ruft. Alpentourismus und Kulturtransfer seit dem 18. Jahrhundert*. Mainz: Institut für Europäische Geschichte 2010 (= Europäische Geschichte Online [Elektronische Ressource]: [www.ieg-ego.eu/de/threads/europa-unterwegs/tourismus/burkhardt-lauterbach-der-berg-ruft-alpentourismus-und-kulturtransfer-seit-dem-18-jahrhundert](http://www.ieg-ego.eu/de/threads/europa-unterwegs/tourismus/burkhardt-lauterbach-der-berg-ruft-alpentourismus-und-kulturtransfer-seit-dem-18-jahrhundert), zuletzt abgerufen am 08.09.2015). S. 21).

Die Ursprünge des Reisens sind in die Zeit der ersten europäischen Kolonialbewegungen im 15. Jahrhundert einzuordnen. So waren es in erster Linie Soldaten, die im Zuge ihres abzuleistenden Kriegsdienstes Reisen unternahmen und fremde Länder kennenlernten. Bereits 1847 wies Robert Eduard Prutz im ersten Band seiner *Kleinen Schriften zur Politik und Literatur* unter der Überschrift *Ueber Reisen und Reiseliteratur der Deutschen* auf diesen bedeutsamen Ausgangspunkt an der Schwelle des Mittelalters zur frühen Neuzeit hin. Zumeist habe es sich diesbezüglich jedoch nicht um Reisen im eigentlichen Sinne gehandelt, sondern um kriegsbedingte „Auswanderungen“ und darauf folgende „Ansiedelungen“ an anderen Orten, im Grunde also nicht um eine „innerliche Erweiterung“, sondern lediglich um eine „äußerliche Veränderung“.<sup>268</sup>

Parallel zu der einsetzenden Entdeckungs- und Eroberungswelle entstand eine innereuropäische Reisetendenz, die vor allem von der Jugend initiiert wurde. In der Folge entwickelten sich – noch auf der Basis der mittelalterlichen Ständegesellschaft – den unterschiedlichen gesellschaftlichen Kreisen entsprechend eigene Formen des Reisens mit jeweils verschiedenen Zielsetzungen. Theologiestudenten etwa, junge Kleriker, die nicht an das Gelübde der Ortsbeständigkeit gebunden waren, traten bereits seit dem 12. Jahrhundert auf den Spuren vorbenediktinischer Wandermönche Reisen zum Zwecke der Erweiterung ihres Wissens oder als Einführung in das christliche Wallfahrts- und Pilgerbrauchtum an. Diese fahrenden Schüler avancierten neben den Kaufleuten in den folgenden Jahrhunderten zum dominierenden Typus der Reisenden in Europa.<sup>269</sup> Prutz bezeichnete diese Facette als das „encyklopädische Reisen“, das sich herausgebildet habe, als „im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts,

---

<sup>268</sup> Robert Eduard Prutz: *Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur*. Merseburg: Verlag Louis Garcke 1847. S. 234. – Prutz erklärt, Aufzeichnungen habe es in dieser Periode des Reisens kaum gegeben. „[D]ie Mehrzahl reiste fürs Leben, nicht für die Literatur, die glorreiche Erfindung der Tagebücher war noch nicht gemacht, es gab noch keine Buchhändler, welche Vorschuß leisteten auf Reisebeschreibungen vor der Reise selbst, noch keine Autoren, welche reisten um zu schreiben, schrieben um zu reisen.“ (Prutz 1847. S. 235).

<sup>269</sup> Vgl. Peter J. Brenner: *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*. Tübingen: Niemeyer 1990 (= Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 2). S. 52f.; vgl. Elkar 1980. S. 53; vgl. Gyr 2010. S. 7; vgl. Gyr 2001. S. 471; vgl. Michael Harbsmeier: *Reisebeschreibungen als mentalitätsgeschichtliche Quellen: Überlegungen zu einer historisch-anthropologischen Untersuchung frühneuzeitlicher deutscher Reisebeschreibungen*. In: *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung* (Vorträge gehalten anlässlich des 9. Wolfenbütteler Symposions vom 22. bis 25. Juni 1981 in der Herzog August Bibliothek). Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 1982 (= Wolfenbütteler Forschungen 21). S. 1–31, hier S. 23; vgl. Jäger 1989. S. 261; vgl. Löschnburg 1997. S. 40; vgl. Opaschowski 2002. S. 28.

der ursprüngliche ritterliche, thatlustige Charakter der Nation [...] verschwand gegen gelehrte Stubensitzerei, philologischen und theologischen Pedantismus, Philisterei und Bequemlichkeit“, ein „Reisen voll gelehrten Interesses, voll Sammelfleiß und Curiositätenkrämerei.“<sup>270</sup>

Ergänzt wurde dieser zunächst dominante Typus seit der Renaissance durch junge Kavaliereisende, die durch einen Besuch fremder Höfe in die adlige Gesellschaft und deren Gepflogenheiten eingeführt, zu Anstand und ordentlichem Benehmen erzogen und in ihrer politischen Urteilsfähigkeit geschult werden sollten. Zudem stand in der Regel der Besuch einer ausländischen Universität oder einer Ritterakademie auf dem Plan. Das Reisen fungierte als Ergänzung zur vorherigen häuslichen Erziehung, die auf diese Weise abgerundet werden sollte. Es war politisch-gesellschaftlich motiviert, entsprang nicht der eigenen Bestrebung, sondern war für die Söhne des europäischen Adels obligatorisch, und stand vollkommen unter dem Zeichen der Nützlichkeit. Die jungen Adligen reisten entsprechend auch nicht allein, sondern meist in Begleitung einer ganzen Reihe höfischer Aufpasser und Hofmeister, die die Unternehmungen ihrer Schützlinge in der Regel genau zu dokumentieren pflegten.<sup>271</sup>

<sup>270</sup> Prutz 1847. S. 235f.

<sup>271</sup> Vgl. Brenner 1990. S. 31, 105; vgl. Norbert Conrads: *Politische und staatsrechtliche Probleme der Kavaliertour*. In: *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung* (Vorträge gehalten anlässlich des 9. Wolfenbütteler Symposions vom 22. bis 25. Juni 1981 in der Herzog August Bibliothek). Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 1982 (= Wolfenbütteler Forschungen 21). S. 45–64, hier S. 46f.; vgl. Friedländer. 1873. S. 8; vgl. Hilde de Ridder-Symoens: *Die Kavaliertour im 16. und 17. Jahrhundert*. In: *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Peter J. Brenner. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. S. 197–223; vgl. Wolfgang Griep: *Reiseliteratur im späten 18. Jahrhundert*. In: *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789*. Hrsg. von Rolf Grimminger. München: Hanser 1980 (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 3). S. 739–764, hier S. 740; vgl. Gyr 2010. S. 9–13; vgl. Gyr 2001. S. 471; vgl. Harbsmeier 1982. S. 23; vgl. Jäger 1989. S. 261; vgl. Löschburg 1997. S. 63f.; vgl. Albert Meier: *Von der enzyklopädischen Studienreise zur ästhetischen Bildungsreise. Italienreise im 18. Jahrhundert*. In: *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Peter J. Brenner. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. S. 284–305, hier S. 285; vgl. Opaschowski 2002. S. 32f.; vgl. Prutz 1847. S. 236; vgl. Winfried Siebers: *Ungleiche Lehrfahrten – Kavaliere und Gelehrte*. In: *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*. Hrsg. von Hermann Bausinger, Klaus Beyrer und Gottfried Korff. München: Beck 1991. S. 47–57; vgl. Winfried Siebers: *Von der repräsentativen zur aufgeklärten Kavaliertour? Reflexion und Kritik adlig-fürstlichen Reisens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. In: *Europareisen politisch-sozialer Eliten im 18. Jahrhundert. Theoretische Neuorientierung – kommunikative Praxis – Kultur- und Wissenstransfer*. Hrsg. von Joachim Rees, Winfried Siebers und Hilmar Tilgner. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2002 (= Aufklärung und Europa 6). S. 25–39, hier S. 25 u. 27f.; vgl. Wuthenow 1980. S. 91.

Enorme Freiheit genossen dagegen junge Handwerksgesellen auf ihren Wanderjahren, weitab von jeglicher Einschränkung durch die heimischen Zünfte und den Zwängen ihrer spießbürgerlich-kleinstädtischen Heimat. Ohne Frage war die Gefahr der Verführung zu ziellosem Umherschweifen, Müßiggang und Zügellosigkeit dabei groß, die Arbeit und das Erlernen neuer Techniken rückte nicht selten in den Hintergrund. Dennoch stellte die Zeit des Wanderns die jungen Männer auch vor harte Bewährungsproben und wurde so zum notwendigen Ausleseprozess, den nur die Qualifiziertesten erfolgreich zu durchlaufen vermochten.<sup>272</sup>

Während es die Handwerksgesellen nicht oder nur vereinzelt nach Frankreich, Griechenland oder Italien zog, rückten gerade die dortigen historischen Schauplätze im Kontext der Bildungsreise verstärkt vor das Okular. Winfrieds Siebers definiert diese Form des Reisens zum Zwecke der eigenen Bildung gewissermaßen als Weiterentwicklung der einstigen Kavaliereise. Vor der Folie der fortschreitenden Adelskritik, dem sich massiv formierenden Widerstand gegen die als überkommen empfundenen absolutistischen Herrschaftsverhältnisse und der progressiven Auflösung der scharfen gesellschaftlichen Grenzen im Zuge der revolutionären Umbrüche Ende des 18. Jahrhunderts sei auch die Kritik an der an unzeitgemäßen Erziehungszielen orientierten und noch dazu unverhältnismäßig teuren Grand Tour immer lauter geworden. So habe die Adelsreise ihre einstige „entscheidende Qualifizierungsfunktion für den Hof-, Verwaltungs- und Militärdienst“ zunehmend eingebüßt und sich zu einer „Bildungsreise ohne höfisch-feudalen Habitus und unter der Dominanz bürgerlicher Reismuster“<sup>273</sup> gewandelt.

---

<sup>272</sup> Vgl. Brenner 1990. S. 53; vgl. Rainer S. Elkar: *Auf der Walz – Handwerkerreisen*. In: *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*. Hrsg. von Hermann Bausinger, Klaus Beyrer und Gottfried Korff. München: Beck 1991. S. 57–61; vgl. Elkar 1980. S. 53; vgl. Gyr 2010. S. 8; vgl. Gyr 2001. S. 471; vgl. Jäger 1989. S. 261; vgl. Opaschowski 2002. S. 33–35.

<sup>273</sup> Siebers 2002. S. 28; vgl. Hans-Joachim Althaus: *Bürgerliche Wanderlust. Anmerkungen zur Entstehung eines Kultur- und Bewegungsmusters*. In: *Wanderzwang – Wanderlust*. Hrsg. von Wolfgang Albrecht und Hans-Joachim Kertscher. Tübingen: Niemeyer 1999 (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 11). S. 25–43, hier S. 28; vgl. Brenner 1990. S. 105; vgl. Elkar 1980. S. 53; vgl. Griep 1980. S. 743; vgl. Gyr 2001. S. 471; vgl. Jäger 1989. S. 261; vgl. Klaus Laermann: *Raumerfahrung und Erfahrungsraum. Einige Überlegungen zu Reiseberichten aus Deutschland vom Ende des 18. Jahrhunderts*. In: *Reise und Utopie. Zur Literatur der Spätaufklärung*. Hrsg. von Joachim Piechotta. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976. S. 57–97, hier S. 61; vgl. Meier 1989. S. 285; vgl. Sikander Singh: *Spiegelbilder. Zur Neukommentierung der „Reisebilder 1824 bis 1828“*. In: Heine-Jahrbuch 46 (2007). S. 148–157, hier S. 149.

Das Bürgertum schwang sich zur neuen geistigen Elite auf und beanspruchte nun zahlreiche einstmals dem Adel vorbehaltenen Rechte und Machtpositionen für sich. Als höchstes Gut galt fortan die Bildung, die man sich auf den Reisen anzueignen und mit der man sich Respekt und Einfluss zu verschaffen hoffte. Klaus Laermann definiert das Reisen entsprechend als „eine Technik der indirekten Selbstbemächtigung des Bürgertums gegenüber dem Feudaladel.“<sup>274</sup> Im Gegensatz zur Kavaliersreise, die stark formalisiert gewesen war, ging es nun nicht mehr darum, im Vorfeld bereits Gewusstes „bestätigend [...] abzuhaken“, sondern „sich auf das Fremde einzulassen [...], d.h. unterwegs zu sein, Erfahrungen zu machen [...]“.<sup>275</sup>

Um sich im politischen und kulturellen Gefüge Europas zurechtzufinden, schien es unablässig, sich mit den Spezifika anderer Länder zu beschäftigen, sich mit prüfendem Blick aus der Ferne aber auch der eigenen nationalen Besonderheiten wieder vollkommen neu bewusst zu werden. Es galt, sich über die persönliche und nationale Sphäre hinaus neue Blickwinkel zu erschließen, den lebensweltlichen sowie geistigen Horizont zu erweitern, das eigene Ich auf eine neue Weise zu erleben.<sup>276</sup>

In der seit dem Ende des 18. Jahrhunderts publizierten *Allgemeinen deutschen Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände* heißt es im betreffenden Artikel, das Reisen sei von

<sup>274</sup> Laermann 1976. S. 77; vgl. Ingrid Kuczynski: *Gesellschaftlicher Auftrag und Eigenständigkeit des Individuums: Englische Reisende am Ende des 17. Jahrhunderts*. In: *Sehen und Beschreiben. Europäische Reisen im frühen 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Wolfgang Griep. Heide: Boyens & Co 1991 (= Eutiner Forschungen 1). S. 44–59, hier S. 45f.

<sup>275</sup> Wuthenow 1980. S. 269; vgl. Althaus 1999. S. 28; vgl. Wolfgang Kabuscha: *Erkundung der Moderne: Bürgerliches Reisen nach 1800*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 87 (1991). S. 29–52, hier S. 29; vgl. Kuczynski 1991. S. 48; vgl. Laermann 1976. S. 77; vgl. Werner Röcke: *Wunder der Fremde und der Traum vom Reisen. Darstellungsmuster neuer Welten in Augsburger Frühdrucken des 15./16. Jahrhunderts*. In: *Fremd-erfahrung in Texten des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Günter Berger und Stephan Kohl. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 1993. S. 87–102, hier S. 87; vgl. Singh 2007. S. 149.

<sup>276</sup> Vgl. Conrads 1982. S. 48; vgl. Elkar 1980. S. 52f.; vgl. Gyr 2010. S. 7; vgl. Gyr 2001. S. 471; vgl. Kabuscha 1991. S. 29; vgl. Kuczynski 1991. S. 46; vgl. Löschburg 1997. S. 88–93; vgl. Meier 1989. S. 285; vgl. Opaschowski 2002. S. 35f.; vgl. Röcke 1993. S. 87; vgl. Harro Segeberg: *Die literarisierte Reise im späten 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gattungstypologie*. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. 14–31, hier S. 15f.; vgl. Siebers 2002. S. 27f.; vgl. Ralph-Rainer Wuthenow: *Autobiographien und Memoiren, Tagebücher, Reiseberichte*. In: *Zwischen Absolutismus und Aufklärung: Rationalismus, Empfindsamkeit, Sturm und Drang. 1740–1786*. Hrsg. von Ralph-Rainer Wuthenow. 19.–20. Tausend. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1992 (= Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte 4). S. 148–169, hier S. 165f.

jeher eine Möglichkeit gewesen, „sich für die Welt zu bilden [...]“.<sup>277</sup> Dem in ausreichendem Maße vorgebildeten „Jüngling“ sei die Reise „der Übergang von der Studirstube zum praktischen Leben, der ihn zu einer freieren, lebendigeren Ansicht der Welt führ[e]“.<sup>278</sup> Es ging darum, eine der eigenen Lebenswelt fremde Welt im wahrsten Sinne des Wortes zu ‚erfahren‘. Der Sinngehalt dieses Begriffes ist nach wie vor an die ursprüngliche Konnotation geknüpft, denn auch heute noch gilt jemand als erfahren, der die Welt bereist und dadurch viel Neues kennen gelernt hat. Noch deutlicher offenbart sich der etymologische Gehalt im Verweis auf das heute geläufige und bedeutungsäquivalente Wort ‚bewandert‘. Als bewandert galt, wer in der Welt herumgekommen war und gemäß der erworbenen Kenntnisse als aufgeklärt und weltkundig angesehen werden konnte. Zwar ist das Reisen und Herumkommen in Zeiten weltweiter Vernetzung keine notwendige Prämisse mehr, um in einer Sache bewandert zu sein, der ursprüngliche Bedeutungsgehalt jedoch ist bis heute erhalten geblieben.<sup>279</sup>

Die Erweiterung des Horizontes führte in der Folge auch zu einem vollkommen neuen europäischen Selbstverständnis. Ralph-Rainer Wuthenow konstatiert, Europa selbst habe sich mit anderen Augen betrachtet, seit ihm die Bedeutung der außereuropäischen Welt bewusst geworden sei.<sup>280</sup>

Nicht selten jedoch offenbarte sich den Reisenden gerade durch die Ausdehnung des eigenen Aktions- und Erkenntnisradius ein neuerliches „Problem der Grenze“,<sup>281</sup> eine „visuelle Überforderung durch die Weiträumigkeit“.<sup>282</sup> Andreas Bürgi erläutert,

[...] die visuelle Wahrnehmung scheint in ganz bestimmten Situationen in einem Maß überfordert zu sein, das die Konventionen des Sehens grundlegend in Frage stellt, ihre Grenzen schmerzhaft fühlbar macht. Zumeist sind dies Situationen, in denen sich der Reisende mit Räumen konfrontiert sieht, deren Ausmaß alle vertrauten Dimensionen

<sup>277</sup> *Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für alle gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)* In zwölf Bänden. Neunter Band. Siebente Originalauflage. Leipzig: Brockhaus 1827. S. 156.

<sup>278</sup> Ebd.; vgl. Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848*. Bd. II: *Die Formenwelt*. Stuttgart: Metzler 1972. S. 240.

<sup>279</sup> Vgl. Opaschowski 2002. S. 15; vgl. Wulf Wülfing: *Reiseliteratur*. In: *Vormärz: Biedermeier, Junges Deutschland, Demokraten. 1815–1848*. Hrsg. von Bernd Witte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1980 (= *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte* 6). S. 180–194, hier S. 180.

<sup>280</sup> Vgl. Wuthenow 1980. S. 18.

<sup>281</sup> Bürgi 1989. S. 11; vgl. Brenner 1989. S. 14.

<sup>282</sup> Bürgi 1989. S. 10; vgl. Brenner 1989. S. 14.

bei weitem übertreffen. Ihre Zusammenbrüche erleben die Reisenden auf Bergspitzen, Kirchtürmen, Schiffen, auf Aussichtspunkten also, die ihnen bislang unbekannte Weiten eröffnen.<sup>283</sup>

Angesichts der Vielzahl schriftlich fixierter Berg-Szenarien und literarisch aufgearbeiteter Gipfel-Episoden kann es nicht verwundern, dass die Bergspitzen hier die Reihe der außergewöhnlichen Aussichtspunkte anführen. Die Schilderung Bürgis verweist auf das bereits erläuterte Funktionsprinzip des Schrecklich-Erhabenen, das auch in Texten Petrarca's, Tschudis, Gesners, Gruners oder Brockes' zum Tragen gekommen war, mit dem sich Reisende an der Schwelle zum 19. Jahrhundert jedoch in besonderem Maße und auf ganz neue Weise auseinandersetzten. Entsprechend zeigte sich auch die Form, in der die Erlebnisse festgehalten wurden, in vollkommen neuer Couleur. Prutz verwies in diesem Zusammenhang bereits explizit auf

eine neue, bis dahin unerhörte Art des Naturgenusses, um nicht zu sagen der Natur-schwelgerei, ein Jagen und Suchen nach Naturbeschauung, ein Erbauen und Begeistern an landschaftlichen Schönheiten [...], welches gerade [das] Genre der Reiseliteratur un-gemein befördern mußte.<sup>284</sup>

Berichte und Tagebuchaufzeichnungen etablierten sich in der Folge als zentrales Medium, die bewusst initiierten Grenzerfahrungen zu konservieren und der drohenden Überforderung der Sinne so in gewisser Weise eine lebensweltliche Konstante entgegenzusetzen. Wolfgang Griep konstatiert demgemäß, in Reiseberichten – und schienen sie auch noch so objektiv verfasst – werde „das Gesehene schreibend bewältigt.“<sup>285</sup> Schriftsteller hätten – so Harro Segeberg in seinem 1983 erschienenen Aufsatz zur literarisierten Reise im späten 18. Jahrhundert – eine „entlastende Distanz zum routinisierten Alltagsleben“ zu gewinnen versucht und zu diesem Zweck im Rahmen ihrer Reiseerzählungen „alternative Ich-Entwürfe“<sup>286</sup> ersonnen, bei denen sie notwendigerweise stärker als zuvor die eigene Individualität und Subjektivität als

<sup>283</sup> Bürgi 1989. S. 10.

<sup>284</sup> Prutz 1847. S. 238; vgl. *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. VII (Vorwort); vgl. Brenner 1989. S. 35.

<sup>285</sup> Wolfgang Griep: *Deutschsprachige Reiseliteratur 1700 bis 1810. Ein Forschungsprojekt an der Universität Bremen*. In: *Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland* 1984. S. 45–48.

<sup>286</sup> Segeberg 1983. S. 16; vgl. Brenner 1990. S. 150; vgl. Wuthenow 1980. S. 269.

Voraussetzung der Wahrnehmung von Realität hätten thematisieren müssen. Er definiert das Reisen an der Schwelle zum 19. Jahrhundert entsprechend als „Modellfahrt einer subjektbezogenen literarischen Weltentdeckung.“<sup>287</sup> In der Auseinandersetzung mit einer andersgearteten Umwelt habe man letztlich das Erkennen des eigenen Selbst gesucht, konstatiert auch Winfried Löschburg in seiner *Kleinen Kulturgeschichte des Reisens*.<sup>288</sup> Hans-Joachim Althaus spricht gar von einer „melancholische[n] Seelenschau in der [...] freien Natur“.<sup>289</sup> Die in diesem Rahmen entstandenen Reiseberichte dienten jedoch nicht nur den Reisenden selbst als Grundlage einer nachträglichen Aufarbeitung und Bewältigung, sondern avancierten zu einem auch politisch und gesellschaftlich bedeutsamen Medium der „Vermittlung von Fremderfahrung“.<sup>290</sup> Und ihre Lektüre erfüllte letztlich auch für den späteren Leser, der Unternehmungen dieser Art nicht zu tätigen imstande war, eine wichtige „Ersatz- und Kompensationsfunktion“.<sup>291</sup>

Die neue Art des Naturgenusses schlug sich allerdings nicht nur innerhalb der sogenannten schönen Literatur nieder, sondern lässt sich auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Reiseliteratur dieser Zeit nachweisen. Als Exempel seien an dieser Stelle die Schriften Alexander von Humboldts genannt, dem es – wie er in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner 1808 erschienenen *Ansichten der Natur* deklariert – vor allem auch um die „ästhetische Behandlung naturhistorischer Gegenstände“<sup>292</sup> gehe.

<sup>287</sup> Segeberg 1983. S. 20f.; vgl. Brenner 1989. S. 35; vgl. Brenner 1990. S. 31, 153–155; vgl. Kuczynski 1992. S. 35; vgl. Sengle 1972. S. 242; vgl. Smuda 1986. S. 52.

<sup>288</sup> Vgl. Flach 1986. 15–17; vgl. Kuczynski 1992. S. 36; vgl. Löschburg 1997. S. 95; vgl. Segeberg 1983. S. 15, 20.

<sup>289</sup> Althaus 1999. S. 36.

<sup>290</sup> Kuczynski 1991. S. 48.

<sup>291</sup> Wülfing 1980. S. 183; vgl. Jäger 1989. S. 268; vgl. Kabuscha 1991. S. 29; vgl. Segeberg 1983. S. 26–28; vgl. Sengle 1972. S. 240; vgl. Wulf Wülfing: *Reiseberichte im Vormärz. Die Paradigmen Heinrich Heine und Ida Hahn-Hahn*. In: *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Peter J. Brenner. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. S. 333–362, hier S. 336; vgl. Wülfing 1983. S. 383; vgl. Wuthenow 1980. S. 20. – Harro Segeberg verweist diesbezüglich auf den in der Literatur des Reisens häufig auftretenden fiktiven Dialog zwischen Autor und Leser, mit dem eine Beziehung heraufbeschworen werde, die zwar de facto nicht existiere, dem Leser aber dennoch das Gefühl gebe, an den geschilderten Erlebnissen unmittelbar beteiligt zu sein (vgl. Segeberg 1983. S. 28f.; vgl. Gabrielle Bersier: *Reise als Umrahmung der Utopie. Einige Überlegungen zum utopischen Reiseroman bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. 292–301, hier S. 193).

<sup>292</sup> Alexander von Humboldt: *Ansichten der Natur, mit wissenschaftlichen Erläuterungen*. Erster Band. Dritte verb. und verm. Ausgabe. Stuttgart und Tübingen: Cotta 1849. S. VIII; vgl. Brenner 1989. S. 37.

Er strebe die „Verbindung eines litterarischen und eines rein scientificischen Zweckes“ an und hege den Wunsch, „gleichzeitig die Phantasie zu beschäftigen und durch Vermehrung des Wissens das Leben mit Ideen zu bereichern.“<sup>293</sup> Die Arbeiten, die er seinem Lesepublikum mit diesem Werk übergebe, seien „im Angesicht großer Naturgegenstände“<sup>294</sup> entstanden. Und: „Mögen meine Ansichten der Natur [...] dem Leser doch einen Theil des Genusses gewähren, welchen ein empfänglicher Sinn in der unmittelbaren Anschauung findet.“<sup>295</sup> Er sei bestrebt gewesen, in all seinen Abhandlungen stets auf den Einfluss hinzuweisen, „welchen die physische Natur auf die moralische Stimmung der Menschheit“<sup>296</sup> ausübe. Seine Zeilen widme er vor allem „[b]edrängten Gemüthern“, die sich aus einer turbulenten Lebensphase herausgerettet hätten und nun zur Ruhe kommen müssten. Zu ihnen spreche „der welt-richtende Chor: Auf den Bergen ist Freiheit!“<sup>297</sup> Humboldt habe hier – so erläutert Wulf Wülfing in seinem Beitrag zur Erforschung der Reiseliteratur – vor allem auf den Zusammenbruch des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation reagieren und seine Zeitgenossen aus ihrer bedrückenden gesellschaftlichen und politischen Lage hinausführen wollen. Daher habe er sie mitzunehmen versucht „auf die trostreichen Höhen einer als ganzheitlich vorgestellten Natur“ – seine wissenschaftliche Reiseliteratur habe also vornehmlich auch eine „therapeutische Funktion.“<sup>298</sup>

Es soll an dieser Stelle keinesfalls vorschnell eine Verbindungslinie zu der eingangs diskutierten Kompensationsfunktion von Literatur ausgezogen oder gar auf tiefenpsychologische Aspekte der Reiseliteratur verwiesen werden. Allerdings sei darauf aufmerksam gemacht, dass innerhalb der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzenden Flut publizierter Reiseberichte vor allem das Gebirge eine Sonderstellung beansprucht und damit seine literarhistorische und motivgeschichtliche Bedeutsamkeit endgültig entfaltet. Zu bedenken bleibt:

<sup>293</sup> Humboldt 1849. S. XII.

<sup>294</sup> Ebd. S. VII.

<sup>295</sup> Ebd. S. IX.

<sup>296</sup> Ebd.

<sup>297</sup> Ebd. S. X. – In der Vorrede zu dem bereits erwähnten 1845 veröffentlichten ersten Band seiner Reihe *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung* wird Humboldt im Rückblick auf die *Ansichten der Natur* verlautbaren, die Schrift habe beim deutschen Publikum letztlich „mehr durch das gewirkt, was sie in empfänglichen, mit Phantasie begabten jungen Gemüthern erweckt habe, als durch das, was sie geben konnte.“ (Humboldt 1845. S. IX)

<sup>298</sup> Wülfing 1980. S. 181.

Die Szenen, die sich auf den neu erstiegenen Gipfeln abspielten, sind von der Geschichtsschreibung selten beachtet worden, wohl, weil sie weithin wort- und sprachlos – das heißt unerklärt – abliefen. Gleichwohl haben sie oft den Weg zur Sprache gefunden: Wir können die Schilderungen bis heute in den Berichten nachlesen, wir können uns also den Ablauf der Gipfelereignisse vorstellen, haben dann allerdings das Geschäft der Deutung noch vor uns.<sup>299</sup>

Diese Zeilen Martin Scharfes machen deutlich, dass eine umfassende Untersuchung entsprechender zentraler Texte lohnenswert erscheint und können deshalb als programmatischer Auftakt zu dem Vorhaben gelesen werden, sich nunmehr intensiv dem „Geschäft der Deutung“ literarischer Gipfel-Zeugnisse zu widmen.

### 3.2 Kristallisation des poetischen Gipfel-Gefühls im Sturm und Drang

Wie bezüglich der Entwicklung eines ästhetischen Naturempfindens erläutert, hatte sich die Faszination Berg seit der Renaissance endgültig Bahn gebrochen und die einst als furchterregend empfundene Gipfelwelt zum immer beliebter werdenden Gegenstand in Literatur und bildender Kunst werden lassen. Die seit den frühen literarischen Zeugnissen herauszulesende Ambivalenz aus Bedrohung und Bewunderung diente in ihrer Umdeutung als Kontrast-Harmonie seit der Mitte des 18. Jahrhunderts dazu, sich anhand der ganz konkreten Gegenüberstellung von Tal und Gipfel auch im übertragenen Sinne mit den Tälern und Gipfeln der menschlichen Existenz auseinanderzusetzen. Das wenn auch kulturpessimistische, so doch revolutionäre Naturgefühl Rousseaus trug dazu einen nicht geringen Teil bei.<sup>300</sup> Dass der Leitgedanke der Subjektivität<sup>301</sup> und Individualität innerhalb dieser Periode eine

---

<sup>299</sup> Scharfe 2007. S. 245.

<sup>300</sup> Vgl. Arendt 2007a. S. 319; vgl. Bersier 1983. S. 298; vgl. Friedländer 1873. S. 24; vgl. Jauß 1984. S. 591; vgl. Kaiser 1979. S. 32; vgl. Karthaus 2007. S. 25f.; vgl. Kortländer 1977. S. 38; vgl. Link-Heer 1986. S. 150; vgl. Muschg 2004. S. 23; vgl. Schmidt 1875. S. 116 u. 119; vgl. Schultze 1907. S. 7f.; vgl. Stierle 1980. S. 183.

<sup>301</sup> Ulrich Karthaus arbeitet heraus, dass die Dichter des Sturm und Drang die Subjektivität als „Wahrheit des Kunstwerks“ (Karthaus 2007. S. 36) verstanden und sich daraus weitreichende Konsequenzen in Bezug auf die Produktions- sowie die Wirkungsästhetik ergaben. Während die Aufklärung feste Regeln zur Verfertigung von Dichtung heraufbeschworen hatte, fragte man nun nach individuellen Besonderheiten der Werke, der Wirkung auf das Gemüt der Leser, dem Entstehungskontext, letztlich nach dem Genie des Künstlers (vgl. Karthaus 2007. S. 60; vgl. dazu auch: Hans J.

zunehmende Rolle spielte und sich auch auf den Umgang mit der Landschaft auswirkte, ist bereits deutlich geworden. Diese Tendenz gipfelte schließlich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in der das Selbstgefühl des Individuums revolutionierenden literarischen Bewegung des Sturm und Drang, in der sich das Gipfel-Thema als fester Topos innerhalb der deutschen Literatur kristallisierte.

Einer Vielzahl von Texten allerdings lag dabei keineswegs eine tatsächliche Gipfelbesteigung zugrunde. In Analogie zum viel beschworenen Genie-Gefühl als leitmotivischem Kern der Strömung kam das Sujet vielmehr sinnbildlich im Bezug auf das eigene schöpferisch tätige Ich, ein Hochgefühl innerhalb einer bestimmten Lebens- und Schaffensphase, einen Höhenflug angesichts herausragender Ereignisse oder einen bedeutsamen Wendepunkt innerhalb des eigenen Lebens und Schaffens zur Anwendung, als sinnbildlicher „Ausdruck für das ins freie Subjekt verlagerte Lebensgefühl.“<sup>302</sup>

---

Haferkorn: *Zur Entstehung der bürgerlich-literarischen Intelligenz und des Schriftstellers in Deutschland zwischen 1750 und 1800*. In: *Deutsches Bürgertum und literarische Intelligenz 1750–1800*. Hrsg. von Bernd Lutz. Stuttgart: Metzler 1974 (= Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften 3). S. 113–275, hier S. 138, Kortländer 1977. S. 38 sowie *Theorie der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang*. 2003. S. 28). Klaus Hurlebusch verweist auf die „Verschiebung des Gewichts vom [...] äußeren, begrenzten, statischen Kunstgebilde auf das grenzenlose, bewegte Innenleben des Autors“ (Klaus Hurlebusch: *Klopstock, Hamann und Herder als Wegbereiter autorzentrischen Schreibens. Ein philologischer Beitrag zur Charakterisierung der literarischen Moderne*. Tübingen: Niemeyer 2001 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur. Hrsg. von Wolfgang Frühwald, Georg Jäger, Dieter Langewiesche, Alberto Martino, Rainer Wohlfeil. Bd. 86). S. 14). Entgegen der These, die Abkehr von tradierter Werkpoetik habe sich erst im Zuge der aufkommenden Genieästhetik innerhalb des Sturm und Drang vollzogen, sieht Hurlebusch diesen Fokus-Wechsel vom Werk auf den Autor allerdings bereits bei Klopstock eingeleitet.

<sup>302</sup> Dieter Arendt: *Der ‚poetische Nihilismus‘ in der Romantik. Studien zum Verhältnis von Dichtung und Wirklichkeit in der Frühromantik*. Bd. I. Tübingen: Niemeyer 1972. S. 131; vgl. Arendt 2007a. S. 320f.; vgl. Kaiser 1979. S. 185f.; vgl. Karthaus 2007. S. 27; vgl. *Theorie der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang*. 2003. S. 18; vgl. Langen 1975. S. 118f. u. 157; vgl. Michels 1981. S. 15. – Karthaus definiert den Terminus Genie als „[...] Begriff, durch den die sich bildende ästhetische Subjektivität als Ursprung und Grund aller künstlerischen Hervorbringung und der in ihr vermittelten ästhetischen Wahrheit begriffen und aufgefasst wird.“ (Karthaus 2007. S. 223). Es sei an dieser Stelle jedoch auch auf die ambivalente Benutzung des Begriffes verwiesen, auf die Rudolf Käser in seiner Dissertation zur Rhetorik der Selbstdarstellung in Texten des Sturm und Drang hinweist. So habe etwa Herder den Terminus als resignativen Ausdruck eines nicht zu erreichenden Ideals verwendet, während der Begriff etwa bei Lenz dazu gedient habe, sich den permanenten Selbstzweifeln zu entziehen (vgl. Rudolf Käser: *Die Schwierigkeit, ich zu sagen. Rhetorik der Selbstdarstellung in Texten des ‚Sturm und Drang‘. Herder – Goethe – Lenz*. Bern: Lang 1987 (= Europäische Hochschulschriften. Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur. Bd. 1007). S. XVI).

### 3.2.1 Das Prinzip der Reiseflucht: Herder als „Philosoph auf dem Schiffe“

Die These der sinnbildlichen Verwendung der Motivik innerhalb einer für die Befreiung des Subjekts bedeutsamen Lebens- und Schaffensphase gilt wohl in besonderem Maße für Johann Gottfried Herder, dessen Denkmuster und Ideen in nahezu alle Bereich der Kultur- und Geistesgeschichte befruchtend und befördernd eingeflossen sind. Es kann nicht verwundern, dass sich die Forschung angesichts dieses breiten Spektrums nach wie vor schwer tut, die komplexen Werkstrukturen in einer eindeutigen Systematik zu bannen.<sup>303</sup>

Aussichtsreicher erscheinen die Ansätze, die den vermeintlichen Ursprung dieser Fülle gedanklichen Materials auszumachen suchen. So weisen entsprechende Studien, den Werdegang Herders rekonstruierend, tatsächlich auf einen zentralen Wendepunkt hin, der in der Folge zwar für ihn persönlich nicht die erhofften Veränderungen erbrachte, hinsichtlich der Wandlung der Ästhetik und Kunsttheorie seiner Epoche

---

<sup>303</sup> Vgl. Käser 1987. S. 1; vgl. Benno von Wiese: *Zwischen Utopie und Wirklichkeit. Studien zur deutschen Literatur*. Düsseldorf: August Babel Verlag 1963. S. 32. – Auf diesen Umstand sowie die Fülle an unterschiedlichen Interpretationsansätzen innerhalb der Herderforschung verweist etwa Rainer Wisbert bereits in seiner Dissertation Mitte der 1980er Jahre. Den Fokus auf das Bildungsdenken des jungen Herder gerichtet, unterscheidet er grundlegend in geistesgeschichtliche, historisch-soziologische sowie lebensphilosophisch orientierte Deutungskonzeptionen, die allerdings jeweils wiederum ein breites Spektrum an interpretatorischen Untergliederungen zulassen. Im ersten Teil seiner Arbeit gibt er einen Querschnitt der verschiedenen Ansatzpunkte im Umgang mit Herders pädagogischer Bildungslehre, beginnend bei den ersten großen, vorwiegend biografisch und lebensphilosophisch geprägten Herder-Studien von Rudolf Haym, Bernhard Ludwig Suphan und Eugen Kühnemann Ende des 19. Jahrhunderts, über die stärkere Fokussierung auf Herders pädagogische und politisch-reformatorische Konzepte zu Beginn des 20. Jahrhunderts, erste soziologisch sowie anthropologisch tiefer gehende Studien zu Beginn der 1930er Jahre, die pervertierte Interpretation innerhalb des Nationalsozialismus, neue Deutungsansätze im Zuge der Historismusforschung (etwa durch Theodor Litt) sowie eine Tendenzwende in Richtung einer verstärkt humanistischen Deutung nach dem Zweiten Weltkrieg und vor allem seit den 1970er Jahren. Dabei arbeitet Wisbert systematisch zeitgeschichtliche Bedingtheiten und Epochenbezüge sowie daraus notwendigerweise resultierende Verengungen, Zuordnungsproblematiken, Undifferenziertheiten und Fehlinterpretationen heraus (vgl. Rainer Wisbert: *Das Bildungsdenken des jungen Herder. Interpretation der Schrift „Journal meiner Reise im Jahr 1769“*. Frankfurt am Main: Lang 1987 (= Europäische Hochschulschriften. Reihe XI. Pädagogik. Bd. 297)). Selbstverständlich kann und soll die Studie Wisberts hier nicht als Abriss der aktuellen Herderforschung betrachtet werden. Dennoch ist sie treffendes Exempel für die tief greifende Aufarbeitung, der es bezüglich der enormen Komplexität innerhalb Herders Wirkens und Denkens nach wie vor bedarf.

aber kaum von größerer Bedeutung hätte sein können.<sup>304</sup> Ein kurzer Abriss scheint an dieser Stelle angebracht.

Nach abgeschlossenem Studium der Theologie wird der erst zwanzigjährige Herder 1764 an die Domschule nach Riga beordert. Mit seiner Tätigkeit dort trotz der verlockenden Aussicht auf dauerhafte existenzielle Absicherung zunehmend unzufrieden, von den Prediger-Kollegen offenbar mit Neid und Missgunst gestraft und zudem seit der Veröffentlichung seiner *Kritischen Wälder zur Ästhetik* in einen polemischen Streit mit Christian Adolf Klotz verwickelt, drängt es ihn bereits 1769, die ihn umschließenden Schranken bürgerlicher Verpflichtungen zu durchbrechen und sich den Zwängen eines streng geregelten Berufes zu entziehen. „[D]ie Sphäre war für mich zu enge, zu fremde, zu unpassend, und ich für meine Sphäre zu weit, zu fremde, zu beschäftigt“,<sup>305</sup> wird Herder im Rückblick konstatieren. Der Kommentarteil der in der vorliegenden Arbeit herangezogenen Werkausgabe verweist ausdrücklich auf die zentrale Bedeutsamkeit des Begriffes Sphäre innerhalb Herders Anthropologie und definiert ihn als gesamten „Wirkungskreis eines Individuums, bestimmt durch das Verhältnis von personalem Selbstvervollkommnungstreben und Kräften der äußeren Welt.“<sup>306</sup> Dass der Terminus keineswegs nur seine als prekär empfundene Lage in Riga umspannt, sondern vielmehr auf sein gesamtes bisheriges Leben anzuwenden ist, wird deutlich, wenn er präzisierend auf die „Kleinheit [s]einer Erziehung“, die „Sklaverei [s]eines Geburtslandes“, den „Bagatellenkram [s]eines Jahrhunderts“ und die

---

<sup>304</sup> Vgl. Karthaus 2007. S. 66; vgl. von Wiese 1963. S. 43; vgl. Wisbert 1987. S. 70. – In Anlehnung an Johann Georg Hamanns Geschichtsverständnis, den von ihm maßgeblich geprägten Geniebegriff sowie seine Definition von Vernunft als sozial- und kulturhistorischer Determinante war es vor allem Herder, der in den 1770er Jahren auf literarischem Gebiet eine Revolution einleitete, die einen Wandel von der bisher propagierten Regelpoetik zur Ästhetik bewirkte, die das empfindsame Hineinfühlen in die Entstehung von Kunst an die Stelle einer rein normativen Kunstkritik rücken ließ – eine „Entthronung der Regelpoetik durch die Genieästhetik“ (Karthaus 2007. S. 223). Auf dieser Basis ist nachvollziehbar, warum die strikt an der griechischen Poetik orientierte französische Dichtung als leblos, die des vermeintlichen Genies Shakespeare hingegen als lebensnah, als dem Zeitgeist entsprechend interpretiert werden musste (vgl. Sven Gesse: *Genera mixta. Studien zur Poetik der Gattungsmischung zwischen Aufklärung und Klassik-Romantik*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1997. S. 106, 124; vgl. Karthaus 2007. S. 63f., 221).

<sup>305</sup> Johann Gottfried Herder: *Journal meiner Reise im Jahr 1769*. In: Ders: *Werke in zehn Bänden*. Bd. 9/2. Hrsg. von Rainer Wisbert unter Mitarbeit von Klaus Pradel. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1997. S. 11; vgl. *Kommentar zur Entstehung*, S. 864f.; vgl. Rüdiger Safranski: *Romantik. Eine deutsche Affäre*. München: Hanser 2007. S. 11; vgl. Wisbert 1987. S. 89f. u. 93f.

<sup>306</sup> Herder. Bd. 9/2. 1997. S. 895.

„Unstätigkeit [s]einer Laufbahn“ verweist, auf Gegebenheiten also, von denen er sich nicht nur „eingeschränkt“, sondern regelrecht „herabgesenkt“ fühlt. Er verliere durch sie – so Herders „resignative Selbstdiagnose“<sup>307</sup> – „das Feuer [s]einer Jugend, die beste Hitze [s]eines Genies, die größte Stärke [s]einer Leidenschaft [...]“<sup>308</sup>

Die Gegenwart also scheint zu klein, der Zeitgeist zu beschränkt für seine Ideen, das eigene Genie offenbar zu groß, zu übermächtig für viele der als ignorant empfundenen Zeitgenossen. Die Genius-Berg-Allegorie bemüht sich ließe sich interpretieren, dass Herder sich selbst wohl als auf dem Gipfel seiner geistigen Größe angelangt, von äußeren Umständen jedoch derart ausgebremst fühlt, dass er einen drohenden Absturz unmittelbar befürchten muss.

Zu diesen auf ihn einwirkenden Faktoren, die ihn zu einer grundlegend pessimistischen Einschätzung der eigenen zukünftigen Möglichkeiten veranlassen und von denen er sich deshalb unbedingt freizumachen sucht, zählt in erster Linie die für seine Epoche symptomatische lexikalische Buchstaben-Gelahrtheit als Resultat eines im Zuge der Aufklärung heraufbeschworenen und in der Folge in übersteigerter Form befolgten Postulats der vernunftmäßigen Bildung und Erkenntnis. Er empfindet sich selbst als „ein Tintenfaß voll gelehrter Schriftstellerei“,<sup>309</sup> habe vieles versäumt und stattdessen Wissen aus Büchern aufgehäuft, das er nicht begreifen, geschweige denn anwenden könne. Eine aus diesem kritischen Urteil notwendigerweise erwachsende Sorge um die rechte Nutzung des eigenen Lebens kann nicht verwundern. Um sich der fortschreitenden Tendenz zum lähmenden Bürokratismus, zum peniblen Formalismus zu entziehen, sieht er nur eine Chance: „Ich musste also reisen: [...] so schleunig, übertäubend, und fast abentheuerlich reisen, als ich konnte.“<sup>310</sup>

<sup>307</sup> Käser 1987. S. 375; vgl. Nicholas Boyle: *Goethe: der Dichter in seiner Zeit I. 1749–1790*. Aus dem Englischen übersetzt von Holger Fliessbach. Dritte, unver. Auflage. München: Beck 2000. S. 119.

<sup>308</sup> Herder. Bd. 9/2. 1997. S. 29.

<sup>309</sup> Ebd. S. 13; vgl. Jauß 1984. S. 618f.; vgl. Käser 1987. S. 40–43, 60; vgl. Safranski 2007. S. 18; vgl. Robert Stockhammer: *Zwischen zwei Bibliotheken: J.G. Herders ‚Journal meiner Reise im Jahr 1769‘ als Beitrag zur Diätetik der Lektüre*. In: *literatur für leser* 14 (1991). S. 167–184, hier S. 169; vgl. Wisbert 1987. S. 106f.; vgl. Wuthenow 1980. S. 271. – Wenige Jahre später wird Schiller seinen Karl Moor in ähnlicher Weise von einem „Tintengleksenden Sekulum“ sprechen lassen (NA. Dritter Band: *Die Räuber*. Hrsg. von Herbert Stubenrauch. Weimar: Böhlau 1953. S. 20). Die Forschung hat zudem Parallelen dieser Äußerung zu Fausts erstem Monolog herauszustellen gesucht (vgl. Stellenkommentar. In: Herder. Bd. 9/2. 1997. S. 900).

<sup>310</sup> Herder. Bd. 9/2. 1997. S. 11.

Dass es sich bei dieser Fahrt angesichts der Formulierung nicht um eine Bildungsreise im klassischen Sinne handelt, versteht sich von selbst. Obgleich der Plan zu einer solchen schon lange bestand und vor allem durch die Schilderungen seines Freundes Georg Hamann sowie die Lektüre zahlreicher Reise- und Expeditionsberichte während seiner Königsberger Zeit entscheidend befördert worden war, sind es nun selbstredend nicht die in dieser Zeit gängigen Initiativmuster, die ihn antreiben, Riga nach nur fünfjährigem Aufenthalt per Schiff in Richtung Nantes zu verlassen.<sup>311</sup> Seine sehr deutlichen Worte belegen vielmehr eindrucksvoll, dass er sich auf keinem anderen Weg aus seiner als beschränkt empfundenen Lebenswelt mit ihren bedrückenden Zwängen befreien zu können glaubt. Ein Aufbruch zu neuen Horizonten, sei das Ziel auch noch so ungewiss, scheint absolut unausweichlich, ja beinahe Ausdruck einer inneren Notwendigkeit zu sein.<sup>312</sup>

Einem offenbar übermächtigen Impuls nachgebend wird Herder also zum „Philosoph auf dem Schiffe“,<sup>313</sup> zum „Philosoph der Natur“, der freilich „noch schlecht gelernt [hat], ohne Bücher und Instrumente aus [ihr] zu philosophiren.“<sup>314</sup> Der hier heraufbeschworene neue Gelehrten-Typus tritt in scharfen Kontrast zu bereits erwähntem Typus des Buchphilosophen. Rainer Wisbert konstatiert, Herder habe „[...] seiner alten moralischen Denkart der Rigaer Jahre eine neue menschlich-moralische gegenüber[ge]stellt.“<sup>315</sup>

Wesentliches Wirkprinzip hinsichtlich Herders Aufbruch ist die bewusst initiierte Einsamkeit, die – wie Thomas Macho in seinem Beitrag *Mit sich allein. Einsamkeit als Kulturtechnik* treffend verdeutlicht – in literarischen wie wissenschaftlichen Texten

<sup>311</sup> Vgl. Käser 1987. S. 33f.; vgl. *Kommentar zur Entstehung*. In: Herder. Bd. 9/2. 1997. S. 862f.; vgl. Michael Rieger: „Man reist ja nicht, um anzukommen...“ *Schriftsteller auf Reisen von Goethe bis Chatwin*. Darmstadt: Lambert Schneider 2011. S. 24.

<sup>312</sup> Vgl. Käser 1987. S. 374f.; vgl. Safranski 2007. S. 17f.

<sup>313</sup> Herder erklärt in seinem *Journal*, er wolle auf See unter anderem seinen Homer noch einmal lesen. Es ist also wohl kein Zufall, dass er sich selbst als „Philosoph auf dem Schiffe“ bezeichnet, dürfte er dabei doch wohl an ein antikes Bild aus Homers *Odysee* gedacht haben, in dem Odysseus per Schiff aus Troja heimkehrt. Klaus Hurlebusch verweist darauf, dass sich vor allem in Herders Frühwerk überdurchschnittlich viele „Metaphern des Strömens und Fließens, des Wassers und des Meeres“ (Hurlebusch 2001. S. 33) finden lassen und deutet sie als Sinnbilder für Herders Auffassung von Poesie als mitreißender Kraft, die Autor wie Leser gleichermaßen zu bewegen imstande ist.

<sup>314</sup> Herder. Bd. 9/2. 1997. S. 16.

<sup>315</sup> Wisbert 1987. S. 116.

allzu häufig ausschließlich negativ konnotiert sei, charakterisiert als ein Umstand, an dem ein Subjekt psychisch wie physisch leide und der es nicht selten in eine vollkommene Isolation abgleiten lasse. Dabei könne und sollte – so Machos These – das Alleinsein mit sich selbst durchaus auch aus der entgegengesetzten Perspektive betrachtet werden. Einsamkeit sei als Prozess zu verstehen, der nicht nur erlitten, sondern im Gegenteil vom Subjekt unter Umständen willentlich herbeigeführt werde, und der demnach nicht nur als schmerzlich, sondern durchaus auch als lustvoll erfahren werden könne.<sup>316</sup> Er resultiere in der Regel aus dem Gefühl einer Überwältigung, die „einen ungewohnten Aufruhr innerer Vorstellungen“<sup>317</sup> provoziere und letztlich zu dem Entschluss führe, sich den Mechanismen der Fremdbestimmung zumindest vorübergehend zu entziehen. Dabei gehe es jedoch nicht darum, sich in Trance oder Ekstase zu versetzen, sondern darum, die „innere Wachsamkeit“<sup>318</sup> zu erhöhen, sich – um den Bezug zu Herder wieder herzustellen – in einer als belastend empfundenen Lebenssituation auf sich selbst zu besinnen und neu zu orientieren.

Die Trennung, in Herders Fall die Trennung von seinem Amt in Riga, wird in diesem Zusammenhang als eine der ältesten Einsamkeitstechniken ausgewiesen und in unmittelbare Verbindung zu der Wahl spezifischer „Einsamkeitsorte“ gesetzt, die von Macho definiert werden als „alle unbesiedelten Orte, an denen Menschen nur schlecht leben können [...]“.<sup>319</sup> Dass neben Ozeanen auch Berge zu dieser Kategorie zu zählen sind, erklärt sich von selbst. Im weiteren Verlauf der Arbeit wird sich zeigen, dass die im vorliegenden Kontext als Exempel herangezogenen Poeten nicht nur ausgesprochen häufig selbst solche Orte aufgesucht, sondern darüber hinaus auch die Handlungen ihrer Erzählungen dorthin verlegt, ihre Protagonisten die Erfahrung der vollkommenen Einsamkeit haben teilen lassen.

Thomas Macho jedenfalls interpretiert Einsamkeit als Kulturtechnik, die erlernt und eingeübt werden kann, als komplexes System eines „methodischen

---

<sup>316</sup> Vgl. Macho 2000. S. 27. – Schon Kant hatte in seinen *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* konstatiert: „Tiefe Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art.“ (Immanuel Kant: *Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen* [1764]. In: Ders.: *Werkausgabe in 12 Bänden*. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Bd. 2: *Vorkritische Schriften bis 1768*. 2.–7. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991.

<sup>317</sup> Macho 2000. S. 31.

<sup>318</sup> Ebd. S. 34.

<sup>319</sup> Ebd. S. 38.

Individualismus“<sup>320</sup> als Strategie zur „Initiierung und Kultivierung von Selbstwahrnehmungen [...]“<sup>321</sup>

Schon 1994 hatte Odo Marquard sich in seinem *Plädoyer für die Einsamkeit* mit diesem Thema befasst und die These vertreten, was den modernen Menschen primär quäle, sei nicht etwa die Einsamkeit, sondern vielmehr „der Verlust der Einsamkeitsfähigkeit: die Schwächung der Kraft zum Alleinsein, der Schwund des Vermögens, Vereinzelung zu ertragen, das Siechtum der Lebenskunst, Einsamkeit positiv zu erfahren.“<sup>322</sup> Eine solche positive Erfahrung sei aber durchaus möglich, weshalb Marquard dafür plädiert, das als „Einsamkeitslast“ empfundene Alleinsein umzu-  
deuten in „Einsamkeitslust“.<sup>323</sup> Dieser Schritt jedoch erfordere eine „Kultur der Einsamkeitsfähigkeit“,<sup>324</sup> eine eingeübte „Einsamkeitskompetenz“.<sup>325</sup>

Rousseau etwa, der die letzten Jahre seines Lebens selbst in Isolation verbracht habe, sei sich der Bedeutsamkeit einer solchen Kompetenz durchaus bewusst gewesen, wie sich am Beispiel seiner *Träumereien eines einsamen Spaziergängers* zeige. Harro Müller-Michaels spricht ebenfalls mit Verweis auf Rousseau in diesem Zusammenhang auch von einem „zweckfrei-meditative[n] Geisteszustand“, der durch Abgeschiedenheit von der Gesellschaft, durch das Alleinsein in der Natur „eine Form des inneren Erlebens“<sup>326</sup> ermögliche, ein Erleben und Erkennen des eigenen Selbst.

Auch der junge Theologe Herder verfolgt mit seinem Weggang aus Riga die Strategie, sich der elementaren Natur zu übergeben, um sie als Werk Gottes wieder gänzlich neu zu entdecken und das eigene Selbst dabei zum ersten Mal unverfälscht und puristisch zu erfahren, eine Strategie, der trotz Rousseaus *Novvelle Héloïse* und dem

---

<sup>320</sup> Macho 2000. S. 43.

<sup>321</sup> Ebd. S. 28.

<sup>322</sup> Odo Marquard: *Plädoyer für die Einsamkeit*. In: *Skepsis und Zustimmung. Philosophische Studien*. Stuttgart: Reclam 1994. S. 110–122, hier S. 111.

<sup>323</sup> Ebd. S. 119.

<sup>324</sup> Ebd.

<sup>325</sup> Ebd. S. 120.

<sup>326</sup> Harro Müller-Michaels: *Von der Notwendigkeit der Träume für die Bildung des Menschen. Programme und Beispiele für eine ganzheitliche Bildung um 1800*. In: *Traum-Diskurse der Romantik*. Hrsg. von Peter-André Alt und Christiane Leiteritz. Berlin: de Gruyter 2005 (= *Spectrum Literaturwissenschaft* 4). S. 48–76, hier S. 50.

sich darin offenbarenden neuen Zugang ein im Deutschland des 18. Jahrhunderts zu diesem Zeitpunkt weitgehend unerprobtes Verständnis von Natur zugrunde liegt.<sup>327</sup>

Ebenso ein Novum ist im Übrigen auch die Form des vermutlich erst während des viermonatigen Aufenthalts in Nantes anhand einiger weniger Notizen endgültig ausformulierten Reiseberichts. Obgleich der Titel dies erahnen ließe, ist Herders literarisches Zeugnis seines Auf- und Ausbruchs, das Jahrzehnte später erstmalig in Auszügen veröffentlichte *Journal meiner Reise im Jahr 1769*, keineswegs als Reisetagebuch im ursprünglichen Sinne, noch weniger als exemplarischer Beleg der zeitgenössisch gängigen Reiseliteratur Ende der 1760er Jahre zu betrachten.

Ausgehend von Laurence Sternes nur ein Jahr zuvor veröffentlichtem fragmentarischen Reiseroman *A Sentimental Journey Through France and Italy*, der einen zentralen Wendepunkt innerhalb der Gattungsgeschichte des Reiseromans markiert und sich entschieden gegen die in England bis zu diesem Zeitpunkt tradierte konventionelle Reisebeschreibung richtet, spielt innerhalb des empfindsamen Reisens vor allem die durchreiste Landschaft und deren Wirkung auf das Gemüt des Reisenden eine zentrale Rolle.<sup>328</sup> Herders *Journal* bricht dieses Schema auf, indem es sich von dem Muster der sonst üblichen schriftlich fixierten Momentaufnahmen und Schilderungen besonderer Eindrücke und Erlebnisse befreit und vielmehr eine Aneinanderreihung eigener zentraler Pläne und Ideen ins Zentrum rückt.<sup>329</sup>

Dabei scheint es, als schreibe Herder nicht für die Nachwelt, sondern in erster Linie für sich selbst, als betreibe er eine umfassende retrospektive Selbstanalyse, ja eine regelrechte Abrechnung mit der eigenen Vergangenheit, um sich anschließend neu orientieren und seine gesamte Aufmerksamkeit auf bevorstehende Projekte richten zu können. Aus diesem Grunde hat die Forschung seine tatsächlich unternommene Fahrt treffend als Reise zu sich selbst interpretiert.<sup>330</sup>

---

<sup>327</sup> Vgl. von Wiese 1963. S. 44f., 50.

<sup>328</sup> Vgl. Brenner. 1989. S. 35; vgl. Gerhard Sauder: Sternes „*Sentimental Journey*“ und die „*empfindsamen Reisen*“ in Deutschland. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. 302–319, hier S. 304f.

<sup>329</sup> Vgl. Käser 1987. S. 34, 374; vgl. *Kommentar zur Entstehung*. In: Herder. Bd. 9/2. 1997. S. 861, 875f.; vgl. Rieger 2011. S. 24; vgl. Stockhammer 1991. S. 167; vgl. Wisbert 1987. S. 70–72; vgl. Wuthenow 1980. S. 273, 283; vgl. Wuthenow 1992. S. 165.

<sup>330</sup> Vgl. Bürgi 1989. S. 22, 79–83; vgl. Käser 1987. S. 35, 374f.; vgl. Karthaus 2007. S. 45f.; vgl. *Kommentar zur Entstehung*. In: Herder. Bd. 9/2. 1997. S. 861 u. 876; vgl. Löschburg 1997. S. 95; vgl.

Die These Bürgis, Herder habe „[...] eine der zweckfreisten Reisen des ganzen 18. Jahrhunderts unternommen“,<sup>331</sup> scheint in diesem Zusammenhang nicht nachvollziehbar. Rainer Wisbert definiert entsprechend die „Erhellung des Unbehagens über sein bisheriges Leben, die es notwendig mach[e], sich grundsätzlich über seinen Charakter und seine Bestimmung Klarheit zu verschaffen, [als] Zweck der Reise und des Tagebuchs.“<sup>332</sup> „Welterkenntnis“ durch „Selbsterkenntnis“<sup>333</sup> scheint daher die passende Losung zu sein. Es sei auch noch einmal an Harro Segeberg erinnert, der hinweist auf die allgemeine schriftstellerische Tendenz der damaligen Zeit, eine „entlastende Distanz zum routinisierten Alltagsleben“ zu gewinnen und zu diesem Zweck im Rahmen der Reiseerzählungen „alternative Ich-Entwürfe“<sup>334</sup> zu ersinnen. Auch die in Winfried Löschburgs *Kleiner Kulturgeschichte des Reisens* exemplifizierte Auffassung, in der Auseinandersetzung mit einer andersgearteten Umwelt habe man letztlich das eigene Selbst zu erkennen gesucht, scheint hier zutreffend.<sup>335</sup> Ralph-Rainer Wuthenow kann entsprechend konstatieren, nirgends zeige sich die Verbindung von angestrebter autobiografischer Vergewisserung und getätigter Reiseschilderung so deutlich wie in Herders *Journal*.<sup>336</sup>

Andreas Bürgi spricht in seiner Studie zur Wandlung des Reiseberichtes hinsichtlich dieser Fokusverschiebung von einem bei Herder zuerst offenkundig werdenden grundlegenden „Desinteresse des Autors am durchreisten Raum“.<sup>337</sup>

Doch der Eindruck, Herder zeige an der Natur und der Landschaft während seiner Überfahrt kaum Interesse, entsteht nur auf den ersten Blick und muss bei näherer Betrachtung relativiert werden. Tatsächlich nimmt er die sicht- und erfahrbaren Phänomene gewissermaßen zum Anlass, sie metaphorisch umzudeuten und so für seine bildungspolitischen und kulturellen Entwürfe nutzbar zu machen.<sup>338</sup>

---

Safranski 2007. S. 18; vgl. Segeberg 1983. S. 15, 20; vgl. Singh 2007. S. 149; vgl. Wisbert 1987. S. 72; vgl. Wuthenow 1980. S. 274; vgl. Wuthenow 1992. S. 165.

<sup>331</sup> Bürgi 1989. S. 79.

<sup>332</sup> Wisbert 1987. S. 93.

<sup>333</sup> Ebd. S. 119.

<sup>334</sup> Segeberg 1983. S. 16.

<sup>335</sup> Vgl. Löschburg 1997. S. 95.

<sup>336</sup> Vgl. Wuthenow 1980. S. 269.

<sup>337</sup> Bürgi 1989. S. 83.

<sup>338</sup> Vgl. Käser 1987. S. 55.

Dabei lassen sich in seinen Texten durchaus Parallelen zu frühen Zeugnissen ästhetischer Naturerfahrung ausmachen. So artikuliert auch er das spezifische Moment des Schauderns, das schon Petrarca geschildert und das auch bei Gesner oder Brockes eine wesentliche Rolle gespielt hatte und innerhalb der Theorien der Erhabenheit bei Kant und Schiller noch nachwirken sollte. Bei Herder resultiert das Gefühl der Betäubung weniger aus den primären optischen Eindrücken selbst, die auf ihn einbrechen und die er gezwungen wäre, ästhetisch zu sublimieren, sondern verdeutlicht vielmehr das sich ihm durch die eigene Situation offenbarende „[...] schicksalhafte Bestimmtheit des Individuums, das sich als Spielball, als Objekt ihm unbekannter und unbeherrschbarer, womöglich lebensbedrohender Kraft erfährt.“<sup>339</sup> Indem er sich selbst als Teil des göttlichen Schöpfungsplanes begreift, recurriert er also in gewisser Art auf zentrale Aspekte des physikotheologischen Naturverständnisses.

Auf diese Weise gibt Herder nicht nur den Blick frei auf einen vollkommen neuen Erhabenheitsbegriff, sondern verkörpert an der Schwelle zur aufkeimenden Bewegung des Sturm und Drang in einer bis zu diesem Zeitpunkt ungekannten Tragweite das geistige Gipfel-Gefühl, das zwar freilich erst in der Veröffentlichung seines Shakespeare-Aufsatzes von 1773 seinen kunsttheoretischen Höhepunkt erreichen wird, dessen geistiger Ausgangspunkt jedoch in der Seereise von 1769 gesucht werden muss,<sup>340</sup> die von der Forschung vielfach als Prototyp der Reiseflucht, als Urbild „eines Aufbruchs zu neuen Horizonten“<sup>341</sup> verstanden und auch von der selbst in permanentem Aufbruch befindlichen und gegen sämtliche Autoritäten aufbegehrenden Jugend seiner Zeit in diesem Sinne interpretiert und als Vorbild adaptiert worden ist.<sup>342</sup>

<sup>339</sup> Bürgi 1989. S. 84.

<sup>340</sup> Vgl. Kaiser 1979. S. 192; vgl. Karthaus 2007. S. 66; vgl. *Kommentar zur Entstehung*. In: Herder. Bd. 9/2. 1997. S. 861; vgl. Stockhammer 1991. S. 172; vgl. von Wiese 1963. S. 35, 46f.

<sup>341</sup> Karthaus 2007. S. 45; vgl. Haferkorn 1974. S. 194; vgl. Safranski 2007. S. 18; vgl. von Wiese 1963. S. 34f., 43. – Rainer Wisbert trägt dieser Bedeutsamkeit Rechnung, indem er das Tagebuch den restlichen von ihm in Band 9/2 der im Deutschen Klassiker Verlag erschienen Werkausgabe editierten Schriften voranstellt. Er begründet dies in den Erläuterungen mit der formalen wie inhaltlichen Sonderstellung des Dokuments, die er bereits durch seine 1987 erschienene Dissertation herausgestellt hatte (vgl. Herder. Bd. 9/2. 1997. S. 855; vgl. Wisbert 1987. S. 480).

<sup>342</sup> Vgl. Horst Albert Glaser: *Drama des Sturm und Drang*. In: *Zwischen Absolutismus und Aufklärung: Rationalismus, Empfindsamkeit, Sturm und Drang. 1740–1786*. Hrsg. von Ralph-Rainer Wuthenow. 19.–20. Tausend. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1992 (= Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte 4). S. 299–322, hier S. 299f.; vgl. Kaiser 1979. S. 192; vgl. Safranski 2007. S. 11.

### 3.3 Romantische Duplizität: Hohe Gipfel – Tiefe Schächte

Ein Blick in die folgenden Jahrzehnte zeigt, dass der genieästhetisch evozierten Tendenz zur poetischen Entgrenzung in der Weimarer Klassik zunächst Einhalt geboten wurde.<sup>343</sup> Der Genie-Begriff war in den Jahrzehnten des Sturm und Drang nicht nur in Mode gekommen, sondern geradezu inflationär gebraucht worden und zu einer – wie Goethe es rückblickend in *Dichtung und Wahrheit* nennt – „allgemeine[n] Losung“<sup>344</sup> verkommen. Er konstatiert: „Wenn einer zu Fuß, ohne recht zu wissen warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dies eine Geniereise, und wenn einer etwas Verkehrtes, ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich.“<sup>345</sup>

Während der Terminus selbst vermehrt in den Hintergrund rückt, bleibt der sich ursprünglich an ihm entzündete Gedanke der Subjektivität und Individualität des Künstlers jedoch bestehen und kulminiert innerhalb der Frühromantik in einem exzessiven Kunstenthusiasmus. Begünstigt durch die Säkularisation, die den Glauben an Gott in dieser Zeit – wie Ulrich Karthaus erläutert – zunehmend zurückgedrängt und den Künstler an dessen Stelle gerückt habe, kommt es zu einer „Übertragung der Absolutheitsidee von Gott auf das schöpferische Subjekt.“<sup>346</sup> Der Genie-Kult und der Glaube an die enorme wirkungsästhetische Tragweite der genialen künstlerischen Schaffenskraft behält also trotz der offenkundigen Abkehr von dem eigentlichen Terminus unterschwellig auch über die Grenze des Sturm und Drang hinaus seine Gültigkeit und offenbart sich um die Jahrhundertwende in einer „expansiven selbstschöpferischen Subjektivität.“<sup>347</sup>

Nicht anders erklärt sich Friedrich Schlegels viel zitierte Deklaration der romantischen Poesie als „progressive Universalpoesie“<sup>348</sup>, in der es – so ist dem programmatischen 116. *Athenäum*-Fragment zu entnehmen – darum gehen sollte, „das Leben und die Gesellschaft poetisch [zu] machen“.<sup>349</sup>

<sup>343</sup> Vgl. Hurlebusch 2001. S. 37; vgl. Jochen Schmidt: *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945*. Bd. 2: *Von der Romantik bis zum Ende des Dritten Reiches*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1988. S. 1.

<sup>344</sup> HA. Bd. 10. S. 160.

<sup>345</sup> Ebd. S. 161.

<sup>346</sup> Hurlebusch 2001. S. 41; vgl. Karthaus 2007. S. 228; vgl. Schmidt 1988. S. 1.

<sup>347</sup> Hurlebusch 2001. S. 38; vgl. Schmidt 1988. S. 1.

<sup>348</sup> KA. Bd. 2. S. 182.

<sup>349</sup> Ebd.

Dieses Bestreben ging einher mit einer sich bereits seit der Mitte des 18. Jahrhunderts vollziehenden zunehmenden Abkopplung des dichterischen Schaffens von politischen und gesellschaftlichen Belangen, ja letztlich mit einer vollkommenen Entpolitisierung der Literatur. Während diese in Frankreich zu einem zentralen Medium im Kampf des Bürgertums gegen den Absolutismus avanciert war, hatte die deutsche Kleinstaaterei eine politische Entfaltung des Bürgertums und damit das Entstehen einer an aktuellen gesellschaftlichen Problemkonstellationen ausgerichteten Literatur größtenteils verhindert. Hatte die in der Folge immer stärker wahrgenommene „Dualität von erträumter idealer Welt und abgelehnter, aber ertragener schlechter Realität“<sup>350</sup> innerhalb der Aufklärung aber zumindest noch die Hoffnung zugelassen, die Befreiung des Geistes werde letztlich auch eine politische Freiheit herbeiführen und der Bürger könne sich auf dem Wege der Kunsterziehung auch zu einem guten Staatsbürger entwickeln, war dieser Optimismus in der Folge zunehmend negiert und die Literatur entsprechend mehr und mehr eines äußeren Zwecks beraubt worden.<sup>351</sup> In der Romantik schließlich wird sie vollends zum Selbstzweck, zum *L'art pour l'art*, und dient folglich nicht dazu, Wirklichkeit abzubilden, sondern vielmehr dazu, Wirklichkeit auszublenden, „das schlechte Bestehende mit Utopie zu überschreiben.“<sup>352</sup>

Worin diese Utopie besteht, verdeutlicht Friedrich Schlegels Bestimmung der romantischen Poesie als „Transzendentalpoesie“.<sup>353</sup> Analog zu Kants in der *Kritik der reinen Vernunft* skizzierten Transzendentalphilosophie und der daraus resultierenden Aufdeckung der Grenzen menschlicher Erkenntnis, proklamieren die Vertreter der frühen Romantik, das im Inneren des Subjekts notwendigerweise entstehende Gefühl eines Mangels, einer „Lücke im Dasein“<sup>354</sup>, auf dem Wege der Kunst beseitigen zu können. Schlegel deklamiert „[w]o die Philosophie aufhör[e], [müsse] die Poesie anfangen.“<sup>355</sup>

<sup>350</sup> Heinz Hillmann: *Ludwig Tieck*. In: *Deutsche Dichter der Romantik. Ihr Leben und Werk*. Hrsg. von Benno von Wiese. 2., überarb. und verm. Auflage. Berlin: Erich Schmidt 1983. S. 114–138, hier S. 116.

<sup>351</sup> Ebd.

<sup>352</sup> Christian Enzensberger: *Literatur und Interesse*. Eine politische Ästhetik. Bd. 1. München: Hanser 1977. S. 145; vgl. Hillmann 1983. S. 116.

<sup>353</sup> KA. Bd. 2. S. 204 [233. Athenäum-Fragment]

<sup>354</sup> KA. Bd. 12. S. 192.

<sup>355</sup> KA. Bd. 2. S. 261; vgl. Bernd Auerochs: *Das Bedürfnis der Sinnlichkeit. Möglichkeiten funktionaler Äquivalenz von Religion und Poesie im 18. Jahrhundert*. In: *Kunstreligion*. Bd. 1: *Der Ursprung des Konzepts um 1800*. Hrsg. von Albert Meier, Alessandro Costazza und Gérard Laudin. Berlin/New York: de

Dieses poetologische Credo avanciert fortan zur Maßgabe der dichterischen Tätigkeit, offenbart sich aber nicht nur als grundlegendes Gestaltungsprinzip, sondern fließt auch unmittelbar in die Handlungsebene der betreffenden Texte ein, wird den Figuren gewissermaßen als zentrales Denkmuster übereignet. So beklagt etwa Ludwig Tiecks Protagonist Franz in dem 1798 erschienenen Roman *Franz Sternbalds Wanderungen*, die Menschen seien von den Sorgen ihres alltäglichen Lebens allzu „gemartert“<sup>356</sup> und daher nicht imstande zu erkennen, welche göttliche Kraft in Kunst und Poesie zu finden sei. Unter der Prämisse der oben erläuterten Überzeugungen kommt Franz notwendigerweise zu dem Schluss:

Aber wenn alle Menschen Künstler wären, oder Kunst verständen, wenn sie das reine Gemüth nicht beflecken und im Gewühl des Lebens zerquälen dürften, so wären doch gewiß Alle um vieles glücklicher. Dann hätten sie die Freiheit und die Ruhe, die wahrhaftig die größte Seligkeit sind.<sup>357</sup>

Und in den von Tieck gemeinsam mit Wilhelm Heinrich Wackenroder niedergeschriebenen und 1797 erstmals veröffentlichten *Herzenergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders* gemahnt der Kirchenmusiker Joseph Berglinger sich selbst, „[z]eitlebens, ohne Aufhören, in diesem schönen poetischen Taumel [zu] bleiben [...]“<sup>358</sup>

Der von den Vertretern der frühen Jenaer Romantik in übersteigerter Form adaptierte Aspekt der Subjektivität gelangt schließlich in Fichtes Ich-Philosophie zu seiner vollen Entfaltung. Rüdiger Safranski erläutert in diesem Zusammenhang, das Ich sei von Fichte „mit viel Getöse auf den philosophischen Olymp gehoben“ worden und habe dort gestanden „wie eine Figur Caspar David Friedrichs, die Welt zu Füßen: eine herrliche Aussicht.“<sup>359</sup> Dass Safranski an dieser Stelle die Berg-Metaphorik bemüht, um dem Gipfel-Gefühl des schaffenden Subjekts gerecht zu

---

Gruyter 2011. S. 29–44, hier S. 41–43; vgl. Helga Dormann: *Die Kunst des inneren Sinns. Mythisierung der inneren und äußeren Natur im Werk Karoline von Günderrodes*. Würzburg: Königshausen und Neumann 2004. S. 42; vgl. Hillmann 1983. S. 116.

<sup>356</sup> Ludwig Tieck: *Franz Sternbalds Wanderungen. Eine altdeutsche Geschichte*. In: Ders.: *Schriften*. Sechzehnter Band. Berlin: Reimer 1843 (unveränderter photomechanischer Nachdruck). S. 72.

<sup>357</sup> Ebd.

<sup>358</sup> Wilhelm Heinrich Wackenroder: *Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe*. Hrsg. von Silvio Vietta und Richard Littlejohns. Bd. 1: *Werke*. Hrsg. von Silvio Vietta. Heidelberg: Winter 1991. S. 133 [nachfolgend zitiert als SWB].

<sup>359</sup> Safranski 2007. S. 81.

werden, kann nicht verwundern, bedienen sich doch die Romantiker selbst ebenfalls wiederholt entsprechender Termini. So ist etwa in den *Herzensergießungen* zu lesen:

Uns, Söhnen dieses Jahrhunderts, ist der Vorzug zu Theil geworden, daß wir auf dem Gipfel eines hohen Berges stehen, und daß viele Länder und viele Zeiten unsern Augen offenbar um uns herum und zu unseren Füßen ausgebreitet liegen.<sup>360</sup>

Dieter Arendt interpretiert dieses Gipfel-Bild in seiner 1972 publizierte Habilitationsschrift *Der ‚poetische Nihilismus‘ in der Romantik* als „Initiations-Symbol einer utopisch-universalistischen Bewegung“ und erklärt es zum „bedeutsamen Zeichen der jungen revolutionären Romantik.“<sup>361</sup> Auch wenn – wie innerhalb der Forschung umfassend erläutert – die am Ende des 18. Jahrhunderts heraufbeschworenen literaturtheoretischen Erwartungen und Prognosen eine Überforderung der Dichtkunst darstellten und das Konzept einer „progressiven Universalpoesie“<sup>362</sup> sich nicht verwirklichen ließ, ja sich in der Folgezeit sogar ins Gegenteil verkehren sollte, weist die in dieser Zeit besonders häufig auftretende Gipfel-Motivik nach Arendts Auffassung doch entschiedener als innerhalb anderer Epochen hinüber „in das neue Jahrhundert und in die Moderne.“<sup>363</sup> Als Ausgangspunkt dieser „neuen aus-sichtsreichen Epoche“<sup>364</sup> macht er die Wanderritte und Ausflüge Tiecks und Wackenroders durch die fränkische Landschaft aus, über die Wackenroder unter anderem in Briefen an seine Eltern berichtete.<sup>365</sup>

Einer dieser Briefe – verfasst am 2. und 3. Juni 1793 im Nachklang einer mit Tieck vom 17. bis zum 28. Mai unternommenen Reise in die Fränkische Schweiz, den Frankenwald und das Fichtelgebirge – soll im Folgenden einer eingehenden Betrachtung unterzogen werden, weist er doch nicht nur impulsgebend über sich hinaus auf einige der späteren Zentralmotive der romantischen Poesie, sondern offenbart darüber hinaus eine Facette der Berg-Metaphorik, die bis zu diesem Zeitpunkt in der

---

<sup>360</sup> SWB. Bd. 1. S. 89. – Ludwig Tieck veröffentlichte diese Passage noch einmal im 6. Kapitel (Einige Worte über Allgemeinheit, Tolleranz und Menschenliebe in der Kunst) der ein Jahr nach dem Tode Wackenroders herausgegebenen *Phantasien über die Kunst* (1799).

<sup>361</sup> Arendt 1972. S. 138; vgl. Arendt 2007a. S. 321.

<sup>362</sup> KA. Bd. 2. S. 182.

<sup>363</sup> Arendt. 1972. S. 131.

<sup>364</sup> Ebd. S. 135.

<sup>365</sup> Vgl. ebd.

Literatur kaum eine Rolle gespielt hatte, die an der Schwelle zum 19. Jahrhundert jedoch eine eigentümliche Faszination auszuüben und als bedeutsamer Gegenentwurf zum viel beschworenen Gipfelblick in Erscheinung zu treten beginnt: den Blick ins Innere der Berge. Aus dem in Wackenroders Bericht möglicherweise zum ersten Mal in dieser Deutlichkeit skizzierten bewussten Nebeneinander von Gipfel und Schacht, von Höhe und Tiefe, von Aussicht und Einsicht, resultiert eine Duplizität, die sich – wie noch zu zeigen sein wird – in der Folgezeit zu einem zentralen gestalterischen Prinzip romantischer Texte entwickeln wird.

### 3.3.1 Wilhelm Heinrich Wackenroder: „in eine ganz fremde Welt gezaubert“

Die ersten Passagen des Briefes zeugen von einem Phänomen, dessen sich Goethe auf seiner im weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit noch näher zu skizzierenden ersten Reise in die Schweiz 1775 bereits bewusst geworden war: der Sprachlosigkeit angesichts bedeutsamer Aussichten. Wackenroder schreibt den Eltern:

Leider werde ich immer mehr überzeugt, daß es unmöglich ist, durch Worte einem andern die getreue Darstellung einer Gegend mitzutheilen, wie man sie beym eigenen Anblick, u[nd] zum Theil auch noch nachher hat. Wenn ich auch genau aufzähle, was die Schönheit einer Aussicht ausmachte, [...] so kann ich doch nie die Idee von der individuellen Gegend lebhaft erwecken, die ich dem andern vor die Augen bringen will. [...] Das Charakteristische, das Kolorit der Gegend erräth der andre nie; er kann nichts als sich aus denselben Ingredienzen, eine neue Gegend zusammensetzen, die dem Wirklichen wovon sie ein Bild seyn soll, oft sehr unähnlich seyn mag.<sup>366</sup>

Dieses Gefühl des eigenen Unvermögens näher erläuternd übereignet Wackenroder dem Leser eine hinsichtlich des weiteren Kontextes der Epoche zentrale Begrifflichkeit und zeichnet damit ein für die Jahrhundertwende symptomatisches Bild: Es sei ihm unmöglich, ein „treues Gemählde von der Folge einzelner Romantischer Aussichten“<sup>367</sup> zu geben, derer er auf der Reise habe ansichtig werden dürfen.

<sup>366</sup> SWB. Bd. II. S. 157f.

<sup>367</sup> Ebd. S. 158.

Wie Dieter Arendt anmerkt, mag die Verwendung der Bezeichnung ‚romantisch‘ an dieser Stelle zufällig sein, denn erst später wird sich der Terminus als Epochenbezeichnung manifestieren. Zumindest jedoch sei dies ein beredter Zufall, an dem sich ablesen lasse, auf welche Weise man Gipfelbesteigungen in diesen Jahren erfahren habe, in welche Dimension das Motiv des Gipfelblicks im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts überführt worden sei. Die von Wackenroder unmittelbar angefügte Passage mag Aufschluss geben.

Um Streitberg ist eine der schönsten Gegenden, die wir auf der ganzen Reise gesehen haben. [...] An dem äußersten Ende eines bewaldeten Berges, der ins Thal vorspringt, wo es eine Ecke bildet, thürmen sich, auf einer Grundlage von nackten Felsen, die großen Ruinen der Burg Neideck, mit einem hohen Thurme, pyramidalisch in die Höhe. Ich habe nicht größere u[nd] schönere Ruinen gesehen. Wir drängten uns durch die Felsenstücke u[nd] die dichte Waldung [...] hinauf, u[nd] bewunderten die großen Trümmer. Der Burggraben war verwachsen; einige Wände standen noch auf wenigen Steinen. [...] Die Wiesen im Thal sind zum Theil mit schnurgeraden, parallelen Graben bewässert, die sich von oben gesehen, wie glänzende Silberfäden durch das Grün durchziehen. Diese Aussichten sieht man, wenn man zwischen dem Gemäuer der Burg steht, durch die noch erhaltenen Fenster nach allen Seiten zu, wo sie wie Gemälde in einen Rahm[en] gefaßt, erscheinen.<sup>368</sup>

Auch wenn er meint, den Eltern nur ein unzureichendes Bild dessen übermitteln zu können, was sich ihm während der Tour darbietet, offenbaren seine Zeilen aus heutiger Sicht doch Bedeutsames. Das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt hat sich an der Schwelle zum 19. Jahrhundert grundlegend verändert. Landschaft wird bewusst wahrgenommen, die unmittelbare, aber auch die weitläufigere Umgebung ausgiebig erkundet. Es entsteht eine regelrechte Wanderlust, die sich in der Folge auch in der Literatur niederschlägt.<sup>369</sup> Zahlreiche Poeten schicken ihre an der Schwelle zu einer neuen Lebensphase stehenden, von Fernweh und träumerischer Sehnsucht befallenen und aus der als beengt empfundenen Lebenswelt ausbrechenden Protagonisten auf Wanderschaft, konfrontieren sie mit der freien und ungebändigten Natur

---

<sup>368</sup> SWB. Bd. 2. S. 158f.

<sup>369</sup> Vgl. Schultze 1907. S. 109. – Vgl. zum Motiv des Wanderns in der Literatur der Romantik u.a.: Ludwig Tieck: *Franz Sternbalds Wanderungen* (1798); Novalis: *Heinrich von Ofterdingen* (1800); Lord Byron: *Childe Harolds Pilgrimage* (1812–1818); Adelbert von Chamisso: *Peter Schlemihls wundersame Geschichte* (1813); Joseph von Eichendorff: *Aus dem Leben eines Taugenichts* (1826).

und zugleich mit dem eigenen Selbst.<sup>370</sup> Das durch Rousseaus *Nouvelle Héloïse* in die europäische Literatur eingeführte ästhetische Naturempfinden gelangt hier zu seiner vollen Entfaltung.

Darüber hinaus offenbart sich diese neue Dimension der subjektiven Wahrnehmung auch kulturanthropologisch und soziokulturell als überaus relevant. Inka Mülder-Bach und Gerhard Neumann erläutern in der Einleitung zu dem von ihnen herausgegebenen Sammelband *Räume der Romantik*, die sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts ereignenden radikalen gesellschaftlichen, politischen, sozialen und kulturellen Umbrüche seien „unauflösbar mit neuen Raumerfahrungen und Raumkonzepten verknüpft.“<sup>371</sup> Gesellschaftliche Umstrukturierungen, aus denen eine zunehmende Mobilisierung und Beschleunigung des lebensweltlichen Gefüges resultiere, gingen notwendigerweise mit einer Erweiterung des Horizonts und einer nicht nur auf das Subjekt, sondern auch auf die von ihm eingenommenen Räume bezogenen Entgrenzung einher. Die Voraussetzungen dieser Entgrenzung aufzeigend und die sich in diesem Zusammenhang manifestierenden zentralen sozialpsychologischen und kulturanthropologischen Gegensatzpaare einführend erläutern Mülder-Bach und Neumann:

Immanenz und Transzendenz, Endlichkeit und Unendlichkeit, Peripherie und Zentrum, Oberfläche und Tiefe, Horizontalität und Vertikalität, Ruhe und Bewegung, Nähe und Ferne, oben und unten, innen und außen: diese vermeintlich stabilen Koordinaten werden in der Romantik nicht nur durch eine selbstbewusste Poetik und Ästhetik in Bewegung gebracht, sondern ebenso – und in engem Austausch mit Literatur und Kunst – durch die neuen Wissenschaften der Geographie und Geologie, durch verbesserte Verfahren der Vermessung und Kartographierung sowie durch Technologien der Kommunikation und des Verkehrs, die sich teils als Voraussetzung, teils als Folge der raumgreifenden Expansionen, militärischen Eroberungen und wissenschaftlichen Expeditionen der Epoche herausbilden.<sup>372</sup>

In seiner *Kritik der reinen Vernunft* hatte Kant verdeutlicht, dass räumliche Dimensionen keinesfalls als gegebene und feststehende Größen zu begreifen sind, sondern auf der Basis individueller Erfahrungen vom Subjekt konstruiert werden. Zwar war

---

<sup>370</sup> Vgl. Glatz 2011. S. 56.

<sup>371</sup> Inka Mülder-Bach und Gerhard Neumann: *Einleitung*. In: *Räume der Romantik*. Hrsg. von Mülder-Bach und Neumann. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007. S. 7–11, hier S. 7.

<sup>372</sup> Ebd.

der subjektiven Erfahrungswelt so fortan eine höhere Bedeutung beigemessen worden, die zuvor wie selbstverständlich angenommene räumliche Vergewisserung jedoch war im Zuge dieser Erkenntnis hinfällig geworden.

Mülder-Bach und Neumann konstatieren, die Romantik habe sich diesen Verlust an räumlicher Konsistenz als Motor der Produktivität zunutze machen können, indem die Destabilisierung positiv umgedeutet, in ein vollkommen neues Raumpfinden überführt und so letztlich die Ziehung neuer Grenzen, aber auch deren bewusste Überschreitung ermöglicht worden sei. Der Raum werde dem Subjekt unterworfen, er werde zum Medium „fluktuierender, oszillierender und gleitender Relationen [...]“.<sup>373</sup> Durch die Relativierung der räumlichen Dimensionen schrumpfen Entfernungen auf ein Ausmaß zusammen, das sich ein Jahrhundert zuvor der Vorstellungskraft noch vollkommen entzogen hatte und die Weite verliert schließlich mehr und mehr ihren Reiz. Dieser Wandel zeichnet sich in der Literatur deutlich ab, wenn etwa Adelbert von Chamisso seinen Peter Schlemihl die sich ihm eröffnete Welt mit Siebenmeilenstiefeln zu vermessen beginnt.

Während infolgedessen auch der Ausblick seine Faszination zunehmend einbüßt, die Fernsicht das Subjekt nicht mehr wie noch wenige Jahrzehnte zuvor in Staunen zu versetzen scheint, beginnt nun – um auf Wackenroders Definition der ‚romantischen Aussichten‘ zurückzukommen – die Kulisse, aus der heraus das Auge seinen schweifenden Blick zu werfen vermag, eine zentralere Rolle einzunehmen.<sup>374</sup>

David E. Wellbery erläutert in seinem in oben erwähntem Sammelband veröffentlichten Beitrag *Sinnraum und Raumsinn* das sich in diesem Zusammenhang herausbildende Verhältnis von Handlung und Umgebung. In romantischen Texten werde die Umgebung außergewöhnlich häufig von der Handlung dominiert, ja der Raum lasse sich nicht selten vollkommen ausblenden. Die so entstehenden „[r]aumarmen Erzählwelten“<sup>375</sup> seien als Gegenpol zu einem „pragmatischen Raum“<sup>376</sup> zu verstehen, der prägenden Einfluss auf die in ihm lebenden Figuren ausübe. Dieser Typus der pragmatischen Raumgestaltung schaffe auf der Handlungsebene eine gewisse

---

<sup>373</sup> Mülder-Bach/Neumann 2007. S. 8.

<sup>374</sup> Vgl. Arendt 1972. S. 135.

<sup>375</sup> David E. Wellbery: *Sinnraum und Raumsinn: Eine Anmerkung zur Erzählkunst von Brentano und Eichendorff*. In: *Räume der Romantik*. Hrsg. von Inka Mülder-Bach und Gerhard Neumann. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007. S. 103–116, hier S. 103.

<sup>376</sup> Ebd. S. 104.

stabilisierende Gewohnheit, ermögliche eine Erzählung dessen, was sich im Leben der dargestellten Figuren zu ereignen pflege und damit eine Raffung längerer, von Alltäglichkeit und Routine geprägter Zeitspannen, und erzeuge so einen „Rhythmus der Wiederkehr.“<sup>377</sup>

Ein solcher Rhythmus sei den deutschen Romantikern jedoch fremd. In ihren Texten seien die Figuren nicht konkret verortet, nicht an spezifische Handlungsräume gebunden, sondern „vielmehr auf der Durchreise.“<sup>378</sup> Nicht die Verortung des Subjekts in der Welt stehe hier im Fokus, sondern die „bewu[ss]tseinsmäßige Brechung der Welt im Subjekt.“<sup>379</sup> Wellbery spricht unter Bezugnahme auf Georg Lukács diesbezüglich von der „transzendentalen Obdachlosigkeit“.<sup>380</sup> Der Raum offenbare sich nicht primär als eigene Sinndimension, als prägende Instanz und Stütze lebensweltlicher Verhältnisse, sondern diene vielmehr der Abbildung konzeptueller bzw. allegorischer Aspekte. Während der wahrnehmbare Raum so zunehmend in den Hintergrund trete, rücke der zeichenhafte Raum verstärkt ins Zentrum der Darstellung.<sup>381</sup>

Diese Bedeutungsverschiebung offenbart sich in besonderem Maße im Hinblick auf den landschaftlichen Raum des Gebirges. Während Goethe – die entsprechenden Kapitel werden dies verdeutlichen – nur wenige Jahre zuvor mit seinen Aufstiegen auf den Gotthard oder den Brocken die sich ihm auf dem Gipfel bietende Weitsicht noch explizit gesucht und den sich ihm dort eröffnenden Raum bewusst wahrgenommen hatte, erscheint das Bild, das Wackenroder in seinem Bericht zeichnet, beinahe inhaltsleer. Der Blick vom Gipfel herab offenbart sich ihm wie ein Gemälde – ein Wahrnehmungsmuster, das im weiteren Verlauf des Briefes wiederholt in Erscheinung tritt.

So berichtet er etwa, in der Umgebung von Berneck seien er und Tieck „durch sehr schöne, romantische, arkadische Thäler [gekommen], deren Anblick [ihr] Auge nach den rauhen Gegenden vom Fichtelberge [...] sehr angenehm erquickte.“<sup>382</sup> Und den weiteren Weg nach Kulmbach schildernd heißt es über ein anderes Tal, es

<sup>377</sup> Wellbery 2007. S. 104.

<sup>378</sup> Ebd.

<sup>379</sup> Ebd.

<sup>380</sup> Ebd.

<sup>381</sup> Vgl. ebd. S. 106f.

<sup>382</sup> SWB. Bd. 2. S. 176.

„bild[e] ein sehr schön vollendetes u[nd] geschlossenes Landschaftsgemählde, u[nd] verdien[e] den Gegenden bey Streitberg u[nd] Berneck wohl an die Seite gestellt zu werden.“<sup>383</sup>

Es hat beinahe den Anschein, als sammle Wackenroder die in den Gebirgsregionen gewonnenen Eindrücke gewissermaßen im Stile gedanklicher Postkartenmotive, bei denen – um auf die zu Beginn der Erläuterungen zitierte Textstelle über die Gegend um Streitberg rückzuverweisen – jedoch der Fokus nicht etwa auf dem landschaftlichen Bild selbst liegt, sondern auf dem Rahmen, der sich um es schließt, und der gleichsam eine Kulisse entstehen lässt, die die Wanderer offenbar weitaus mehr zu faszinieren scheint, als der sich ihnen bietenden Ausblick. Und genau diese Kulisse – die Ruine nämlich – zieht sich als eines der zentralen Themen nicht nur durch den gesamten Brief-Bericht Wackenroders,<sup>384</sup> sondern wird in den Folgejahren zu einem regelrechten romantischen Zentralmotiv avancieren.

Alfred Kamphausen erläutert in seiner 1952 publizierte Abhandlung *Gotik ohne Gott*, „das Dunkle, das Naturhafte, Labyrinthische, Barbarische“ sei innerhalb der Romantik genossen worden, „das Fragmentarische und Ruinenhafte“<sup>385</sup> habe auf die junge Generation einen größeren Reiz ausgeübt, als das vollendet Klassische. Die Romantiker hätten sich daher zu einer neuen Gotik bekannt, deren favorisierte Form die Ruine, genauer die in Literatur und Kunst heraufbeschworene künstliche Ruine gewesen sei, in der sich ein „Schauer der vergehenden Zeit“<sup>386</sup> habe erleben lassen.

Zwar sei die Ruine auch zuvor bereits ein beliebtes Motiv in der Kunst gewesen und habe in der Landschaftsmalerei auf das Werden und Vergehen menschlicher Werke verwiesen. Innerhalb der Romantik jedoch gehe darüber hinaus von ihr eine eigenartige Verlockung aus, man schwelge geradezu in Ruinen und genieße „das Weggleiten des Bodens am Rande von Abgründen [...]“<sup>387</sup> Kamphausen konkretisiert:

---

<sup>383</sup> SWB. Bd. 2. S. 176.

<sup>384</sup> Vgl. ebd. S. 164, 170.

<sup>385</sup> Alfred Kamphausen: *Gotik ohne Gott. Ein Beitrag zur Deutung der Neugotik und des 19. Jahrhunderts*. Tübingen: Matthiesen 1952. S. 15; vgl. Löscheburg 1997. S. 117.

<sup>386</sup> Kamphausen 1952. S. 33.

<sup>387</sup> Ebd. S. 34.

Er [der Mensch] soll in dunklen Verliesen erregt werden, die Nachtseite seiner Existenz ahnen, [...] zwischen den zerbröckelnden Mauern den Kitzel erleben, sich im Ablauf der Zeit selbst als Phantom zu erkennen, das Schwinden des Bodens unter seinen Füßen zu fühlen. Er soll über schwankende Brücken wie über dem Nichts schreiten und von kleinen Balkonen herzklopfend in steile Abfälle starren. Man will die Gefahr genießen, das Auf-der-Kippe-Stehen. Alles dieses, was die Existenz fragwürdig macht, alle diese schauernden Erregungen, [...] in denen romantische Dichter schwelgen, vermitteln die Ruinenarchitektur. Es ist zwar nur Spiel und Täuschung, aber ein gefährliches Spiel, ein Locken des Unheils. Es entsteht eine Kunst, die nicht mehr den Menschen sichert, sondern Abgründe öffnet.<sup>388</sup>

Welche Abgründe sich der romantischen Jugendgeneration in den folgenden Jahrzehnten eröffnen werden, wird noch zu erläutern sein. Was Wackenroder jedenfalls bezüglich der Aussichten als ‚romantisch‘ verstanden haben mag, wird nun deutlicher: Die Betrachtung der Berggegenden allein vermag im Subjekt kein Gefühl von erhabener Höhe auszulösen. Dieses stellt sich erst in Verbindung mit dem das landschaftliche Bild umschließenden Rahmen ein. Erst die bedeutsamen Überreste des Vergangenen, über die die Natur inzwischen wieder obsiegt, verleihen der Aussicht ihren besonderen Reiz.

Unter Rückbezug auf die kurze Sequenz aus Wackenroders brieflichem Bericht vermag sich nun auch die programmatische Passage aus den einige Jahre später entstandenen *Herzensergießungen* eingehender zu erschließen. Zwar stehen die Söhne des Jahrhunderts sinnbildlich auf dem Gipfel eines hohen Berges, der Blick jedoch, den sie von diesem Gipfel zu werfen imstande sind, richtet sich, so scheint es, selbst in der Konstruierung zukünftiger Vorhaben stets in „viele Zeiten“<sup>389</sup>, also in die Vergangenheit zurück.<sup>390</sup>

Wackenroders Zeilen an die Eltern zeugen allerdings nicht nur von einer zunehmenden Rückbesinnung auf den Mystizismus des Mittelalters, sondern bilden darüber hinaus – wie bereits erwähnt – einen Trend ab, der für den Kontext der vorliegenden Untersuchung besonders relevant erscheint, und den Rüdiger Safranski in Anlehnung an Theodore Ziolkowskis Bestimmung der „[r]omantic obsession with

<sup>388</sup> Kamphausen 1952. S. 37.

<sup>389</sup> SWB. Bd. 1. S. 89.

<sup>390</sup> Vgl. Arendt 1972. S. 136f.; vgl. Löschburg 1997. S. 117.

mines<sup>391</sup> als „Unter-Tage-Romantik“<sup>392</sup> bezeichnet. Christof Hamann und Alexander Honold erläutern in ihrer 2011 erschienenen Publikation *Kilimandscharo. Die deutsche Geschichte eines afrikanischen Berges* bezüglich der Entwicklungen in dieser Zeit:

An die Stelle des Sublimen, der entrückt wirkenden Erhabenheit der Höhe als solcher, tritt die Faszination für die Ambivalenz von Höhe und Tiefe und für die dramatische Energie und Fallhöhe, die in den Phänomenen starker vertikaler Differenz steckt.<sup>393</sup>

Die Faszination für die Ambivalenz von Höhe und Tiefe war allerdings keineswegs neu – man denke an die bereits ein Jahrhundert zuvor in den Texten von Thomas Burnet, John Ray, John Dennis oder Joseph Addison geschilderte Angstlust, die innerhalb der Forschung als zentrales Wirkprinzip des Schrecklich-Erhabenen definiert worden ist. Was bezüglich der frühen romantischen Texte jedoch tatsächlich als neu bezeichnet werden muss, ist die eindeutige Affinität zur Tiefe. Zwar war sie auch zuvor bereits als „Phänomen starker vertikaler Differenz“ in Erscheinung getreten, hatte allerdings in erster Linie als kontrastierendes Moment zur ersehnten Höhe fungiert – der Anblick sich eröffnender Abgründe und die während eines Aufstiegs ins Gebirge ständig drohende Gefahr eines Absturzes hatten das auf dem Gipfel eintretende Gefühl von Erhabenheit zusätzlich verstärkt. Nun allerdings kehrt sich dieses Verhältnis um. Die Tiefe löst sich aus dem bislang notwendigen Bezugsrahmen der ihr entgegengesetzten Höhe heraus und entwickelt einen eigenen Reiz.<sup>394</sup> Der Blick der Bergreisenden drängt folglich nicht mehr nur in die Weite eines sich auf dem Gipfel vermeintlich eröffnenden Panoramas, sondern richtet sich zunehmend auch ins Innere der Berge. Hamann und Honold konstatieren, aus den bislang als gefürchtete „Nebenwirkungen alpiner Höhensituationen“ empfundenen „körperlichen Erfahrungen von Taumel, Schwindel und Rausch“ seien im Zuge dieses Wandels „ästhetische Faszinationsmomente“ erwachsen, die fortan ganz bewusst gesucht und „als neue Intensitätszustände verherrlicht“ worden seien.<sup>395</sup>

---

<sup>391</sup> Theodore Ziolkowski: *German Romanticism and Its Institutions*. Oxford: Princeton University Press 1990. S. 53.

<sup>392</sup> Safranski 2007. S. 102.

<sup>393</sup> Hamann/Honold 2011. S. 30.

<sup>394</sup> Inka Mülder-Bach: *Tiefe: Zur Dimension der Romantik*. In: *Räume der Romantik*. Hrsg. von Inka Mülder-Bach und Gerhard Neumann. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007. S. 83–102, hier S. 85f.

<sup>395</sup> Hamann/Honold 2011. S. 33.

In diesem Sinne betont auch Wackenroder bereits zu Beginn seines Briefes, seine Neugierde habe ihn nicht nur auf die im Verlauf der Tour erreichbaren Gipfel gezogen, sondern ihn auch dazu veranlasst, „ein Paar kleine Bergwerke zu besuchen [...]“.<sup>396</sup> Die weitere Lektüre verdeutlicht, dass den Passagen, die sich mit dieser Umkehrung des Gipfel-Schemas und dem Blick in die Tiefe befassen, eine ebenso große, wenn nicht gar eine höhere Bedeutung beizumessen ist, zeugen sie doch im Vergleich zu den eher farblos erscheinenden Beschreibungen verschiedener Gipfel-Aussichten von einer deutlich intensivierten Faszination.

So berichtet Wackenroder etwa, in den bewaldeten Gegenden um Sanspareil die „interessantesten Felsengruppen“ erblickt zu haben, die „kleine Nischen, Grotten u[nd] Höhlen“, ja einen regelrechten „Lustort“<sup>397</sup> bildeten. Beim Anblick dieser „sonderbaren Felsenbildungen“, dieser „ganz neuen Szenen“ habe er sich kurzzeitig „in eine ganz fremde Welt gezaubert“<sup>398</sup> fühlt. Um Berneck herum habe sich ihm und Tieck dann „ein Land von einer ganz eigenen Beschaffenheit“ gezeigt: „die Luft immer etwas rau u[nd] kühl; [...] die Gegenden oft felsig, steinig, wüst u[nd] einsam [...]“.<sup>399</sup> Es ist der Bergbau, der das Erscheinungsbild der fränkischen Dörfer prägt und der hier neben Viehzucht und Ackerbau zu den hauptsächlichen Einnahmequellen zählt. Gelegenheit zum Verweilen jedoch bleibt den beiden offenbar nicht. Vielmehr zieht es sie weiter nach Naila, wo es „die besten Bergwerke“<sup>400</sup> geben soll.

Dort angekommen suchen sie auf Anraten eines Bekannten einen Bergmeister auf, der sich sogleich veranlasst fühlt, mit den Besuchern in einige der insgesamt 33 Gruben in der unmittelbaren Umgebung von Naila einzufahren. Den Eltern schreibt Wackenroder im Rückblick:

Mir wars als sollte ich in irgend eine geheime Gesellschaft, einen mysteriösen Bund aufgenommen, oder vor ein heimliches Gericht geführt werden. Ich erinnerte mich, in meinen Kinderjahren im Traume zuweilen solche lange, enge, finstere Gänge gesehen zu haben.<sup>401</sup>

---

<sup>396</sup> SWB. Bd. 2. S. 156.

<sup>397</sup> Ebd. S. 160.

<sup>398</sup> Ebd.

<sup>399</sup> Ebd. S. 164f.

<sup>400</sup> Ebd. S. 163.

<sup>401</sup> Ebd. S. 167.

Es mache „wirklich einen sonderbaren Eindruck“, diese dunklen Winkel zu durchkriechen und „schöne Eisenstufen“, „grünen Malachit“, „Vitriolkies“, ja sogar „ganz reinen, flüssigen, grünen Vitriol“ zu sehen.<sup>402</sup> Dennoch habe er das anschließende Hinaustreten in „die freye Luft“ als äußerst angenehm empfunden und die gesamte Umgebung sei „mit neuem, stärkeren Eindruck auf [s]eine Sinne“<sup>403</sup> eingedrungen.

Über Wunsiedel gelangen die Wanderer zunächst in die Gegend um Arzberg, die ebenfalls seit mehreren Jahrhunderten stark vom Bergbau geprägt ist, und schließlich über den Gipfel des Ochsenkopfes „in die rauhe Wildniß des Gebirges“, die er, so erklärt Wackenroder, „begierig“<sup>404</sup> habe zu sehen gewünscht. Doch abermals scheint der Reiz des im Berg Verborgenen größer zu sein, als der des Blickes vom Gipfel.

Wenig betretene Fußsteige, führten uns, durch dichtes Buschwerk etwas steil hinauf. Ueber uns thürmten sich, mitten unter den Baumstämmen, allgewaltige Granitmassen auf, die halb nakt, halb bemoost, wie riesenmäßige Denkmäler wer weiß wie lange schon der Zeit trotzten. Wir sahen ein Paar alte verfallene Stollen, mit Wasser angefüllt, u[nd] sprachen mit einem Bergmann, der in dieser Einöde eine Hütte hat, u[nd] uns mit geheimnißvoller Miene entdeckte, daß gewiß noch große Schätze von Gold u[nd] anderm Erze in diesem noch wenig durchforschten Gebirge versteckt lägen, was nicht unwahrscheinl[ich] ist.<sup>405</sup>

Auf dem Weg über Streitberg zurück nach Erlangen besichtigen die Reisenden zuletzt noch die sogenannten Muggendorfer Höhlen, von denen vor allem die erst wenige Jahre zuvor entdeckte Rosenmüllerhöhle und die Oswaldshöhle Anlass zu näherer Beschreibung liefern. Erstere sei – so Wackenroder – „in Ansehung der Gestalten des Tropfsteins, die schönste.“<sup>406</sup> Man steige am Gipfel eines Berges durch einen schmalen Spalt zwischen Felsblöcken hinunter und in das im Inneren befindliche Gewölbe falle nur „ein blasses, zauberhaftes Tageslicht“<sup>407</sup> herein. Die Oswaldshöhle schließlich verdanke ihren Namen dem Einsiedler Oswald, der sie bewohnt haben solle.<sup>408</sup>

---

<sup>402</sup> SWB. Bd. 2. S. 167.

<sup>403</sup> Ebd.

<sup>404</sup> Ebd. S. 174.

<sup>405</sup> Ebd.

<sup>406</sup> Ebd. S. 177.

<sup>407</sup> Ebd.

<sup>408</sup> Vgl. ebd. S. 178.

### 3.3.2 Ludwig Tieck:

#### Die Suche nach dem „Wunder aus der alten Zeit“

Die im Nachklang an die Tour niedergeschriebenen Zeilen Wackenroders demonstrieren eindringlich, welch enormer Reiz von den Bergwerken und den vermeintlich im Inneren verborgenen Geheimnissen ausgegangen sein dürfte. Daher kann es nicht verwundern, dass sich die gewonnenen Eindrücke in der Folge auch innerhalb der poetischen Arbeit niederschlagen. So beispielsweise in Tiecks erstmals 1804 veröffentlichter und später in den *Phantasmus*-Zyklus integrierter Erzählung *Der Runenberg*, deren Niederschrift offenbar erst 1802 erfolgte und deren Entstehung daher im Allgemeinen auf Anregungen aus den Reihen des Jenaer Freundeskreises zurückgeführt wird. Im Kommentarteil der im vorliegenden Kontext verwendeten Werkausgabe findet sich etwa der Hinweis auf Henrik Steffens, einen aus Skandinavien stammenden Naturphilosophen und Schüler Schellings, der häufiger an Treffen des Jenaer Kreises teilnahm und die Anwesenden über seine Reisen in die norwegischen Gebirge und die dort vorangetriebenen Gesteinsstudien unterrichtete. Auch der glückliche Fund des zirkonhaltigen „grobkörnige[n] labradorische[n] Sienit[s]“<sup>409</sup>, der Steffens sehr bewegte, ist offenbar in einem dieser Gespräche thematisiert worden. In seinen späteren Aufzeichnungen heißt es:

Die Thränen stürzten mir aus den Augen; es war mir, als wenn das Innerste der Erde seine geheimnißvollste Werkstatt mir eröffnet hätte; als wäre die fruchtbare Erde, mit ihren Blumen und Wäldern, eine zwar anmuthige, aber leichte Decke, die unergründliche Schätze verbarg, als wäre sie hier zurückgezogen, abgestreift, um mich in die wunderbare Tiefe hinabzuziehen, die sich eröffnete. Der Eindruck war ein durchaus fantastischer, und es mag eine lebhaftere Darstellung von diesem Eindruck gewesen sein, welche Tieck veranlaßte, seine Novelle, den Runenberg, zu schreiben, in welcher ein Mensch vorkömmt, der, durch eine geheime Sehnsucht nach den verschlossenen Geheimnissen der wilden Gebirge getrieben, die fruchtbare Ebene verläßt [...]. Tieck hat gestanden, bei dieser Novelle an mich gedacht zu haben.<sup>410</sup>

<sup>409</sup> Henrik Steffens: *Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben*. Bd. 3. Breslau: Josef Max 1841. S. 22.

<sup>410</sup> Ebd. S. 22f.

Auch wenn Steffens die Entstehung des *Runenbergs* also unmittelbar auf seine Berichte zurückführt, erscheint auf Grundlage der zitierten Passagen aus den Briefen Wackenroders das Ausziehen einer Verbindungslinie zu dessen mit Tieck unternommener Reise dennoch sinnvoll.<sup>411</sup> Ein Einblick in die Handlung der Märchen-Novelle mag diese These bekräftigen.

Eingebettet in eine etwa an Boccaccios *Decamerone* oder Goethes *Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten* orientierte Rahmenhandlung – der ausgerechnet ins Gebirge verorteten Unterhaltungen einer Gruppe von Freunden – beginnt die Erzählung mit dem Bild des einsam „im innersten Gebürge“<sup>412</sup> sitzenden und über sein Schicksal grübelnden Jägers Christian, der Heimat und Eltern verlassen hat, „um eine fremde Umgebung zu suchen, um sich aus dem Kreise der wiederkehrenden Gewöhnlichkeit zu entfernen,“<sup>413</sup> und den der Leser unschwer als einen der erwähnten, in die Ferne schweifenden, sich stets auf der Durchreise befindenden romantischen Jünglinge zu identifizieren weiß.<sup>414</sup>

Die sich zu Beginn eines solchen Aufbruchs einstellende Begeisterung scheint sich im Falle Christians jedoch inzwischen bereits relativiert zu haben. Sich der Richtigkeit seines Weggehens keineswegs mehr sicher, umfängt ihn zusehends eine finstere und trübselige Stimmung, die schließlich in Ratlosigkeit und Resignation gipfelt. Als er vollkommen in Gedanken versunken die Hände über den Waldboden gleiten lässt und dabei eine emporragende Wurzel hervorzieht, ertönen aus dem Boden seltsame Geräusche, die ihn unvermittelt aus seinem Zustand aufrütteln und an die Geschichten über die Alraunwurzel gemahnen, „die beim Ausreißen so herzdurchschneidende Klagetöne von sich gebe, daß der Mensch von ihrem Gewinsel wahnsinnig werden müsse.“<sup>415</sup> Als er sich beunruhigt erhebt und den merkwürdigen Ort verlassen will, erblickt Christian plötzlich einen Fremden, der ihm zwar zunächst einen erneuten

<sup>411</sup> Vgl. Safranski 2007. S. 102.

<sup>412</sup> Ludwig Tieck: *Der Runenberg*. In: Ders.: *Schriften in zwölf Bänden*. Hrsg. von Manfred Frank, Paul Gerhard Klussmann, Ernst Ribbat, Uwe Schweikert und Wulf Segebrecht. Band 6: *Phantasia*. Hrsg. von Manfred Frank. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1985. S. 184–209, hier S. 184 [nachfolgend zitiert als *Schriften*].

<sup>413</sup> Ebd.

<sup>414</sup> Vgl. Dieter Arendt: *Märchen-Novellen oder: Das Ende der romantischen Märchen-Träume*. Tübingen: Francke 2012. S. 36.

<sup>415</sup> *Schriften*. Bd. 6. S. 186.

Schrecken versetzt, der aber durch seine einnehmende Freundlichkeit schnell sein Vertrauen zu gewinnen vermag. Da die Dämmerung mittlerweile über die Gegend hereingebrochen ist, nimmt sich der Fremde des offenbar orientierungslosen jungen Jägers an, um ihm den Weg zum nächsten Dorf zu weisen. Unterwegs erzählt Christian seine Geschichte: Er habe nicht in die Fußstapfen des Vaters treten und Gärtner werden wollen, und sich deshalb eines Tages entschieden, seiner Heimat den Rücken zu kehren. Der „kleine beschränkte Garten [...] mit den geordneten Blumenbeeten“<sup>416</sup> tritt in der Erzählung in scharfen Kontrast zur freien Wildnis des Gebirges, die Höhe der als erhaben empfundenen Berge und die Weite, die Christian auf deren Gipfeln zu finden hofft, konstituieren sich als Gegenentwürfe zur räumlichen und lebensweltlichen Enge im Elternhaus. Zwar habe ihn sein Weg an „schwindlichten Abgründen“ vorbeigeführt, beim Anblick der sich „ehrwürdig im Hintergrunde“ auftürmenden „blaue[n] Berge“ aber habe sich ihm tatsächlich eine gänzlich „neue Welt“ erschlossen.<sup>417</sup>

Ein solcher Anblick dürfte sich Tieck auf der 1793 unternommenen Wanderreise durch die Fränkische Schweiz ebenfalls geboten haben, finden doch die sich am Horizont abzeichnenden blauen Berge in Wackenroders Brief an die Eltern ebenfalls Erwähnung.<sup>418</sup> Ob es sich diesbezüglich allerdings – wie etwa bei Goethe, auf dessen Beschreibung der blauen Berge noch einzugehen sein wird – um eine Anspielung auf die sich in der Ferne abzeichnenden Alpen handelt, kann nicht eindeutig geklärt werden. Selbst bei besten Witterungs- und Sichtverhältnissen dürfte man die Alpen Gipfel von den höchsten Erhebungen des Fichtelgebirges wohl eher in der Fantasie erahnt als tatsächlich gesehen haben. Dennoch bleibt zu bedenken, dass die Schweiz in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert zunehmend zum zentralen Reiseziel der intellektuellen und kosmopolitischen Jugend Europas avancierte und diese Tendenz auch in den 1790er Jahren noch deutliche Wirkung gezeigt haben dürfte. Auch wenn also innerhalb des Reiseberichts von Wackenroder ein Bezug zu den Alpen nicht eindeutig durch historische Dokumente belegt werden kann, ist zumindest ein eher sinnbildlicher Hinweis auf einen in der Ferne liegenden Sehnsuchtsort durchaus denkbar.

---

<sup>416</sup> *Schriften*. Bd. 6. S. 188.

<sup>417</sup> Ebd. S. 189.

<sup>418</sup> Vgl. SWB. Bd. 2. S. 159.

Diesen scheint es für Tiecks Protagonisten Christian zweifelsohne gegeben zu haben, denn er schildert dem Fremden, Erzählungen des Vaters über Gebirge und unterirdische Bergwerke hätten in ihm schon früh eine Sehnsucht entfacht, der er schließlich angesichts seiner ohnehin unglücklichen Lage habe nachgeben müssen. Und in der Tat habe die Berggegend in ihm das Gefühl entstehen lassen, „nun die für [s]ich bestimmte Lebensweise gefunden“<sup>419</sup> zu haben. In der Lehre, die er bald nach seiner Ankunft bei einem alten Förster angetreten habe, sei er zunächst auch „überaus glücklich“ gewesen, doch seit acht Tagen umfange ihn nun eine tiefe Betrübnis, er komme sich „verloren“ und „unglücklich“ vor und sei nicht imstande, sich aus dieser Stimmung zu befreien.<sup>420</sup> Indem Christian seinen Bericht beendet, beginnt die während des Erzählens offenbar nahezu gänzlich ausgeblendete Umgebung wieder deutliche Konturen anzunehmen. Die Felsen offenbaren sich den Wanderern „in unkenntlichen Formen und vielen gesonderten Massen“ und auf dem Gipfel eines steil aufragenden Berges zeigen sich „uralte verwitterte Ruinen schauerlich im weißen Lichte [...]“<sup>421</sup>

Auch dieses Bild erinnert unweigerlich an eine Passage aus Wackenroders Brief, in der er über die Ankunft in Thierstein berichtet:

Als wir aus dem finstern Tannen- und Fichtenwalde herauskamen, hatten wir den überraschendsten Anblick. Große Ruinen einer alten Burg, mit einem hohen runden Thurme, auf einem kleinen Berge stehend, sprangen plötzlich hinter den letzten Bäumen hervor.<sup>422</sup>

Es scheint beinahe, als habe Tieck bei der Ausarbeitung seiner Erzählung an diesen sich ihm und Wackenroder Jahre zuvor dargebotenen „ganz neuen, fremden Anblick“<sup>423</sup> zurückgedacht und ihn seinem Protagonisten Christian zu übereignen versucht. Denn auch ihm muss der Anblick des Berges, bei dem es sich um den sagenumwobenen Runenberg handelt, neu und fremd erscheinen.

---

<sup>419</sup> *Schriften*. Bd. 6. S. 187.

<sup>420</sup> Ebd. S. 189.

<sup>421</sup> Ebd.

<sup>422</sup> SWB. Bd. 2. S. 170.

<sup>423</sup> Ebd.

Während sein Begleiter – man mag sich an Wackenroders Hinweis auf den Einsiedler Oswald erinnern fühlen – den Abstieg in einen alten Schacht antritt, in dem er zu leben scheint, sich selbst also in die Tiefe begibt, rät er Christian dringend zu einer Besteigung des geheimnisvollen Berges, auf dessen Gipfel man vieler „Herrlichkeiten“<sup>424</sup> ansichtig werden könne und auf die Erfüllung seiner sehnlichsten Wünsche hoffen dürfe. Der junge Jäger, der von seinem alten Förster ebenfalls „wundersame Dinge“<sup>425</sup> über den Berg vernommen hat, befolgt sogleich den Rat, in der Hoffnung, es könne sich auf dem Gipfel „noch manch Wunder aus der alten Zeit“<sup>426</sup> finden.

Auf seinem Weg befallen ihn jedoch höchst ambivalente Empfindungen, er schwankt zwischen großer Freude und ihm umfangender Furcht – ein Zustand, der ihn seine Schritte nur noch mehr beschleunigen und die ihn umgebenden Gefahren offenbar vollkommen ausblenden lässt.<sup>427</sup> Doch der Pfad, der an Abgründen entlangführt und dem er eilig folgt, wird zusehends schmaler und endet schließlich an einem steil in die Tiefe abfallenden Vorsprung unmittelbar unter einem Fenster der auf dem Gipfel thronenden Ruine. Als Christian schon umkehren will, zieht ein Licht im Inneren seine Aufmerksamkeit auf sich und er erblickt eine, in einem großen Saal auf und ab gehende, unnatürlich große Frauengestalt, die nicht von dieser Welt zu sein scheint und deren Schönheit den Jüngling sogleich verzaubert. Als sie sich schließlich vor seinen Augen entkleidet und Christian einen Blick auf die „wie Marmor [...] glänzenden Formen des reinen Leibes“<sup>428</sup> gewährt, ist es vollends um ihn geschehen. „[D]ie Gegenstände mit seinen Blicken verschlingend, und zugleich tief in sich selbst versunken“<sup>429</sup> beobachtet er, wie die Unbekannte aus einem goldenen Schrank eine mit Edelsteinen besetzte und mit merkwürdigen Schriftzeichen versehene Tafel hervorzieht.

Während der junge Jäger eigenartig widersprüchliche Empfindungen in seinem Inneren aufwallen fühlt, öffnet die Schöne plötzlich das Fenster und überreicht ihm die geheimnisvolle Platte. Indem er sie an sich nimmt, löst sich die Szene vor seinen Augen auf, und augenblicklich sind sowohl die Frau und der Saal als auch die ihn

<sup>424</sup> *Schriften*. Bd. 6. S. 190.

<sup>425</sup> Ebd. S. 189.

<sup>426</sup> Ebd. S. 190.

<sup>427</sup> Vgl. Arendt 2012. S. 38.

<sup>428</sup> *Schriften*. Bd. 6. S. 190.

<sup>429</sup> Ebd. S. 192.

kurz zuvor umfangenden euphorischen Gefühle verschwunden. Das glänzende Andenken fest umklammert stürzt er verwirrt und erschöpft den Berg hinab und fällt bald darauf offenbar in einen tiefen Schlaf. Als er erwacht, ist die Tafel nicht zu finden und der Runenberg in der Ferne nur noch zu erahnen. Zwar kommt Christian nach einiger Zeit mit sich selbst überein, es müsse ihn in dieser Nacht wohl „ein Traum oder ein plötzlicher Wahnsinn“ befallen haben, aber dennoch erscheint ihm fortan „das Seltsamste und das Gewöhnliche [...] so in einander vermischt“, dass er es oft nicht auseinander zu halten vermag.<sup>430</sup>

In die Ebene zurückgekehrt, gelangt er in ein kleines Dorf, in dem ihn der Anblick der einstmals verhassten „engen Gärten, [...] kleinen Hütten [und] gerade abgeteilten Kornfelder“<sup>431</sup> nun auf eine sonderbare Weise rührt. Die aus der Kirche an sein Ohr dringende Musik weckt eine unbekannte Frömmigkeit in ihm und lässt ihn mit Schrecken an die einsamen Gebirgsgegenden und die dort gefassten Entschlüsse zurückdenken, die ihm plötzlich „ruchlos und frevelhaft“<sup>432</sup> erscheinen. Schnell ist der Entschluss gefasst, im Dorf zu bleiben und ein geordnetes Leben zu beginnen.

Zur Ruhe gekommen und offenbar „aus den Netzen des bösen Geistes befreit“<sup>433</sup> findet er entgegen seiner früheren Absichten eine Anstellung als Gärtner und in der Ehe mit der blonden Elisabeth sein häusliches Glück. Durch die ihm bald geborene Tochter kommen ihm jedoch die eigenen Eltern wieder in den Sinn und so fasst er den Plan, eine Reise in die Heimat zu unternehmen. Unterwegs offenbart sich ihm die Abgeschiedenheit, in die es ihn einst so unbändig gezogen hatte, als „feindselige[...] Einsamkeit“.<sup>434</sup> Und als er sich dem Gebirge nähert, von dem für ihn einmal eine so große Faszination ausgegangen war und in dem er nach dem Weggang aus dem Elternhaus gar eine neue Heimat zu finden gehofft hatte, umfängt ihn eine zunehmende Angst und er glaubt überall – in Felsen, Bäumen und Bächen – das verdrängte, aber nie ganz vergessene Bild der geheimnisvollen Schönen zu erblicken. Als die Erscheinungen übermächtig zu werden drohen, taucht plötzlich ein Mann vor ihm auf, den Christian schließlich erleichtert als den eignen Vater erkennt.

---

<sup>430</sup> *Schriften*. Bd. 6. S. 193; vgl. Arendt 2012. S. 38.

<sup>431</sup> *Schriften*. Bd. 6. S. 193f.

<sup>432</sup> Ebd. S. 194.

<sup>433</sup> Ebd. S. 196.

<sup>434</sup> Ebd.

Dieser hatte sich nach dem Tod seiner Frau ebenfalls besonnen und auf die Suche nach dem lange vermissten Sohn gemacht. Gemeinsam mit dem Vater kehrt Christian dem Gebirge den Rücken und eilt zu seiner Familie in die Ebene zurück, um sein friedvolles Leben fortzusetzen.

Nach fünf Jahren des ruhigen Zusammenlebens – Elisabeth hat ihm inzwischen weitere Kinder geschenkt und es ist ihm durch Fleiß und harte Arbeit gelungen, ein ansehnliches Vermögen zu erwirtschaften – kommt jedoch ein Fremder in die Gegend, der Christian bekannt vorkommt, der längst verdrängte Erinnerungen aufkeimen lässt und der ihm schließlich vor seiner Weiterreise eine Summe Geld zur Aufbewahrung anvertraut. Bald nach dem Verschwinden des Fremden zeitigt dessen Besuch eine „verhängnisvolle Nachwirkung“.<sup>435</sup> Christian ist wie verwandelt, redet wirr, wird nachts von merkwürdigen Träumen heimgesucht. Das „verfluchte Metall“<sup>436</sup>, das nach dem Ausbleiben des Fremden endgültig in seinen Besitz übergeht, scheint sich seiner mit der Zeit vollkommen zu bemächtigen. Die zusehends in sein Bewusstsein zurückdrängende Erinnerung an das merkwürdige Ereignis auf dem Runenberg entfremdet ihn von den Kindern und schließlich auch von seiner – wie ihm bald aufzufallen beginnt – inzwischen längst nicht mehr in der Blüte ihrer Jugend stehenden Frau. Davon überzeugt, „mutwillig ein hohes ewiges Glück aus der Acht gelassen [zu haben], um ein vergängliches und zeitliches zu gewinnen“<sup>437</sup>, sondert sich Christian mehr und mehr von der dörflichen Gemeinschaft ab und zieht sich in die Abgeschiedenheit des Waldes zurück. Nachdem er auf einem seiner einsamen Spaziergänge die Frau aus dem Runenberg wiedergesehen zu haben meint und schließlich sogar die Edelstein-Tafel auf wundersame Weise in seinen Besitz zurückgelangt, glaubt er endgültig daran, „in den Tiefen der Erde“ müssten sich „[w]underbare, unermessliche Schätze“<sup>438</sup> verbergen, kehrt seiner Familie den Rücken, steigt in einen alten, längst verfallenen Schacht und wird nicht wieder gesehen.

Es sei an dieser Stelle an Wackenroders Bericht über den im Fichtelgebirge in einer abgelegenen Hütte lebenden Bergmann erinnert, der ihm und Tieck „mit geheimnißvoller Miene“ erklärt hatte, „daß gewiß noch große Schätze von Gold u[nd]

---

<sup>435</sup> Arendt 2012. S. 38.

<sup>436</sup> *Schriften*. Bd. 6. S. 200.

<sup>437</sup> Ebd. S. 203.

<sup>438</sup> Ebd. S. 205.

anderem Erze in diesem noch wenig durchforschten Gebirge versteckt lägen [...].<sup>439</sup> Die Parallele ist frappierend und der außergewöhnliche Gleichklang der beiden Passagen als wesentlicher Hinweis darauf zu deuten, dass Tiecks im Frühsommer 1793 gesammelte Eindrücke offenbar überdauert und noch beinahe zehn Jahre später in der Ausarbeitung seiner *Runenberg*-Erzählung nachgewirkt zu haben scheinen. Zwar findet sich der Hinweis auf „unergründliche Schätze“<sup>440</sup> auch in den Notizen des Naturphilosophen Steffens, dennoch ist davon auszugehen, dass seine im Jenaer Kreis vorgetragenen Berichte keinesfalls – wie er betont und wie von der Forschung vielfach aufgegriffen wurde – den alleinigen Anstoß zur Niederschrift der Erzählung lieferten. Es ließe sich vielmehr die vorsichtige These formulieren, Steffens’ Bericht habe die Entstehung der Märchen-Novelle eher indirekt beeinflusst, indem er Tieck die Erinnerung an die einige Jahre zuvor mit seinem inzwischen verstorbenen Freund unternommene Tour ins Gedächtnis zurückgerufen habe. Was Wackenroder 1793 für nicht unwahrscheinlich befunden hatte, nämlich die Existenz verborgener Schätze im Inneren der Berge, avanciert in Tiecks Erzählung ein knappes Jahrzehnt später zur Folie eines zwar wenig märchenhaften, dafür aber umso bedeutsamer über sich hinausweisenden Ausgangs der Geschichte um den jungen Jäger Christian.

Zwar kehrt dieser – obschon inzwischen längst für tot erklärt – nach Jahren tatsächlich in das kleine Dorf zurück, von einer Heimkehr im Sinne einer märchenhaften Erlösung aber, wie sie etwa in den 1812 und 1815 von den Grimms herausgegebenen *Kinder- und Hausmärchen* vorgeführt wird, kann nicht die Rede sein.<sup>441</sup> Christians Heimkunft ist nicht von Dauer, nach einem endgültigen Abschied wird es ihn wieder in die Abgeschiedenheit der geheimnisvollen Gebirgsgegenden zurückziehen. Zuvor jedoch präsentiert er die aus dem Schoß der Erde nach oben beförderten vermeintlichen Schätze: einen Sack voller Kiesel und Steine. Mit Recht darf aus heutiger Sicht die Frage gestellt werden, ob Tiecks Protagonist in den Tiefen der Erde den Verstand verloren hat und über der zwanghaften Suche nach verborgenen Schätzen wahnsinnig geworden ist. Von Wahnsinn aber ist nicht die Rede. Vielmehr offenbart sich Christian als Repräsentationsfigur einer auf Fichte und Schelling zurückgehenden romantischen Naturphilosophie, die im Mineral den Anfang aller

---

<sup>439</sup> SWB. Bd. 2. S. 174.

<sup>440</sup> Steffens 1841. S. 23.

<sup>441</sup> Vgl. Arendt 2012. 39.

Dinge zu erkennen, in dessen stufenweise sich vollziehender Entwicklung zum Edelmetall Rückschlüsse auf eine möglich erscheinende geistige Steigerung des schöpferischen Subjekts zu erahnen glaubte und die Kunst als höchsten Ausdruck einer solchen Vergeistigung proklamierte.<sup>442</sup> Es überrascht daher nicht, dass ausgerechnet ein kunstvolles Objekt – die mit Edelsteinen verzierte Tafel – Christian den Weg in die Tiefen des Gebirges weist, in denen ihn gemäß der romantischen Naturphilosophie keineswegs Wahnsinn bringende Dunkelheit befällt, sondern in denen er im Angesicht des Ursprungs aller Dinge vielmehr Erleuchtung zu finden imstande ist.

Der Weg ins Innere des Berges ist in diesem Sinne auch als Weg ins Innere des eigenen Selbst zu interpretieren, denn „im Spiegel der Abgründe der äußeren“ – so interpretiert etwa Rüdiger Safranski – enthüllt sich letztlich „die eigene innere Natur“.<sup>443</sup> Auch Novalis, der 1798 ein Studium an der Bergakademie in Freiberg aufnimmt, sich in der Folgezeit vermehrt mit dem Bergbau befasst und die neue Lust am Unterirdischen auch praktisch erprobt,<sup>444</sup> empfiehlt die Tiefenschau in seinem 16. *Blüthenstaub*-Fragment eindringlich: „Nach innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns, oder nirgends liegt die Ewigkeit mit ihren Welten [...]“.<sup>445</sup> In seinem 1800 entstandenen und nach seinem Tod 1802 von Friedrich Schlegel veröffentlichten *Heinrich von Ofterdingen* wird der „Umgang mit den uralten Felsensöhnen der Natur, [...] ihren dunkeln, wunderbaren Kammern“ gar als „benedenswerthes Glück“ ausgewiesen – unter Tage erlebe man eine „freudige[...] Erhebung über die Welt.“<sup>446</sup>

---

<sup>442</sup> Vgl. Arendt 2012. S. 41; vgl. Manfred Franks Kommentar zur Deutung des *Runenbergs* in: *Schriften*. Bd. 6. S. 1288f.

<sup>443</sup> Safranski 2007. S. 104, vgl. Mülder-Bach 2007. S. 87; vgl. Schultze 1907. S. 12.

<sup>444</sup> Vgl. Safranski 2007. S. 120.

<sup>445</sup> Novalis: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*. Hrsg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel. Zweite, nach den Handschriften ergänzte, erweiterte und verbesserte Auflage in vier Bänden und einem Begleitband. Bd. 2: *Das philosophische Werk I*. Hrsg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Stuttgart: Kohlhammer 1965. S. 418.

<sup>446</sup> Novalis: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*. Dritte, nach den Handschriften ergänzte, erweiterte und verbesserte Auflage. Bd. 1: *Das dichterische Werk*. Hrsg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel unter Mitarbeit von Heinz Ritter und Gerhard Schulz. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1977. S. 241; vgl. Safranski 2007. S. 120.

### 3.3.3 E.T.A. Hoffmanns „Erkenntnis der Duplizität“ als Bruch mit der frühen Bergwerk-Romantik

In den darauf folgenden Jahrzehnten löst sich die Idee der künstlerischen Subjektivität immer mehr von den innerhalb der Frühromantik artikulierten kunsttheoretischen Ansprüchen und Erwartungen ab, der Blick ins geheimnisvolle Innere manifestiert sich verstärkt in einem Blick in die Psyche des Künstlers. Jochen Schmidt spricht zu Beginn seiner Studie zur Geschichte des Genie-Gedankens in diesem Zusammenhang vom „Ruinöse[n] [...] der weltlosen Subjektivität und [...] der Faszination durch den Abgrund der eigenen Innerlichkeit.“<sup>447</sup>

Deutliche Belege dieser Entwicklung sind etwa die zahlreichen Erzählungen und (Märchen-)Novellen E.T.A. Hoffmanns, in denen – als Antwort auf die frühromantische Überforderung des Künstlers und orientiert an ersten wissenschaftlichen Studien zur psychischen Verfasstheit – verstärkt die Nachtseiten der menschlichen Psyche, im Besonderen der Psyche des Künstlers in den Fokus gerückt werden. So zeigt etwa die innerhalb seines 1819–1821 publizierten Erzählzyklus *Die Serapionsbrüder* veröffentlichte Novelle *Das Fräulein von Scuderi* „[...] die äußersten Möglichkeiten des romantischen Bildes vom genialen Künstler wie die kranken und dunklen Wurzeln seiner Persönlichkeit [...]“<sup>448</sup> In ebendiesem Zyklus erscheint 1819 die Märchen-Novelle *Die Bergwerke zu Falun*, die an dieser Stelle nicht nur aufgrund der offenkundigen intertextuellen Anklänge an Tiecks *Rumenberg*, sondern vor allem wegen der sich in ihr deutlich formierenden Opposition gegen die frühen Texte der „Unter-Tage-Romantik“<sup>449</sup> und der daraus resultierenden motivgeschichtlichen Bedeutungen einer näheren Beleuchtung bedarf.

Protagonist der Erzählung ist der junge Matrose Elis Fröbom, ein – wie seine Kameraden finden – „recht trauriger Narr“<sup>450</sup>, der offenbar nicht für das Leben auf

<sup>447</sup> Schmidt 1988. S. 1; vgl. Ziolkowski 1990. S. 56.

<sup>448</sup> Karthaus 2007. S. 230. – Die Grenzsituation des genialen Künstlers wird etwa auch in Büchners *Lenz*-Novelle erneut zum Tragen kommen.

<sup>449</sup> Safranski 2007. S. 102.

<sup>450</sup> E.T.A. Hoffmann: *Die Bergwerke zu Falun*. In: Ders.: *Sämtliche Werke in sechs Bänden*. Hrsg. von Hartmut Steinecke und Wulf Segebrecht unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen, Friedhelm Auhuber, Hartmut Mangold und Ursula Segebrecht. Bd. 4: *Die Serapionsbrüder*. Hrsg. von Wulf Segebrecht unter Mitarbeit von Ursula Segebrecht. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 2001. S. 208–239, hier S. 209 [nachfolgend zitiert als *Sämtliche Werke*].

der See geschaffen ist und oft stundenlang „verstummt“ und „in sich gekehrt“<sup>451</sup> am Hafen sitzt, während der Rest der Besatzung in einer Schenke die Gläser hebt. Als er einmal mehr seinen „düstre[n] Träumerei[en]“<sup>452</sup> nachhängt, spricht ihn ein alter Bergmann an. Ebenso schnell wie Tiecks Christian schenkt auch Elis dem Fremden Vertrauen und erzählt seine Geschichte. Nach dem Verlust des Vaters, der beiden Brüder und schließlich auch der Mutter fühlt er sich „von aller Welt verlassen“<sup>453</sup> und will der See, die ihm nur Unglück gebracht zu haben scheint, nun ein für alle Mal abschwören. Der Fremde bestätigt ihn in diesem Entschluss und rät ihm, nach Falun zu gehen und Bergmann zu werden. Zwar schreckt Elis der Gedanke, „[v]on der schönen freien Erde, aus dem heitern sonnenhellen Himmel [...] in die schauerliche Höllentiefe“<sup>454</sup> hinabzusteigen, doch der Bergmann weiß die Bedenken zu entkräften. Er berichtet von „unterirdischen Wundern“, prophezeit dem jungen Elis, in der Tiefe des Berges „hellsehender“ zu werden und „in dem wunderbaren Gestein die Abspiegelung dessen zu erkennen [...], was oben über den Wolken verborgen“<sup>455</sup> sei. Zudem könne man dort „unermesslichen Reichtum“<sup>456</sup> erlangen. Mit seinen Berichten erschließt er dem jungen Matrosen „eine neue unbekannte Welt“ und Elis fühlt sich schließlich, „als sei er schon hinabgefahren [...] in die Tiefe, und ein mächtiger Zauber halte ihn unten fest [...]“<sup>457</sup>.

So plötzlich wie er erschienen ist, verschwindet der Bergmann, doch die merkwürdigen Geschichten wirken wie in Christian so auch in Elis nach.<sup>458</sup> Im Traum, der ihn in der folgenden Nacht befällt, verschränkt sich auf seltsame Weise sein derzeitiges Leben als Seemann mit dem eines Bergmanns, das ihm von dem Fremden so eindringlich anempfohlen worden war. Die Grenzen zwischen dem Spiegel der Meeresoberfläche und den aus der Tiefe heraufstrahlenden Gesteinen zerfließt auf

<sup>451</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 210.

<sup>452</sup> Ebd. S. 211.

<sup>453</sup> Ebd. S. 212.

<sup>454</sup> Ebd. S. 214.

<sup>455</sup> Ebd. S. 215; vgl. Detlef Kremer: *E.T.A. Hoffmann. Erzählungen und Romane*. Berlin: Erich Schmidt 1999. S. 177.

<sup>456</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 215.

<sup>457</sup> Ebd.

<sup>458</sup> Vgl. Arendt 2012. S. 47; vgl. Alexandra Heimes: *Die Bergwerke zu Falun*. In: *E. T. A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Detlef Kremer. Berlin: de Gruyter 2009. S. 276–286, hier S. 283; vgl. Kremer 1999. S. 177.

wundersame Weise, bis „das ernste Antlitz einer mächtigen Frau“<sup>459</sup> sichtbar wird, die auf Elis eine ähnlich starke Anziehung auszuüben vermag, wie die Runenberg-Königin auf Christian. Noch tags darauf fühlt er sich „hin- und hergeworfen“ zwischen „Wonne“ und „Entsetzen“<sup>460</sup> und es erfassen ihn Ahnungen und Sehnsüchte, die er sich nicht zu erklären vermag. Schließlich hält er es tatsächlich für seine „Bestimmung“<sup>461</sup>, die Kameraden zu verlassen und nach Falun zu gehen.

Als Elis allerdings die Grube erreicht und zum ersten Mal in den Schacht blickt, wird er „von tiefen Schauern durchbebt“<sup>462</sup> und es ergreift ihn ein so heftiger „Schwindel“<sup>463</sup>, dass er umkehren will. Einzig die zu diesem Eindruck in scharfen Kontrast tretende Lebensfreude und Gastfreundschaft der Faluner Bergleute kann ihn dazu veranlassen, zu bleiben. Wie Christian umgehend in dem kleinen Dorf hatte Fuß fassen können, findet auch Elis sogleich eine Anstellung bei Grubenbesitzer Pehrson Dahlsjö, der ihm nach einer Weile auch die Hand seiner Tochter Ulla verspricht. Alles scheint sich für Elis zum Guten zu wenden – bis er im Stollen von dem geheimnisvollen Fremden heimgesucht wird, der ihm den Weg nach Falun gewiesen hatte. Zurück an der Oberfläche erfährt Elis die Geschichte des Bergmanns Torbern, der vor mehr als einhundert Jahren in der Grube tätig gewesen und bei einem verheerenden Bergsturz verschüttet worden sei, den Bergleuten aber nach wie vor sowohl über als auch unter Tage erscheine.

Die Geschehnisse beunruhigen und verstören Elis zusehends und die Erinnerung an die übermächtigen Traumbilder bricht immer häufiger in seinen Alltag ein. Als er schließlich durch ein Missverständnis glaubt, Ulla verloren zu haben, beschließt er in wilder Verzweiflung, sich der Erde und dem alten Torbern zu übergeben. Zwar wird er gerettet und wieder mit Ulla vereint, doch in die Realität findet er nicht zurück. Wie Christian seine Elisabeth im Vergleich mit der geheimnisvollen Schönen aus dem Runenberg eines Tages vergänglich und alt vorgekommen war, ergeht es nun auch Elis mit seiner Verlobten, der es ebenfalls nicht gelingt, ihren „bergsüchtigen [...] Bräutigam zu binden an das idyllische Glück des Dorfes oder der ehelichen

---

<sup>459</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 217.

<sup>460</sup> Ebd. S. 218; vgl. Arendt 2012. S. 47; vgl. Heimes 2009. S. 282.

<sup>461</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 219; vgl. Heimes 2009. S. 279.

<sup>462</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 220.

<sup>463</sup> Ebd. S. 221.

Gemeinschaft.<sup>464</sup> Zwar geht Elis weiterhin seiner Arbeit nach und erneute Heim-suchungen des alten Torbern bleiben aus, dennoch fühlt er sich stärker denn je „in zwei Hälften geteilt, es [ist] ihm, als stiege sein besseres, sein eigentliches Ich hinab in den Mittelpunkt der Erdkugel und ruhe aus in den Armen der Königin, während er in Falun sein düsteres Lager suche.“<sup>465</sup> Es zieht ihn immer häufiger in die Tiefe der Grube und wie Christian in den Kieseln Anzeichen für das in ihrem Inneren verborgene Edelmetall zu sehen glaubte, ist auch Elis bald vollends überzeugt, den „unermesslich reichen Schätzen“<sup>466</sup> auf die Spur kommen zu können.

Am Tag der Hochzeit verkündet er Ulla schließlich, in die Tiefe steigen und ihr den „krischrot funkelnde[n] Almandin“<sup>467</sup> emporholen zu wollen, denn auf ihm sei ihre „Lebenstafel eingegraben“.<sup>468</sup> Auch auf Christian hatte die geheimnisvolle Tafel, die ihm die Runenberg-Königin überreicht hatte, einen unvergleichlichen Reiz ausgeübt, obgleich er nicht imstande gewesen war, die auf ihr eingeschriebenen Schriftzeichen überhaupt zu entziffern. Elis verspricht, bald zu seiner Verlobten zurückzukehren, doch kurz darauf ereignet sich – wie in der Sage vom alten Torbern – ein verheerender Bergsturz und verschüttet ihn in der Grube. Nach fünfzig Jahren finden Bergleute einen in Vitriolwasser konservierten Leichnam, den die greise Ulla schließlich als den lange verschollenen, aber nie vergessenen Bräutigam erkennt. Über Elis’ immer noch jung aussehenden Körper gebeugt stirbt sie.

Laut der historischen Quellennachweise im Dezember 1818 entstanden, gehört die Erzählung zu den Texten des *Serapion*-Zyklus, die nicht bereits vorher von Hoffmann publiziert wurden. Zwar offenbart sie – wie der unmittelbare Vergleich der Protagonisten aufzeigt – bemerkenswerte Anklänge an Tiecks *Runenberg*, der inhaltliche Kern jedoch verdankt sich einer anderen Quelle und resultiert aus der Bearbeitung einer historischen Begebenheit, die bei Tieck thematisch keine Rolle gespielt hatte.<sup>469</sup> Indem Theodor – Figur der Rahmenhandlung und Erzähler der Bergmann-Geschichte – bereits vor Beginn seines Berichts anmerkt, er behandle „ein sehr bekanntes und

<sup>464</sup> Arendt 2012. S. 46f.

<sup>465</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 235.

<sup>466</sup> Ebd.

<sup>467</sup> Ebd. S. 236.

<sup>468</sup> Ebd.

<sup>469</sup> Vgl. Arendt 2012. S. 45; vgl. Heimes 2009. S. 276.

schon bearbeitetes Thema [...]“<sup>470</sup>, verweist dies wohl in erster Linie auf Hoffmanns Beschäftigung mit den Erkenntnissen des Naturphilosophen Gotthilf Heinrich Schubert. Dieser hatte in seinen Dresdner Vorlesungen 1808 ein seit beinahe einem Jahrhundert bekanntes Ereignis ins kollektive Gedächtnis zurückgeholt und auch in sein im selben Jahr veröffentlichtes und Hoffmann bekanntes Werk *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* aufgenommen.<sup>471</sup>

Im Zuge eines Vortrags über *die organische Vorwelt* hatte Schubert ausführlich die Bedeutung fossiler Funde und die verschiedenen Möglichkeiten der Konservierung organischen Materials dargelegt, die es Forschern erlaube, bedeutsame Rückschlüsse auf „das Dunkel einer Vorwelt“ zu ziehen, „deren Leben schon geendigt war, noch ehe die Geschichte unseres Geschlechtes ihren Anfang nahm.“<sup>472</sup> Im Zuge dieser Erläuterungen hatte er auf den Fund eines in der Grube zu Falun verschütteten Bergmanns im Jahr 1719 hingewiesen, dessen Leichnam durch jahrzehntelange Lagerung in Eisenvitriol nahezu unversehrt hatte geborgen und der von einer alten Frau letztlich als ihr vor beinahe fünfzig Jahren verschwundener Verlobter hatte identifiziert werden können. Obgleich es Schubert in erster Linie um wissenschaftliche Aspekte geht, mutet seine Nacherzählung der Begebenheit doch beinahe poetisch an, wenn er etwa konstatiert, es habe wohl niemand „die noch unveränderten Gesichtszüge des verunglückten Jünglings erkannt, [...] hätte nicht das Andenken der ehemals geliebten Züge eine alte treue Liebe bewahrt.“<sup>473</sup> Angesichts der bereits erwähnten „[r]omantic obsession with mines“<sup>474</sup> kann es nicht verwundern, dass aus der Erwähnung bei Schubert umgehend eine vielfältige literarische Verarbeitung erwächst.

So fühlt sich etwa Johann Peter Hebel durch den 1809 in der Zeitschrift *Jason* erschienenen Aufruf zur Behandlung des historischen Stoffes zur Konzeption seiner

<sup>470</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 208; vgl. Heimes 2009. S. 276; vgl. Kommentar zu Quellen und Anregungen. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 1323.

<sup>471</sup> Vgl. Arendt 2012. S. 45; vgl. Heimes 2009. S. 276; vgl. Kommentar zu Quellen und Anregungen. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 1323f.; vgl. Kremer 1999. S. 179; vgl. Ziolkowski 1990. S. 54.

<sup>472</sup> Gotthilf Heinrich Schubert: *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*. Vierte größtenteils umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Leipzig und Dresden: Arnoldische Buchhandlung 1840. S. 113.

<sup>473</sup> Ebd. S. 121.

<sup>474</sup> Ziolkowski 1990. S. 53.

Kalendergeschichte *Unverhofftes Wiedersehen*<sup>475</sup> angeregt, die er zunächst im *Rheinischen Hausfreund* und dann abermals 1811 im *Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes* veröffentlicht.<sup>476</sup> Hebels Version ist insofern als Aktualisierung zu verstehen, als dass er den Fund des Leichnams in seine Gegenwart – in das Jahr 1809 – verlegt und die Jahrzehnte vom Verschwinden des Bergmanns bis zum „unverhofften Wiedersehen“ so eine ganze Reihe weltgeschichtlich bedeutsamer Ereignisse umspannen.<sup>477</sup>

Die Einführung der mit Schätzen lockenden Bergkönigin, die eine „Sehnsucht nach der Unterwelt“<sup>478</sup> zu entfachen imstande ist, vollzieht sich – zweifelsohne ebenfalls unter Rückbezug auf Tiecks *Runenberg* – in Achim von Arnims Romanze *Des ersten Bergmanns ewige Jugend*, die 1810 in seinem Roman *Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores* erscheint. Angesichts deutlicher Parallelen darf Hoffmanns Kenntnis dieser wohl vorausgesetzt werden.<sup>479</sup>

Nachweislich herangezogen hat Hoffmann die fünfbändige Ausgabe Johann Friedrich Ludwig Hausmanns *Reise durch Skandinavien in den Jahren 1806 bis 1807*.<sup>480</sup> In dem 1818 erschienenen 5. Band findet sich unter anderem ein rund 180 Seiten umfassendes Kapitel über Falun, das Hoffmann eingehend studiert und einige wesentliche Anregungen daraus bezogen haben dürfte. So könnte ihn beispielsweise der dortige Hinweis auf den schwedischen Mineralogen und Chemiker Torbern Olof Bergman<sup>481</sup> zur Benennung seiner literarischen Figur angeregt haben, heißt es doch bei ihm, der

<sup>475</sup> In: Johann Peter Hebel: *Gesammelte Werke in zwei Bänden*. Erster Band: *Gedichte und Erzählungen*. Hrsg. und eingel. von Eberhard Meckel. Berlin: Aufbau 1958. S. 549–552.

<sup>476</sup> Vgl. Heimes 2009. S. 276; vgl. Kommentar zu Quellen und Anregungen. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 1326.; vgl. Arendt 2012. S. 51f.; vgl. Ziolkowski 1990. S. 55.

<sup>477</sup> Vgl. Kommentar zu Quellen und Anregungen. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 1326.

<sup>478</sup> Achim von Arnim: *Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben von Ludwig Achim v. Arnim*. In: *Hollin's Liebeleben. Gräfin Dolores*. Bd. 1. Hrsg. von Paul Michael Lützel. In: *Achim von Arnim. Werke in sechs Bänden*. Hrsg. von Roswitha Burwick, Jürgen Knaack, Paul Michael Lützel, Renate Moering, Ulfert Ricklefs, Hermann F. Weiss. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1989. S. 101–684 (*Des ersten Bergmanns ewige Jugend* siehe S. 616–621), hier S. 617.

<sup>479</sup> Vgl. Heimes 2009. S. 276; vgl. Kommentar zu Quellen und Anregungen. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 1327.

<sup>480</sup> Johann Friedrich Ludwig Hausmann: *Reise durch Skandinavien in den Jahren 1806 bis 1807*. 5 Bde. Göttingen: Johann Friedrich Römer 1811–1818; vgl. Heimes 2009. S. 277; vgl. Kommentar zu Quellen und Anregungen. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 1328.

<sup>481</sup> Johann Friedrich Ludwig Hausmann: *Reise durch Skandinavien in den Jahren 1806 bis 1807*. Fünfter Theil. Göttingen: Johann Friedrich Römer 1818. S. 9

alte Torbern sei „in tiefer Wissenschaft erfahren“ gewesen und habe als einer der ersten „den Bergbau zu Falun recht in Flor gebracht [...]“.<sup>482</sup> Eine tatsächliche Bezugnahme kann an dieser Stelle allerdings nur vermutet, aufgrund der fehlenden Überlieferung der Handschrift aber nicht anhand entsprechender Aufzeichnungen oder Notizen belegt werden.

Auf Hausmanns „Beschreibung der großen Pinge zu Falun“<sup>483</sup> allerdings wird in einer Anmerkung in Hoffmanns Erzählung explizit hingewiesen. Hausmann erläutert in den betreffenden Passagen den „schauerlichen Eindruck“<sup>484</sup>, den der Anblick der Faluner Kupfergrube beim Betrachter auslöse. Zur Erinnerung: Elis fühlt sich ebenfalls „von tiefen Schauern durchbebt [...]“.<sup>485</sup> Während bei Hoffmann allerdings der Eindruck entsteht, die Tiefe bzw. der Blick in den sich eröffnenden Abgrund rufe diesen Schwindel hervor, führt Hausmann ihn auf eine andere Ursache zurück: auf „das größte und schrecklichste Bild einer durch Unordnung und Verschwendung herbeigeführten Zerrüttung“<sup>486</sup> als unmittelbare Folge des Einsturzes im Jahr 1687.<sup>487</sup> Zwar spricht er von einem „kolossalen Schatz der Faluner Erzlagerstätte“<sup>488</sup>, beurteilt aber die vergangenen Bemühungen der Menschen, diesen Schatz zutage zu fördern, durchaus kritisch:

Das äußere Ansehen des Bergbaues, verkündigt keinen besonders weisen und gemäßigten Genuß der großen Naturgabe; und je tiefer man in das Innere eindringt, um so mehr gewinnt man die Ueberzeugung, daß der blühende Zustand des Bergbaues längst verschwunden ist; daß dieser aber eine ungleich längere Dauer erlangt haben würde, wenn man sich nicht dem Raubbaue hingegeben hätte, sondern früher den Regeln der Kunst und einer sorgfältigen Oekonomie gefolgt wäre.<sup>489</sup>

Diese Einschätzung Hausmanns scheint Hoffmann dem alten Torbern zu übereignen, der die Bergleute seit jeher durch „strenge Ermahnungen“ zu Maß und Vernunft anzuhalten, sie von „gewinnsüchtiger Gier“ abzuhalten und ihnen die „wahre Liebe

---

<sup>482</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 229.

<sup>483</sup> Ebd. S. 220.

<sup>484</sup> Hausmann 1818. S. 96.

<sup>485</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 221.

<sup>486</sup> Hausmann 1818. S. 96.

<sup>487</sup> Vgl. ebd. S. 97.

<sup>488</sup> Hausmann 1818. S. 96.

<sup>489</sup> Ebd.

zum wunderbaren Gestein und Metall“ einzupflanzen versucht.<sup>490</sup> Auch Elis bezieht er schließlich, „ohne Lieb’ und Gedanken“<sup>491</sup> seine Arbeit nur um der Tochter Pehrson Dahlsjös Willen zu verrichten.

Weitere wesentliche Anregungen bezieht Hoffmann aus Ernst Moritz Arndts Dokumentation *Reise durch Schweden im Jahre 1804*, in der ebenfalls ein Eintrag über Falun verzeichnet ist.<sup>492</sup> Zwar beschreibt Arndt auch das Leben in der Stadt sowie die umliegende Gegend, einen Abstecher in die große Grube aber sieht er als den „größten Besuch [an], den man in Fahlun zu machen ha[be].“<sup>493</sup> Wie Hausmann an den Bergsturz von 1687 erinnernd, konstatiert er, „der ungeheure Schlund“ habe ausgesehen „wie eine Öffnung der Hölle“.<sup>494</sup>

Die vorangegangenen Erläuterungen belegen eindrücklich, dass sich in Hoffmanns Erzählung zwei unterschiedliche Bezugsrahmen verzweigen: Die Märchen-Novelle bleibt – vor allem durch deutliche intertextuelle wie konzeptionelle Anklänge an Tiecks *Runenberg* – motivgeschichtlich zwar noch anschlussfähig an die literarische Tradition der frühen Romantik, durch Einbindung zeitgenössischer wissenschaftlicher Erkenntnisse jedoch weist sie über den um die Jahrhundertwende üblichen Bedeutungskontext der Bergwerk-Texte hinaus. So ist Elis zwar noch als romantischer Jüngling zu erkennen, der die gewohnte Lebenswelt verlässt, um in der Ferne sein Glück zu suchen, der Einblick in die Tiefe der Erde allerdings verschafft ihm keine, nach Maßgabe frühromantischer Universalitätspostulate mögliche Erleuchtung, die ihm der alte Torbern in Aussicht gestellt hatte, sondern der Gang in den Berg entpuppt sich als „Reise in das eigene Innere, die schließlich zum völligen Realitäts- und Selbstverlust führen wird.“<sup>495</sup> Aus dem Hinabsteigen in das Innere der Natur resultiert folglich also keineswegs – wie etwa in Schellings Naturphilosophie proklamiert – eine metaphysische Gewissheit, sondern es offenbart sich eine die eigene

<sup>490</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 230.

<sup>491</sup> Ebd. S. 228.

<sup>492</sup> Ernst Moritz Arndt: *Reise durch Schweden im Jahre 1804*. Berlin: Lange 1806; vgl. Heimes 2009. S. 277; vgl. Kommentar zu Quellen und Anregungen. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 1328.

<sup>493</sup> Ernst Moritz Arndt: *Reise durch Schweden im Jahre 1804*. Zweiter Theil. Berlin: Lange 1806. S. 207f.

<sup>494</sup> Ebd. S. 209.

<sup>495</sup> Heimes 2009. S. 279.

Lebenswelt mehr und mehr aus den Fugen bringende Konfrontation mit triebhaften Sehnsüchten, in die sich Elis letztlich verliert.<sup>496</sup>

Auch wenn der Einfluss frühromantischer Naturphilosophie demnach bei Hoffmann durchaus noch spürbar ist, mischt sich in seine Bearbeitung des historischen Stoffes ein erster Ansatz in Richtung einer heute als Psychoanalyse zu bezeichnenden wissenschaftlichen Disziplin, die sich zur Zeit der Entstehung der Erzählung gerade zu konstituieren beginnt. Diesbezüglich ist in erster Linie hinzuweisen auf Schuberts 1814 erstmals erschienene Abhandlung *Die Symbolik des Traumes*, aus der Hoffmann – wie aus den bereits erwähnten *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft* – zweifelsohne einige grundlegende Ideen übernimmt. So ist etwa der Umstand, dass sein Protagonist sich nicht erst in die Tiefe des Berges begeben muss, um der unbedingten Faszination zu verfallen, sondern sich die bewusstseinsmäßige Hinwendung bereits auf der Ebene des Traumes vollzieht, als deutlicher Anklang an Schuberts These zu verstehen, im Traum spreche die Seele eine andere Sprache, die erst „der versteckte Poet in unserm Innern“<sup>497</sup> hervorbringe, und die Seele könne daher „im Schläfe [...] aus der gewöhnlichen (wachen) Unterwürfigkeit unter ihren Geist und aus der Verkettung mit ihrem gröbern Körper [...] los und frei“<sup>498</sup> werden. Hatte sich Elis am Tage noch des Gedankens erwehrt, die Freiheit auf dem Meer zugunsten des Abstiegs in dunkle Abgründe aufzugeben, waren die Worte des Fremden offenbar im Schlaf vollends in sein Bewusstsein vorgedrungen und hatten unterbewusste Wünsche und Sehnsüchte zutage gefördert.<sup>499</sup>

Dennoch erscheint eine allein auf die beginnende wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der menschlichen Psyche fokussierte Interpretation angesichts der kontextuellen Verschränkung wenig aussichtsreich, offenbart sich doch erst in der Wechselwirkung beider Dimensionen die gesamte Relevanz des Textes.

Indem Hoffmann die von Schubert übernommenen Ansätze in die innerhalb der Frühromantik ohnehin seelenpsychologisch aufgeladene Kulisse des Bergwerks

---

<sup>496</sup> Vgl. Jürgen Barkhoff: *Romantische Naturphilosophie*. In: *E. T. A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Detlef Kremer. Berlin: de Gruyter 2009. S. 71–75, hier S. 74.

<sup>497</sup> Gotthilf Heinrich Schubert: *Die Symbolik des Traumes*. 4. Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Friedrich Heinrich Ranke. Leipzig: Brockhaus 1862. S. 10.

<sup>498</sup> Ebd. S. 9.

<sup>499</sup> Das Moment der Wunscherfüllung wird am Ende des 19. Jahrhunderts in Sigmund Freuds Traumdeutung erneut zum Tragen kommen.

einfügt, gelingt es ihm nicht nur, sich bezüglich der Literarisierung des historischen Stoffes deutlich von „aufklärerisch-moralisierenden (Hebel) oder [...] schauerlich unterhaltenden (Arnim) Absichten“<sup>500</sup> anderer Bearbeitungen abzugrenzen, sondern er vollzieht zugleich einen bedeutsamen Bruch mit der durch Tieck, Wackenroder oder Novalis geprägten Motiv-Tradition der „Unter-Tage-Romantik“ – das frühromantische Bergwerk hat bei ihm nur noch „in den verzerrten Bildern des Wahns einen Ort.“<sup>501</sup>

Hoffmanns Text hat daher literaturgeschichtlich nicht nur insofern enorme Relevanz entfaltet, als dass er seinerseits zur nachfolgenden Bearbeitung der Geschichte um den erstaunlichen Fund im Faluner Bergwerk angeregt hat – etwa zum Opernentwurf von Richard Wagner, zu Friedrich Hebbels Prosatext *Treue Liebe* (1828) oder zu Hugo von Hofmannsthals 1899 entstandenem und postum veröffentlichtem Drama *Das Bergwerk zu Falun*<sup>502</sup> –, sondern vor allem, weil sich in ihm deutlich der Wandel ablesen lässt, der sich innerhalb der Romantik seit den frühen Jenaer Jahren vollzogen hatte und der sich vor allem bei näherer Betrachtung des die Märchen-Novelle umrahmenden Erzählzyklus und der in Berlin zur Zeit seiner Entstehung vorherrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse offenbart.

Hoffmann war 1814 endgültig in die preußische Hauptstadt übersiedelt und hatte einen Posten als Kammergerichtsrat angetreten, der ihm ein gesichertes Einkommen und ausreichend Zeit verschaffte, seine schriftstellerische Tätigkeit verstärkt voranzutreiben.<sup>503</sup> Durch seinen Freund Julius Eduard Hitzig war es ihm schnell gelungen, in den gebildeten Kreisen der Stadt Fuß zu fassen und unter dem Namen Seraphinenbrüder regelmäßig eine Gruppe junger Intellektueller um sich zu versammeln, zu der in erster Linie Hitzig, Adelbert von Chamisso, David Ferdinand Koreff, Friedrich de la Motte Fouqué, Karl Wilhelm Salice-Contessa sowie Hoffmanns seit der gemeinsamen Schulzeit vertrauter Freund und Kollege Theodor

<sup>500</sup> Kommentar zu Quellen und Anregungen. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 1335.

<sup>501</sup> Heimes 2009. S. 283; vgl. Schultze 1907. S. 85.

<sup>502</sup> Vgl. Heimes 2009. S. 277; vgl. Kommentar zu Quellen und Anregungen. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 1330.

<sup>503</sup> Vgl. Uwe Japp: *Die Seraphions-Brüder (1819/21)*. In: *E.T.A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Detlef Kremer. Berlin: de Gruyter 2009. S. 257–267, hier S. 257; vgl. Hartmut Steinecke: *Hoffmanns Leben*. In: *E.T.A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Detlef Kremer. Berlin: de Gruyter 2009. S. 1–17, hier S. 11.

Gottlieb von Hippel zu zählen sind. Zwar waren die Gespräche über Kunst, Literatur und Wissenschaft mit Chamissos Aufbruch zu einer Weltreise 1815 zunächst für mehrere Jahre unterbrochen, nach dessen Rückkehr 1818 aber wieder aufgenommen und mit unverminderter Intensität fortgesetzt worden.<sup>504</sup>

Aus der Umbenennung in Serapionsbrüder resultierte letztlich auch der Titel der bereits erwähnten Sammlung von Erzählungen, die von Unterhaltungen der nach Jahren der Trennung wieder vereinten Freunde Lothar, Ottmar, Theodor, Cyprian, Vinzenz und Sylvester umrahmt werden und als deren grundlegende Direktive bereits zu Beginn das „Serapiontische Prinzip“<sup>505</sup> heraufbeschworen wird, das von der Forschung vielfach als Schlüssel zum Verständnis der Hoffmannschen Texte deklariert wurde und auf das daher an dieser Stelle in angemessenem Umfang Bezug genommen werden soll. Es geht aus dem Bericht Cyprians über die Begegnung mit dem Grafen von P\*\*\* hervor, der einst „einer der geistreichsten vielseitig ausgebildetsten Köpfe“<sup>506</sup> gewesen sei, den aber offenbar ein Wahnsinn befallen habe, der ihn habe glauben lassen, der heilige Serapion zu sein, und der ihn dazu bewogen habe, seine gesellschaftliche Stellung aufzugeben und fortan ein Leben als Einsiedler zu führen. Allen Einwänden und Vorwürfen sei er mit den Worten begegnet, es sei allein der Geist, der zu erfassen vermöge, was sich in Raum und Zeit ereigne.

Er habe sich auf ein „uns innewohnende[s] Prinzip“<sup>507</sup> berufen, das ihn glauben mache, all das, was der Geist als wahr anerkenne, habe sich auch tatsächlich begeben. Bezüglich einer von dem Einsiedler vorgetragenen Novelle konstatiert Cyprian, nur ein „mit der feurigsten Phantasie begabte[r] Dichter“<sup>508</sup> habe eine Erzählung so anlegen und durchführen können, dass man „fortgerissen, bestrickt von magischer Gewalt wie im Traume“ daran habe glauben müssen. Der Zustand des Grafen, „sein methodischer Wahnsinn“, habe ihn daher zwar einerseits „mit tiefem Schauer“ erfüllt, zugleich aber habe „sein hohes Dichter-Talent“<sup>509</sup> ihn in Staunen versetzt.

---

<sup>504</sup> Vgl. Klaus Deterding: *Hoffmanns Erzählungen. Eine Einführung in das Werk E.T.A. Hoffmanns*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007. S. 119f.; vgl. Japp 2009. S. 257.

<sup>505</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 70.

<sup>506</sup> Ebd. S. 25.

<sup>507</sup> Ebd. S. 34.

<sup>508</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 34.

<sup>509</sup> Ebd. S. 35.

Den Freunden stehen bei Cyprians Bericht „die Haare zu Berge“ und Ottmar verurteilt „den närrischen Hang zur Narrheit, [die] wahnsinnige Lust am Wahnsinn“<sup>510</sup> zunächst scharf. Nachdem Theodor seinerseits aber von dem „splenischen“ und „grauenhaften“<sup>511</sup> Rat Krespel berichtet hat, zeigen sich die Freunde „mit Cyprians Serapion ganz ausgesöhnt“<sup>512</sup> und erklären seinen Wahnsinn zum Beweis für höchstes dichterisches Talent. Lothar konstatiert, „nur der Geist des vortrefflichsten oder vielmehr des wahren Dichters“ könne von einem solchen Wahnsinn befallen werden und nur die Rede eines Dichters, der das Verkündete auch tatsächlich „vor seinen geistigen Augen“ geschaut habe, könne „Herz und Gemüt“<sup>513</sup> wahrhaft ergreifen. Die Freunde beschließen daher, den Einsiedler Serapion zu ihrem „Schutzpatron“<sup>514</sup> zu ernennen, und erklären dessen inneres Schauen – das „Serapiontische Prinzip“<sup>515</sup> – zum Grundgesetz ihrer eigenen Dichtungen:

Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt laut damit zu werden. Wenigstens strebe jeder recht ernstlich darnach, das Bild, das ihm im Innern aufgegangen recht zu erfassen mit allen seinen Gestalten, Farben, Lichtern und Schatten, und dann, wenn er sich recht entzündet davon fühlt, die Darstellung ins äußere Leben [zu] tragen.<sup>516</sup>

Zwar ist den Freunden das Sehertum Serapions, seine Berufung auf die Subjektivität aller Wahrnehmung, die die Realität nur als Produkt des Geistes gelten lässt und der objektiven Wirklichkeit eine Absage erteilt, im Hinblick auf den künstlerischen Schaffensprozess beispielhaft, doch sie erkennen zugleich in „seiner Übereinstimmung mit sich selbst“<sup>517</sup>, in der einseitigen Verabsolutierung von Geist und Fantasie, die eigentliche Ursache des Wahnsinns. Lothar erläutert, indem der Einsiedler die Außenwelt ausgeblendet habe, sei ihm „die Erkenntnis der Duplizität“ abhanden gekommen, „von der eigentlich allein unser irdisches Sein bedingt“<sup>518</sup> sei.

<sup>510</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 38.

<sup>511</sup> Ebd. S. 64.

<sup>512</sup> Ebd. S. 67.

<sup>513</sup> Ebd. S. 67f.

<sup>514</sup> Ebd. S. 69.

<sup>515</sup> Ebd. S. 70.

<sup>516</sup> Ebd. S. 69; vgl. Arendt 2012. S. 51; vgl. Schmidt 1988. S. 9.

<sup>517</sup> Kommentar zu den Aspekten der Deutung. In: *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 1261.

<sup>518</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 68.

Die äußere Welt fungiere als Hebel, als auf das Innere wirkende Kraft, und so gingen die „inneren Erscheinungen [erst] auf in dem Kreise, den die äußeren um uns bilden und den der Geist nur zu überfliegen ver[möge].“<sup>519</sup> Mit anderen Worten: Das in der inneren Welt hervorgebrachte Fantastische darf nicht ausschließlich vorherrschen, sondern muss an die es eigentlich erst konstituierenden Bedingungen der äußeren Welt rückgekoppelt bleiben. Diese Einschränkung verdeutlicht in beispielhafter Weise Hoffmanns Kritik an der Autonomie einer sich vollkommen über die Realität erhebenden bzw. von ihr loslösenden Imaginationskraft, wie sie etwa Friedrich Schlegel innerhalb seiner Transzendentalpoesie proklamiert hatte. Zwar offenbart sich die innere Schau bei Hoffmann tatsächlich als „das Signum“<sup>520</sup> eines genialen, mit Fantasie begabten Dichters, anders als die Vertreter der frühen Romantik fokussiert er aber ganz bewusst das Moment der Duplizität, das einen Ausgleich von Fantasie und Wirklichkeit, von „innerem Poeten“ und äußerer Wahrnehmung, von Innen- und Außenwelt nicht nur ermöglicht, sondern geradezu einfordert.<sup>521</sup> Dieter Arendt deklariert dementsprechend, mit seinen *Serapionsbrüdern* schalte sich „ein reflektierendes Bewusstsein“ ein und fordere von der Fantasie, „dass sie sich nicht herausstehe aus dem Wissen um die Gegenwart.“<sup>522</sup> In diesem Sinne geht es nicht nur um die von Lothar erläuterte Gegensätzlichkeit von innerer und äußerer Welt, sondern um eine Erkenntnis „des Lebens und Daseins [...] im Zustand der Duplizität“.<sup>523</sup>

Auch Schlegels Blick hatte sich auf das Verhältnis von Idealem und Realem gerichtet, daraus war bei ihm aber lediglich die bereits erwähnte Abkopplung der Dichtkunst von der gesellschaftlichen Wirklichkeit zum Zwecke einer entpolitisierten Poetisierung des Lebens resultiert.

Von einer Entpolitisierung der Literatur kann zur Zeit der Entstehung der *Serapionsbrüder* jedoch nicht mehr die Rede sein. An der Schwelle zum zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts bricht sich „der Dualismus von poetischer Welt und objektiver,

<sup>519</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 68.

<sup>520</sup> Schmidt 1988. S. 10; vgl. Klaus Deterding: *Die Poetik der inneren und äußeren Welt bei E.T.A. Hoffmann*. Frankfurt am Main: Lang 1991 (= Berliner Beiträge zur neueren deutschen Literaturgeschichte 15). S. 260.

<sup>521</sup> Vgl. ebd. S. 261.

<sup>522</sup> Arendt 2012. S. 50.

<sup>523</sup> Klaus Deterding: *Hoffmanns Poetischer Kosmos. E.T.A. Hoffmanns Dichtung und Weltbild*. Bd. 4. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004. S. 135; vgl. ders. 1991. S. 267.

gesellschaftlicher Welt<sup>524</sup> mehr und mehr Bahn. Die seit dem Wiener Kongress 1815 eingeleiteten restaurativen Maßnahmen gegen liberale und nationale Tendenzen werden schließlich im Zuge der Karlsbader Beschlüsse 1819 noch einmal intensiviert und führen in Deutschland nachhaltig zu einem Klima der Repression, das durch verstärkte Staatsaufsicht an den Universitäten und eine flächendeckend eingeführte präventive Zensur zunehmend auch die Kunstschaffenden betrifft.

Für Hoffmann selbst manifestiert sich der immer offenkundiger werdende gesellschaftliche Zwiespalt letztlich in der Kollision seiner Position als Kammergerichtsrat mit seinen Überzeugungen als die deutschen Verhältnisse wahrnehmender und reflektierender Dichter. Im September 1819 wird von der preußischen Regierung eine Kommission eingesetzt, die liberale Verbindungen und sonstige Keimzellen möglicher revolutionärer Bestrebungen ausfindig machen und deren Anhänger gezielt verfolgen soll. Hoffmann, der sich im Staatsdienst durchaus bewährt hat, wird von seinem Vorgesetzten in den Untersuchungsausschuss berufen, macht sich allerdings entgegen der an ihn gerichteten Erwartungen wiederholt für die Freilassung seiner Ansicht nach zu Unrecht Inhaftierter stark, verfasst virtuose Gutachten zu ihren Gunsten, und gerät so zunehmend selbst ins Visier der Justizbehörden, die daraufhin zunächst den Ausschluss aus der Kommission, dann die Versetzung in eine andere Abteilung und aufgrund einiger als Verhöhnung ihrer Maßnahmen empfundener Passagen in den Manuskripten zu *Meister Floh* schließlich sogar die Aufnahme eines Verfahrens gegen ihn erwirken. Die eigentliche Verhandlung wird er jedoch nicht mehr erleben.<sup>525</sup>

Hoffmanns „unablässige Reproduktion eines Konflikts“, das Bestreben, „das Gegensätzliche gerade in seiner Gegensätzlichkeit festzuhalten“<sup>526</sup>, kann auf der Basis der vorangegangenen Erläuterungen und in Anlehnung an die Argumentation Horst Meixners als wesentliche Methode innerhalb seines dichterischen Schaffens bestimmt werden, die im vorliegenden Kontext vor allem im Hinblick auf das innerhalb der Romantik forcierte Spannungsverhältnis von Höhe und Tiefe enorme Relevanz

<sup>524</sup> Horst Meixner: *Romantischer Figuralismus. Kritische Studien zu Romanen von Arnim, Eichendorff und Hoffmann*. Frankfurt am Main: Athenäum 1971 (= Ars poetica 13). S. 239; vgl. Deterding 2004. S. 135; vgl. Peggy Fiebrich: *Gefährten im Unglück. Die Protagonisten narrativer Texte von E.T.A. Hoffmann sowie von Novalis, Goethe und Kleist*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007. S. 36.

<sup>525</sup> Vgl. Steinecke 2009. S. 13.

<sup>526</sup> Meixner 1971. S. 240; vgl. Fiebrich 2007. S. 36.

entfaltet. Indem Hoffmann das Bergwerk seiner frühromantischen Bestimmung als Sehnsuchtsort beraubt und den proklamierten Weg nach innen als Störung des Gleichgewichts, als „Mißverhältnis des innern Gemüts mit dem äußern Leben“<sup>527</sup> entlarvt, aus dem – wie das Beispiel von Elis treffend veranschaulicht – notwendigerweise Krankheiten des Geistes hervorgehen müssen, relativiert er zugleich die von Wackenroder, Tieck oder Novalis heraufbeschworene Faszination der Tiefe und gibt so letztlich den dichterischen Blick wieder frei auf die am anderen Ende der vertikalen Differenzachse befindlichen Gipfel, denen innerhalb der folgenden Kapitel nun wieder die volle Aufmerksamkeit zukommen soll.

### 3.4 Goethes Gipfel – oder: „ich überschau die Welt“

Innerhalb der vorangegangenen Kapitel konnten motivgeschichtliche Grundlagen erarbeitet sowie wichtige Etappen auf dem Weg der literarischen Eroberung der Bergwelt nachgezeichnet werden. Dabei ist deutlich geworden, in welchem hohem Maße die Wahrnehmung der Bergwelt an menschengeschichtliche Entwicklungen rückgekoppelt bleibt und dass erst im Zuge der Emanzipation des Subjekts in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Berge zur „Folie für die literarischen Erprobungen eines sich [...] formierenden Ichs“<sup>528</sup> avancierten.

Unter besonderer Bezugnahme auf Herders *Journal* wurde in diesem Zusammenhang deutlich, dass eine Hinwendung zu erwähnten Sehnsuchtsorten und damit letztlich eine Einführung des Gipfel-Motivs in die Literatur vor allem durch die Bewegung des Sturm und Drang initiiert wurde. Was sich bei Herder jedoch zunächst nur im übertragenen Sinne als Genius-Gipfel-Affinität ablesen lässt, wird bei dem ebenfalls der Straßburger Bewegung angehörenden Jurastudenten Johann Wolfgang Goethe lebensweltlich greifbar und damit auch tatsächlich auf dem Felde der literarischen Verarbeitung salonfähig. Es sei also nach dem romantischen Abstecher in die Tiefe der Blick nun noch einmal auf die 1770er Jahre gerichtet, in denen in Goethe eine Leidenschaft für das Gebirge entbrennt, die innerhalb seines dichterischen Schaffens in der Folge enorme Relevanz entfalten wird.

---

<sup>527</sup> *Sämtliche Werke*. Bd. 4. S. 38.

<sup>528</sup> Hunfeld 2004. S. 45.

In der Einleitung der vorliegenden Untersuchung ist bereits darauf hingewiesen worden, dass gesellschaftliche, persönliche, politische oder psychisch absonderliche Lebenslagen die (künstlerische) Schaffenskraft in besonderem Maße anzuregen vermögen und Kunst entsprechend als zentrales Mittel der Erschließung von Wirklichkeit und des Umgangs mit existenziellen Ausnahmesituationen angesehen werden kann. Um das Moment der Bewältigung solcher Randsituationen durch ein künstlerisches Überschreiben, ein dichterisches Neutralisieren zu erfassen, wurde diesbezüglich der Begriff der Kompensation eingeführt, der innerhalb der Forschung sicherlich nicht unstrittig ist, der im Hinblick auf ein bewusst initiiertes Gipfelerlebnis als Bewältigungsstrategie jedoch durchaus passend erscheint. Es wird sich auch im Hinblick auf Goethes Gipfelerlebnisse zeigen, dass sie nicht selten aus krisenhaften Situationen resultieren und damit in der Tat häufig dem erläuterten Muster der Kompensation zuzuschreiben sind. Es scheint daher hinsichtlich der Untersuchung seiner Gipfel-Bilder ein biografischer Ansatz durchaus angebracht.<sup>529</sup>

### 3.4.1 Frühe Vogesen-Wanderungen als Auftakt zu Goethes „Interesse der Berggegenden“

Im Jahr 1770 trifft Goethe in Straßburg auf Herder. Noch Jahrzehnte später wird er die Begegnung und die sich anschließende nähere Bekanntschaft als „das bedeutendste Ereignis“ ausweisen, „was die wichtigsten Folgen für [ihn] haben sollte.“<sup>530</sup> So sei er durch Herder „mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt“<sup>531</sup> geworden. Besonders dessen Anregungen zu Shakespeare prägen die Straßburger Zeit maßgeblich und es kann nicht verwundern, dass sich in Goethes

<sup>529</sup> Vgl. Sebastian Kaufmann: *Der Dichter auf dem Gipfel der Welt. Goethes „Harzreise im Winter“ als poetologisches Gedicht*. In: Goethe-Jahrbuch 127 (2010). S. 25–38, hier S. 25.

<sup>530</sup> HA. Bd. 9. S. 402; vgl. Boyle 2000. S. 119; vgl. Theo Buck: „Der Poet, der sich vollendet“. *Goethes Lehr- und Wanderjahre*. Köln: Böhlau 2008. S. 11; vgl. Rolf Denecke: *Goethes Harzreisen*. Hildesheim: Lax 1980. S. 8; vgl. Rieger 2011. S. 22; vgl. Rötzer 1992. S. 89; vgl. Safranski 2007. S. 18f.; vgl. Volker Zumbrink: *Metamorphosen des kranken Königssohns. Die Shakespeare-Rezeption in Goethes Romanen „Wilhelm Meisters Theatralische Sendung“ und „Wilhelm Meisters Lehrjahre“*. Münster: LIT 1997 (Zeit und Text. Bd. 10). S. 136f.; vgl. Jean-Marie Valentin: *Goethe im Elsaß: Zentrum oder Peripherie?* In: Goethe-Jahrbuch 121 (2004). S. 82–96, hier S. 87.

<sup>531</sup> HA. Bd. 9. S. 408.

literarischen Zeugnissen dieser Phase ebenfalls die charakteristische Genius-Gipfel-Affinität nachweisen lässt.

Diese wiederum erfährt ihre real erlebbare Entsprechung in der Wahrnehmung der Natur. Auf zahlreichen Spaziergängen und Wanderritten macht Goethe sich mit der Landschaft „der herrlichen Elsasser Ebene“<sup>532</sup> vertraut, entdeckt beim Durchstreifen der Vogesen vermutlich seine Leidenschaft für das Gestein. Über Unternehmungen dieser Art finden sich zahlreiche Berichte in *Dichtung und Wahrheit*, die Goethe anhand seiner Tagebuchaufzeichnungen in der Rückschau verfertigte.

So etwa auch über einen mit zwei Studienfreunden, dem frisch examinierten Juristen Johann Konrad Engelbach sowie dem Mediziner Friedrich Leopold Weyland,<sup>533</sup> im Frühsommer 1770 von Straßburg aus unternommenen Ausflug durchs Elsass über „Zabern“ (Saverne), „die berühmte Zaberner Steige“, „Buchweiler“ (Bouxwiller), „Lützelstein“ (La Petite-Pierre), „Bockenheim“ (Bouquenom), „Neusaarwerden“ (Ville Neuve de Sarrewerden), „Saargemünd“ (Sarreguemines), „Saarbrücken“, „Dudweiler“, „Neukirch“, „Zweibrücken“, „Bitsch“ (Bitche), „Niederbronn“, „Reichshofen“, „Niedermodern“ und „Hagenau“ (Haguenau) „nach dem geliebten Sesenheim“.<sup>534</sup> Auf der mehrtägigen Reise besteigen die Wanderer zahlreiche Anhöhen, von denen aus „das Auge die unendliche Fläche des Elsasses zu durchforschen“<sup>535</sup> vermocht habe, wie Goethe später erinnernd konstatieren wird. Und: „Hier wurde ich nun eigentlich in das Interesse der Berggegenden eingeweiht [...]“<sup>536</sup> Ein gewaltiger Eindruck also, der sich in Goethes Gedächtnis einbrennen und dauerhaft nachwirken soll.

<sup>532</sup> HA. Bd. 9. S. 416.

<sup>533</sup> Da Goethe in der weiteren Schilderung des Ausflugs nur noch von einem Begleiter spricht, darf vermutet werden, dass Weyland die anderen beiden wohl nur bis in sein Heimatdorf Buchweiler brachte, um von dort aus direkt nach Straßburg zurückzukehren (vgl. ebd. S. 417).

<sup>534</sup> HA. Bd. 9. S. 415–426.

<sup>535</sup> Ebd. S. 418.

<sup>536</sup> Ebd. S. 419f. – An dieser Stelle scheint vor allem Nicolas Boyles Anmerkung interessant, Goethe habe an Höhenangst gelitten und diese bekämpft, indem er sich mehrmals gezwungen habe, eine gewisse Zeit auf der obersten, nicht gesicherten Plattform des Straßburger Münsters auszuharren (vgl. Boyle 2000. S. 116) – eine Bewältigungsstrategie, die das in ihm erblühende „Interesse der Berggegenden“ vielleicht erst ermöglichte. Mit diesem hat sich auch Margit Wyder eingehend beschäftigt (vgl. Margit Wyder: *Vom Brocken zum Himalaja. Goethes „Höhen der alten und neuen Welt“ und ihre Wirkungen*. In: Goethe-Jahrbuch 121 (2004). S. 141–164).

Zunächst jedoch scheint es so, als sei der junge Student in erster Linie an „ökonomischen und technischen Betrachtungen“ interessiert; er hat „von den reichen Dudweiler Steinkohlegruben, [...] ja sogar von einem brennenden Berge“ gehört, und es verlangt ihn, „diese Wunder in der Nähe zu beschauen.“<sup>537</sup> Die ihn umgebende Landschaft rückt für den Moment in den Hintergrund, die weitläufigen, dicht bewaldeten Gebirgshänge, „die demjenigen, der aus einem fruchtbaren Lande kommt, wüst und traurig erscheinen müssen“, interessieren ihn nur aus einem Grund: wegen des „innern Gehalt[s] ihres Schoßes [...]“.<sup>538</sup>

Im ersten Teil des *Faust* wird Mephisto eingedenk solcher enormen Anziehungskraft der im Berg verborgen liegenden Schätze während der Besteigung des Brockens deklamieren:

Fasse wacker meinen Zipfel!  
Hier ist so ein Mittelgipfel,  
Wo man mit Erstaunen sieht,  
Wie im Berg der Mammon glüht.<sup>539</sup>

Und tatsächlich erblicken auch Goethe und sein Begleiter im weiteren Verlauf ihrer Vogesen-Wanderung ein ebensolches Naturschauspiel:

Wir traten in eine Klamme und fanden uns in der Region des brennenden Berges. Ein starker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Hohle war nahezu glühend, mit rötlichem, weißgebranntem Stein bedeckt; ein dicker Dampf stieg aus den Klunnen hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die starken Sohlen. [...] Wir kletterten aus dieser Tiefe hervor und waren auf dem Gipfel des Berges.<sup>540</sup>

Eintragungen im entsprechenden Abschnitt der *Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse* verdeutlichen, dass sich Goethe während dieser Zeit in der Tat mit dem Faust-Stoff beschäftigte.<sup>541</sup> Obgleich seine Notizen diesbezüglich keine

<sup>537</sup> HA. Bd. 9. S. 420.

<sup>538</sup> Ebd. – Jean-Marie Valetin konstatiert entsprechend, in den Vogesen habe Goethe begonnen, sich für geologische Phänomene zu interessieren (vgl. Valetin 2004. S. 96).

<sup>539</sup> HA. Bd. 3. S. 123 (V. 3912–3915).

<sup>540</sup> HA. Bd. 9. S. 421.

<sup>541</sup> HA. Bd. 10. S. 430; vgl. Robert Petsch: *Die Walpurgisnacht in Goethes ‚Faust‘*. In: Ders.: *Gehalt und Form. Gesammelte Abhandlungen zur Literaturwissenschaft und zur allgemeinen Geistesgeschichte*. Dortmund:

eindeutigen Hinweise liefern, darf also vermutet werden, dass der Anblick des glühenden, von dichten Nebelschwaden umzogenen Gesteins die Ausgestaltung der Walpurgisnacht-Szenerie Jahrzehnte später maßgeblich beeinflusst hat.

Auf dem Plateau entdecken die Wanderer das Haus des Herrn Stauf, eines in der Grube angestellten und für den reibungslosen Ablauf der Arbeiten zuständigen Chemikers.<sup>542</sup> Und angesichts der folgenden Beschreibung dieses Herrn ist der Leser erneut geneigt, eine bedeutsame Parallele zu Goethes *Faust* auszuziehen.

Er gehörte unter die Chemiker jener Zeit, die, bei einem innigen Gefühl dessen, was mit Naturprodukten alles zu leisten wäre, sich in einer abstrusen Betrachtung von Kleinigkeiten und Nebensachen gefielen, und, bei unzulänglichen Kenntnissen, nicht fertig genug dasjenige zu leisten verstanden, woraus eigentlich ökonomischer und merkantiler Vorteil zu ziehn ist.<sup>543</sup>

Die Frage nach einer Analogie zu Wagner liegt nahe, auch wenn sich diese nicht eindeutig durch entsprechende Aufzeichnungen oder Kommentare Goethes belegen lässt. Es scheint jedenfalls so, als habe der Anblick dieses „hagere[n] abgelebte[n] Männchen[s] in einem Schuh und einem Pantoffel“<sup>544</sup> die jungen Männer die Faszination der im Berg liegenden Schätze rasch vergessen und den Weg zu ihrer nächsten angepeilten Station antreten lassen.

In der Unterkunft in Neukirch angekommen, findet Goethe aber offenbar keineswegs Ruhe, sondern sucht in der Nacht einen höher gelegenen Aussichtspunkt auf, von dem aus sich ihm nun ein vollkommen neuer Anblick offenbart.

Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachsenen finsternen Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finsterner erschien, das brennende

---

Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus 1925. S. 366–387, hier S. 368. – Nicholas Boyle weist zudem darauf hin, dass Goethe in Straßburg die Gelegenheit hatte, eine Aufführung von Christopher Marlowes Drama *Doktor Faustus* zu sehen (vgl. Boyle 2000. S. 117).

<sup>542</sup> HA. Bd. 9. S. 422; vgl. dazu die Anmerkungen von G. v. Loeper in: Goethe-Jahrbuch 11 (1890).

<sup>543</sup> HA. Bd. 9. S. 422. – In den *Maximen und Reflexionen* findet sich unter der Überschrift „Kunst und Künstler“ eine Passage, die sich hier nahtlos anzuschließen scheint: „Dilettantismus, ernstlich behandelt, und Wissenschaft, mechanisch betrieben, werden Pedanterei.“ (HA. Bd. 12. S. 483 (*Maximen und Reflexionen* 825)).

<sup>544</sup> HA. Bd. 9. S. 422.

Sterngewölbe über mir, saß ich an der verlassenen Stätte lange mit mir selbst und glaubte niemals eine solche Einsamkeit empfunden zu haben.<sup>545</sup>

Das Berg-Erlebnis scheint Goethe aufzuwühlen und ihn am darauf folgenden Morgen überstürzt den Rückweg antreten zu lassen. Er beschreibt die weiteren Stationen der Tour nur noch bruchstückhaft und bemerkt, man sei an zahlreichen Dörfern gleichsam vorbeigeilt, die eigentlich eine größere Aufmerksamkeit verdient gehabt hätten. Doch warum diese Hast?

Auf dem nächtlichen Aussichtspunkt im Gebirge, an dem er lange alleine gesessen und schließlich geglaubt habe, nie zuvor „eine solche Einsamkeit empfunden zu haben“, sei in ihm, so heißt es in *Dichtung und Wahrheit*, „das Bild eines holden Wesens“<sup>546</sup> erwacht, „eines Frauenzimmers [...], der [er] von Herzen ergeben war und welche so viel Achtung als Liebe verdiente“ und es habe ihn „nach dem geliebten Sesenheim“<sup>547</sup> gezogen.

Es sei angemerkt, dass Goethe Friederike Brion nachweislich erst im Herbst desselben Jahres kennenlernte.<sup>548</sup> Die in der *Hamburger Ausgabe* enthaltene Zeittafel zu Goethes Leben und Werk von Heinz Nicolai datiert das erste Treffen in den Zeitraum zwischen dem 10. und dem 13. Oktober 1770. Der hier geschilderte Ausflug, auf dem Goethe nach eigener Aussage von Hagenau aus allein einen Abstecher nach Sesenheim unternommen haben will, kann allerdings nicht erst im Oktober, sondern muss unmittelbar im Anschluss an Engelbachs Examen Ende Juni stattgefunden haben, da dieser wenige Wochen später von Saarbrücken aus nach Frankfurt zurückkehrte. Entsprechend ordnet die bereits erwähnte Zeittafel die „Reise zu Pferde mit Engelbach und Weyland nach dem Unterelsaß und Lothringen“<sup>549</sup> in die Zeit vom 22. Juni bis zum 4. Juli 1770 ein. Ungereimtheiten dieser Art sind vermutlich der erst Jahrzehnte später anhand weniger Notizen und größtenteils aus der Erinnerung erfolgten Niederschrift zu schulden und können im vorliegenden Rahmen nicht

<sup>545</sup> HA. Bd. 9. S. 423.

<sup>546</sup> Ebd.

<sup>547</sup> Ebd. S. 426.

<sup>548</sup> Vgl. Heinz-Dieter Weber: *Ästhetische Identität. Über das Fiktive in „Dichtung und Wahrheit“*. In: *Der Deutschunterricht* 41 (1989). Heft 2. S. 21–36, hier S. 31.

<sup>549</sup> HA. Bd. 14. S. 392; vgl. *Goethe-Handbuch. Goethe, seine Welt und Zeit in Werk und Wirkung. Zweite, vollkommen neugestaltete Auflage unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter*. Hrsg. von Alfred Zastrau. Bd. 1. Stuttgart: Metzler 1961. Spalte 2178; vgl. Boyle 2000. S. 126.

abschließend geklärt werden. Möglicherweise hat das dominante Erinnerungsbild Friederikes die Grenzen tatsächlicher und nachträglich poetisch nachgezeichneter Ereignisse verwischen lassen.<sup>550</sup> Dass Goethe ein solches Abweichen von historischen Fakten bezüglich seiner Autobiografie aber keineswegs als problematisch erachtet, verdeutlicht eine Passage aus einem Brief an Zelter vom 15. Februar 1830, in der Goethe erläutert, wenn eine wahrheitsgemäße Rekonstruktion von Begebenheiten aufgrund einer großen zeitlichen Distanz nicht möglich sei

[...] ohne die Rückerinnerung, und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall komm[e], gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben, so [sei] es klar daß man mehr die Resultate und, wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde.<sup>551</sup>

Angesichts dieses Bekenntnisses dürfte sich Goethe über die oben skizzierten Unstimmigkeiten hinsichtlich der Sesenheim-Episode wohl durchaus bewusst gewesen sein und sie in Kauf genommen, wenn nicht gar konstruiert haben. Heinz-Dieter Weber etwa sieht in der Verrückung der chronologischen Abfolge eine bewusste Überblendung von ursprünglich erlebendem und im Rückblick berichtendem Ich.<sup>552</sup>

Historische Quellen wie Tagebucheinträge oder Briefe dokumentieren diese Verschiebung. So deutet etwa in einem wahrscheinlich an Katharina Fabricius gerichteten Schreiben vom 27. Juni 1770 nichts auf Friederike hin. Vielmehr findet Käthchen Schönkopf dort Erwähnung, die Goethe als sein „erstes Mädgen“<sup>553</sup> bezeichnete und die im Mai 1770 den Leipziger Juristen Christian Karl Kanne geheiratet hatte. Goethe dürfte unmittelbar vor dem Aufbruch auf die Vogesen-Tour Nachricht von der Vermählung erhalten haben. Wie sehr diese ihn beschäftigt, zeigen betreffende Zeilen des Briefes deutlich. So gesteht er der Freundin, in der Einsamkeit der Natur „an Käthgen“ zu denken, „von der ich doch weiss dass sie sich nicht verläugnen wird, dass sie gegen meine Briefe seyn wird, was sie gegen mich war, und dass sie ---

---

<sup>550</sup> Vgl. Albert Fuchs: *Goethe und das Elsass*. Hamburg: Hans Christians Verlag 1973. S. 34.

<sup>551</sup> Johann Wolfgang von Goethe: *Goethes Werke. Weimarer Ausgabe*. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar: Böhlau 1887–1919. Ndr. München: dtv 1987 [zitiert als WA]. Bd. 139 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 46. Bd.: Juli 1829–März 1830). S. 241f.; vgl. Weber 1989. S. 22.

<sup>552</sup> Vgl. Weber 1989. S. 31.

<sup>553</sup> WA. Bd. 96 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 3. Bd.: Weimar. 1775–1778). S. 48.

Genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehn hat, der kennt sie.“<sup>554</sup> Auf die beredten Gedankenstriche und das weniger an das lesende Gegenüber gerichtete als vielmehr mahnend zu sich selbst gesprochene „Genug“ folgt unvermittelt die Schilderung unlängst gesammelter Eindrücke der ihn umgebenden Natur:

Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbey und wir kamen eben aufs Lothringische Gebürg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbey fließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und lincker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunckeln Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelgen still und geheimnißvoll zogen; da wurds in meinem Herzen so still wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tags war vergessen wie ein Traum [...]. Welch Glück ist's ein leichtes, ein freyes Herz zu haben!<sup>555</sup>

In der freien Natur scheint Goethe also wieder zu sich zu kommen – ein Muster des Erlebens, das nicht nur an Rousseaus St. Preux erinnert, dem es in den Gebirgsgebenden ebenfalls gelingt, sich zu beruhigen, sondern das zugleich vorausdeutet auf Gipfelerlebnisse der folgenden Jahre.

Goethe hat im ersten Jahr seiner Straßburger Zeit viele solcher Wanderungen unternommen und dennoch ist es genau diese „kleine Reise“, von der es in *Dichtung und Wahrheit* heißt, sie sei „in manchem Sinne für [ihn] folgenreich gewesen.“<sup>556</sup> Während der dortige Hinweis auf Sesenheim den heutigen Leser vorschnell glauben machen könnte, die Tour sei ihm vor allem wegen Friederike Brion als besonders bedeutsam in Erinnerung geblieben, darf mit dem Verweis auf oben zitierte Quellen die Frage aufgeworfen werden, ob sie Goethe nicht womöglich eher deshalb als so folgenschwer erschien, weil sich auf sie das Erwachen seiner Gipfelbegeisterung zurückführen lässt.<sup>557</sup>

<sup>554</sup> WA. Bd. 94 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 1. Bd.: Frankfurt – Leipzig – Straßburg. 1764–1771). S. 235.

<sup>555</sup> Ebd. S. 235f.

<sup>556</sup> HA. Bd. 9. S. 415.

<sup>557</sup> Es scheint legitim, diesen Gipfel-Enthusiasmus in direkte Verbindung zu bringen mit der sich in Straßburg manifestierenden Identitätsproblematik, die nicht allein auf die gescheiterte Liebe zu Friederike zu reduzieren ist. Rudolf Käser verweist in seiner Abhandlung über die Selbstdarstellung in Texten des Sturm und Drang diesbezüglich auf das auch in Goethe zu dieser Zeit erwachende Motiv des Selbstverlustes und der „Suche nach der verlorenen Identität“ (Käser 1987. S. 110; vgl. Boyle 2000. S. 115 u. 144; vgl. Käser 1987. S. 176), welche etwa in der 1771 entstandenen Urfassung des *Götz von Berlichingen* deutlich zu erkennen sei.

In *Dichtung und Wahrheit* jedenfalls finden sich zahlreiche weitere Belege, die das in den frühen 1770er Jahren erwachte sehnsüchtige Berg-Verlangen dokumentieren. So etwa die Schilderung eines vermutlich 1771 ebenfalls von Straßburg aus unternommenen Ausflugs zu einer Klosteranlage auf dem „Ottilienberg“.<sup>558</sup>

Sich den damaligen Ausblick auf das Elsass vor Augen führend, bemerkt Goethe, man habe am Horizont von dieser Höhe aus Basel und die Schweizer Alpen erahnen können. Diese scheinen ihn bereits aus der Distanz ungemein zu faszinieren, denn weiter heißt es: „[D]as entfernte Blau der Schweizergebirge übte auch hier sein Recht über uns aus, indem es uns zu sich forderte, und, da wir nicht diesem Triebe folgen konnten, ein schmerzliches Gefühl zurückließ.“<sup>559</sup>

### 3.4.2 Goethe als Reiseflüchtling: Die erste Reise in die Schweiz

Die Gelegenheit, diesem „Triebe“ tatsächlich zu folgen, ergibt sich für Goethe erst vier Jahre später. Im Frühsommer 1775 erhält er das Angebot, in Begleitung der Grafen-Brüder Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg in die Schweiz zu reisen. Der Zeitpunkt scheint treffender nicht sein zu können. Seit dem aufwühlenden *Werther*-Erfolg hatte Goethe vermehrt den Druck allzu hoher Erwartungen zu spüren bekommen. Zudem hatte er sich an Ostern mit Lili Schönemann verlobt, allerdings schnell feststellen müssen, dass sich ein Zugang zu den merkantilen Frankfurter Kreisen, in denen die Bankiersfamilie verkehrte, nicht ohne Weiteres finden ließ und die Schönemanns seiner Verbindung zu ihrer Tochter keineswegs wohlwollend gegenüberstanden.<sup>560</sup> Rückblickend schreibt er:

---

<sup>558</sup> HA. Bd. 9. S. 497. – Gemeint ist der Odilienberg am östlichen Saum der Vogesen.

<sup>559</sup> Ebd. S. 497f.

<sup>560</sup> Barbara Schnyder-Seidel weist darauf hin, dass es für das Verlöbnis keine stichhaltigen Beweise gegeben hat und die später geschilderte Szenerie in Goethes Autobiografie vermutlich mehr Dichtung denn Wahrheit gewesen sein dürfte. Ein Brief von Heinrich Gottfried von Bretschneider an Christoph Friedrich Nicolai vom 5. Februar 1776 könnte zudem belegen, dass Goethe zwar sehr wohl um die Hand von Lili angehalten hat, von deren Mutter aber harsch abgewiesen wurde. In den betreffenden Zeilen ist zu lesen: „Ein Umstand [...] der ihn bewogen haben soll, eine Zeitlang sich zu entfernen, ist dieser: Es ist in Frankfurt eine reiche Bankierswitwe Schönemannin, reformierter Religion, die eine artige Tochter hat, mit welcher sich Goethe schon lange führt. Er hielt endlich förmlich um sie an. Die Mutter bat sich Bedenkzeit aus, ließ nach einigen Wochen Goethen zum

In einer Stadt wie Frankfurt befindet man sich in einer wunderlichen Lage; immer sich kreuzende Fremde deuten nach allen Weltgegenden hin und erwecken Reiselust. Früher war ich schon bei manchem Anlaß mobil geworden, und gerade jetzt, im Augenblicke, wo es drauf ankam, einen Versuch zu machen, ob ich Lili entbehren könne, wo eine gewisse peinliche Unruhe mich zu allem bestimmten Geschäft unfähig machte, war mir die Aufforderung der Stolberge, sie nach der Schweiz zu begleiten, willkommen. Begünstigt durch das Zureden meines Vaters, welcher eine Reise in jener Richtung sehr gerne sah, und mir empfahl, einen Übergang nach Italien, wie es sich fügen und schicken wollte, nicht zu versäumen, entschloß ich mich daher schnell, und es war bald gepackt.<sup>561</sup>

Er sei sich selbst „fatal“,<sup>562</sup> heißt es in einem Brief vom 15. April an Augusta zu Stolberg, die jüngere Schwester der Grafen. Er meine, im Papier seiner Briefe an sie müssten sich gleichsam „alle Falten des Gesichts“<sup>563</sup> abdrücken. Und Henriette von Knebel lässt er am 3. Mai wissen, er „lebe wie immer in Strudeln, und Unmäßigkeit des Vergnügens und Schmerzens.“<sup>564</sup> Obwohl sein Freund Merck ihm offenbar von einer Reise mit den Stolbergs abrät, er selbst sich der „damaligen Verrücktheiten“<sup>565</sup> der beiden ebenfalls bewusst zu sein scheint und „eine gewisse Differenz in Gesinnung und Betragen“<sup>566</sup> nicht zu leugnen ist, kann sein Entschluss, ihr Angebot anzunehmen, angesichts seiner persönlichen Umstände wohl kaum verwundern.

Essen bitten und deklarierte in einer großen Gesellschaft Goethes Ansuchen mit der Antwort, daß sich die Heirat wegen der Verschiedenheit der Religion nicht wohl schicke. Eine Grobheit, die Goethe freilich sehr übelnehmen mußte [...].“ (*Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen*. Zusammengestellt von Wilhelm Bode. Bd. 1. Neu herausgegeben von Regine Otto und Paul-Gerhard Wenzlaff. 2. Auflage. Berlin und Weimar: Aufbau 1982. S. 161) Dieses von Bretschneider überlieferte Vorkommnis im Hause Schönemann könnte Goethes ein Jahr später, am 10. April 1776 verfasste Zeilen an Johanna Fahlmer erklären, in denen es heißt: „Von Lili nichts mehr, sie ist abgethan, ich hasse das Volck lang im tiefsten Grunde. [...] Hol sie der Teufel. Das arme Geschöpf bedaur ich dass sie unter so einer Race gebohren ist.“ (WA. Bd. 96. S. 50) Es darf also vermutet werden, dass der eigentliche Grund für Goethes Distanzierung von Lili und den eiligen Aufbruch in die Schweiz diese öffentliche Bloßstellung im Hause Schönemann gewesen sein könnte (vgl. Barbara Schneyder-Seidel: *Goethe in der Schweiz; anders zu lesen. Von der Wahrheit in der Dichtung letztem Teil*. Bern und Stuttgart: Francke 1989. S. 19–23). Auch wenn die entsprechenden Zeilen in *Dichtung und Wahrheit* den Leser dies glauben machen möchten (HA. Bd. 10. S. 150), erscheint es vor diesem Hintergrund eher abwegig, den später vom Gotthard aus unternommenen Aufbruch Richtung Heimat mit dem Wunsch der schnellen Rückkehr zu Lili zu erklären.

<sup>561</sup> HA. Bd. 10. S. 127.

<sup>562</sup> WA. Bd. 95 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 2. Bd.: Frankfurt – Wetzlar – Schweiz. 1771–1775). S. 260.

<sup>563</sup> Ebd.

<sup>564</sup> Ebd. S. 261.

<sup>565</sup> HA. Bd. 10. S. 129.

<sup>566</sup> Ebd.

Adolf Muschg bezeichnet den Aufbruch in seinem 2004 erschienenen Essay *Von einem, der auszog, leben zu lernen. Goethes Reisen in die Schweiz* entsprechend als „Flucht“,<sup>567</sup> auf der es in der Hauptsache darum gegangen sei, Grenzerfahrungen bewusst zu provozieren und aus deren Gewaltigung<sup>568</sup> neue Stärke zu ziehen. Thomas Höhle sieht das Reiseerlebnis als wesentlichen „Teil des Werdens der Persönlichkeit“<sup>569</sup> und Norbert Haas spricht diesbezüglich von einer „Erschütterung der Ichgewißheit“<sup>570</sup> und davon, „die Fiktion des Ich an einem Extrem von Welt zu prüfen [...]“.<sup>571</sup>

<sup>567</sup> Muschg 2004. S. 23; vgl. Peter J. Brenner: *Von der Bewegung zur Beharrung. Goethes Reisen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz*. In: Goethe-Jahrbuch 120 (2003). S. 167–181, hier S. 168; vgl. Buck 2008. S. 58; vgl. Wolfgang Hecht: *Goethe als Zeichner*. Hrsg. im Auftrage der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. München: Beck 1982. S. 18; vgl. Petra Maisak: „ein Paar Blicke in die freye Welt!“ *Zu Goethes Reise-Zeichnungen*. In: Goethe-Jahrbuch 120 (2003). S. 123–143, hier S. 125. – Goethe selbst hatte am Tag seines Aufbruchs aus Frankfurt in seinem neu begonnenen Reisetagebuch von „Flucht“ gesprochen (vgl. WA. Bd. 78 (III. Abt.: Goethes Tagebücher. 1. Bd.: 1775–1787). S. 8).

<sup>568</sup> Vgl. Muschg 2004. S. 18. – Unter Gewaltigung versteht man eine aus dem Bergbau stammende Sammelbezeichnung für verschiedene Methoden, einen durch Geröll, eingeströmtes Wasser oder einen Grubenbrand verschütteten Stollen wieder zugänglich zu machen. Goethe dürfte der Terminus spätestens seit den Plänen zu seinem Ilmenauer Bergbauprojekt geläufig gewesen sein, auf das noch näher einzugehen wird. Er hat ihn in der Folge vereinzelt synonym für den Begriff Bewältigung benutzt. Nachweise in Goethes Werk: *Die Wahlverwandtschaften*. Erster Teil. 13. Kapitel: „Er [...] schlief endlich ein und erwachte nicht eher wieder, als bis die Sonne mit herrlichem Blick heraufstieg und die frühesten Nebel gewältigte.“ (HA. Bd. 6. S. 327); *Geschichte der Farbenlehre*. 18. Jahrhundert: „[...] daher war die höhere Mathematik ihm [Isaac Newton] als das eigentliche Organ gegeben, durch das er seine innere Welt aufzubauen und die äußere zu gewältigen suchte.“ (HA. Bd. 14. S. 171); *Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen. Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort*: „die grenzenlose Bemühung dieses schrecklichste aller Ereignisse [die Französische Revolution] in seinen Ursachen und Folgen dichterisch zu gewältigen.“ (HA. Bd. 13. S. 39). Siehe dazu auch Paul Fischer: *Goethe-Wortschatz. Ein sprachgeschichtliches Wörterbuch zu Goethes sämtlichen Werken*. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1929. Leipzig: Zentralantiquariat der Deutschen Demokratischen Republik 1968. S. 292.

<sup>569</sup> Thomas Höhle: *Möglichkeiten der Reisebeschreibung am Beispiel einiger ausgewählter Reisebücher über die Schweiz im 18. Jahrhundert*. In: *Sehen und Beschreiben. Europäische Reisen im frühen 18. Jahrhundert*. Hrsg. v. Wolfgang Griep. Heide: Boyens & Co 1991 (= Eutiner Forschungen 1). S. 107–114, hier S. 112.

<sup>570</sup> Norbert Haas: *Sehen und Beschreiben. Zu Goethes zweiter Schweizreise*. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. v. Wolfgang Griep u. Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. 1–13, hier S. 6; vgl. Brenner 2003. S. 168; vgl. Schneyder-Seidel 1989. S. 95.

<sup>571</sup> Haas 1983. S. 7; vgl. Peter Boerner: *Man reist ja nicht, um anzukommen, oder: Goethe als Reisender und Bleibender*. In: *Europäische Reisen im Zeitalter der Aufklärung*. Hrsg. von Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1992 (= Neue Bremer Beiträge 7). S. 86–92, hier S. 88; vgl. Hellmut Schliephake: *Goethes Harzreisen. Mit einem Vorwort versehen und herausgegeben von Manfred Wenzel*. Wetzlar: Wetzlarer Goethe-Gesellschaft e.V. 1998 (Jahresausgabe 1998 der Wetzlarer Goethe-Gesellschaft e.V.). S. 9; vgl. Smuda 1986. S. 52.

Goethe mag sich gefühlt haben, wie der junge Herder, als dieser im Bericht zu seiner Reise von 1769 bemerkt hatte, er habe reisen *müssen*, „so schleunig, übertäubend, und fast abentheuerlich reisen, als [er] konnte.“<sup>572</sup> Mit eindeutigen Verweis auf dessen Überfahrt heißt es denn auch in einem unmittelbar vor Beginn der Schweizreise an Herder gerichteten Brief:

Mir geht's wie dir lieber Bruder. [...] Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fulse in wahren Leid' und Freud der Erde wähnt ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus in's Meer geworfen.<sup>573</sup>

Er empfinde sich, so heißt es dort weiter, „als eingeschränktes bedürftiges Ding“ und „tanze auf dem Drate.“<sup>574</sup> Herders *Journal* ist zu diesem Zeitpunkt noch unveröffentlicht, es wird erst postum erscheinen, kann Goethe also nicht in gedruckter Form vorgelegen haben. Die Idee der Geworfenheit, des angesichts der Weite des Meeres auf sich selbst zurückgeworfenen Subjekts aber ist Denkmuster Herders. „Ein großer Theil unsrer Lebensbegebenheiten hängt wirklich vom Wurf von Zufällen ab“,<sup>575</sup> wird später zu Beginn des *Journals* zu lesen sein. Es ist anzunehmen, dass Goethe diese Ansätze aus Erzählungen in der Straßburger Zeit bekannt gewesen sind und er sich das Vokabular bezüglich seiner eigenen Situation zu eigen machte. So wird es in einem die Überfahrt von Neapel nach Palermo kommentierenden und damit zugleich Goethes erste Erfahrung einer Schiffsreise dokumentierenden Eintrag der *Italienischen Reise*, der auf den 3. April 1787 datiert, später sogar heißen: „Hat man sich nicht ringsum vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältnis zur Welt.“<sup>576</sup>

Über diese Parallele zu Herder hinaus ist der Leser vermutlich geneigt, sich durch Goethes Flucht aus Frankfurt erneut auch an Rousseaus Protagonisten St. Preux erinnert zu fühlen, den es angesichts der unglücklichen, weil vom Adel nicht tolerierten Liebe zu Julie ebenfalls in die Abgeschiedenheit der Bergregionen gezogen hatte. Ob auch Goethe sich dieser Analogie bewusst gewesen ist, kann nicht durch

<sup>572</sup> Herder Bd. 9/2. 1997. S. 11.

<sup>573</sup> WA. Bd. 95. S. 261f.

<sup>574</sup> Ebd. S. 262.

<sup>575</sup> Herder Bd. 9/2. 1997. S. 11.

<sup>576</sup> HA. Bd. 11. S. 230f.

entsprechende Textstellen belegt werden. Sequenzen aus *Dichtung und Wahrheit*, in denen die Rede ist vom „neuen Abälard“,<sup>577</sup> belegen zwar, dass Goethe die *Nouvelle Héloïse* kannte, geben allerdings keinen Aufschluss darüber, wann genau die erste Lektüre erfolgte. In der deutschen Literaturszene war jedoch bereits kurz nach der Veröffentlichung des Briefromans eine rege Diskussion entbrannt, die auch Goethe interessiert verfolgt haben dürfte. Moses Mendelssohn etwa hatte Lessing in der zweiten Mai-Hälfte 1761 wissen lassen, er habe bereits einige Briefe gelesen.<sup>578</sup> Und auch Mendelssohns 166. Literaturbrief, in dem er sich auf Lessings Ansinnen ausnahmsweise über das Gebot der Beschränkung auf ausschließlich deutsche Werke hinwegsetzte, belegt den hohen Bekanntheitsgrad des Romans. Es heißt dort, es handle sich um „ein Werk, das in Paris Aufsehen mach[e], das man sich in Deutschland aus den Händen reiß[e], und wovon man allhier in allen Gesellschaften [spreche]“. <sup>579</sup> Da sich Goethe während seiner Zeit in Straßburg vermutlich auf Initiative Herders mit Rousseau beschäftigt hatte, darf angenommen werden, dass er über die Hintergründe und Umstände der Entstehung des Briefromans – Rousseaus „Unfähigkeit zu einer bürgerlichen Existenz“<sup>580</sup> und seine eigene Flucht aus dem lärmenden Treiben der Metropole Paris in eine ländliche Gegend im Jahre 1756 – ebenfalls im Bilde war. Nicht ohne Grund hat die Forschung später wiederholt Verbindungslinien zwischen Rousseaus Roman und Goethes *Werther* auszuziehen versucht. So ist etwa bereits in einer Abhandlung von 1875 zu lesen, Rousseau habe den Bann gelöst, der über den Gemütern gelegen habe und das Lesepublikum so auf die Lektüre *Werthers* vorbereitet.<sup>581</sup>

---

<sup>577</sup> HA. Bd. 9. S. 188.

<sup>578</sup> Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: *Werke und Briefe in zwölf Bänden*. Hrsg. von Wilfried Barner zusammen mit Klaus Bohnen, Gunter E. Grimm, Helmut Kiesel, Arno Schilson, Jürgen Stenzel und Conrad Wiedemann. Bd. 11/1: *Briefe von und an Lessing 1743–1770*. Hrsg. von Helmut Kiesel unter Mitwirkung von Georg Braungart und Klaus Fischer. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1987. S. 371.

<sup>579</sup> *Briefe, die neueste Litteratur betreffend*. Von Friedrich Nicolai, Gotthold Ephraim Lessing, Moses Mendelssohn [u.a.]. Geschrieben in den Jahren 1759 bis 1763. Vier und zwanzig Theile nebst doppelten Registern. Zehnter Theil. Berlin: Nicolai 1763. S. 256 (166. Brief).

<sup>580</sup> Stierle 1980. S. 166.

<sup>581</sup> Vgl. Kortländer 1977. S. 39; vgl. Link-Heer 1986. S. 128; vgl. Schmidt 1875. S. 115.

Das Land, in das es den „Reiseflüchtling“<sup>582</sup> Goethe zieht, übt zur damaligen Zeit einen ungemein großen Reiz aus, avanciert zum regelrechten „Pilgerziel der intellektuellen Jugend“.<sup>583</sup> Diese besondere Anziehungskraft schöpft sich aus der weltbürgerlichen Offenheit und dem innerhalb des Staatenverbundes allseits herrschenden friedlichen Kosmopolitismus. Adolf Muschg beschreibt die Schweiz des 18. Jahrhunderts dementsprechend als „Herzland des gebildeten Europa [...], ein vom Heimweh [...] aller empfindsamen Kosmopoliten besetzter Boden für heilbringende Phantasien, für philanthropische, lebensreformerische und menscheitpädagogische Musterhaftigkeit.“<sup>584</sup>

Darüber hinaus besticht die Schweiz durch ihre einzigartige Naturschönheit, an der sich der erst durch Rousseaus *Nouvelle Héloïse* endgültig etablierte Sinn zu einer ästhetischen Wahrnehmung von Natur ungehemmt erproben kann. Sich vor einer solch exponierten Kulisse in besonderem Maße auch der eigenen Existenz wieder vollkommen neu bewusst zu werden und die möglicherweise verloren gegangene lebensweltliche Balance wieder herzustellen, dürfte auch Goethes Hoffnung gewesen sein.

Wolfgang Hecht konstatiert in diesem Zusammenhang, Goethe habe „die unmittelbare Begegnung mit der elementaren Natur als dem radikalen Gegensatz zur gesellschaftlichen Wirklichkeit Frankfurts“<sup>585</sup> gebraucht. In einer seiner *Maximen und Reflexionen* ist demgemäß zu lesen: „Es ist ein angenehmes Geschäft, die Natur zugleich und sich selbst zu erforschen, weder ihr noch seinem Geiste Gewalt anzutun, sondern beide durch gelinden Wechseleinfluß miteinander ins Gleichgewicht zu setzen.“<sup>586</sup>

<sup>582</sup> Muschg 2004. S. 54; vgl. Buck 2008. S. 15. – Adolf Muschg setzt den Vorgang des Reisens in einen psychologischen Kontext und erläutert, die (Schweiz-)Reisenden des 18. Jahrhunderts seien „einem doppelten, nur scheinbar widersprüchlichen Impuls“ gefolgt: „sie wollten alle Fesseln sprengen, und sie suchten die Grenze einer tragfähigen Identität.“ (Muschg 2004. S. 24) Es scheint der intellektuellen Jugend also vor allem darum gegangen zu sein, die sich vor ihnen auftürmenden lebensweltlichen Grenzen zu überwinden, sich zugleich aber mit neuerlichen, wenn auch anders gearteten Grenzen zu konfrontieren, „Zuflucht zu suchen vor der Hauptfrage, die einen flüchtig gemacht hatte: Wer bin ich?“ (Muschg 2004. S. 24).

<sup>583</sup> Muschg 2004. S. 22; vgl. Hentschel 2010. S. 15; vgl. Schneyder-Seidel 1989. S. 88.

<sup>584</sup> Muschg 2004. S. 22; vgl. Hentschel 2002. S. 1f.; vgl. Höhle 1991. S. 107; vgl. Löscheburg 1997. S. 113; vgl. Nikolaus Lohse: *Die Begehung der Grenze. Goethes Selbstinterpretation der Schweizreise von 1779*. In: Goethe-Jahrbuch 117 (2002). S. 78–91, hier S. 79.

<sup>585</sup> Hecht 1982. S. 18.

<sup>586</sup> HA. Bd. 12. S. 399 (*Maximen und Reflexionen 248*); vgl. Löscheburg 1997. S. 115.

Und so bricht Goethe gemeinsam mit den Stolbergs sowie Kurt von Haugwitz am 14. Mai 1775 von Frankfurt aus auf. Eine knappe, aber grundlegende Skizzierung dieser ersten Reise in die Schweiz scheint an dieser Stelle vor allem deshalb unumgänglich, da die entsprechenden Textabschnitte im 18. Buch von *Dichtung und Wahrheit* einige beeindruckende Gipfel-Schilderungen liefern, die nicht nur rückverweisen auf die Goethe bekannte literarische Tradition von Gesner über Brockes bis Rousseau, sondern auch über sich hinausweisen auf die im weiteren Verlauf der Arbeit noch näher zu beleuchtenden zentralen Gipfel-Szenen im *Faust II*.

Von Darmstadt aus geht es in Begleitung von Merck zunächst weiter nach Mannheim, dann nach Heidelberg. Nach einem kurzen Aufenthalt in Karlsruhe und einem dortigen Zusammentreffen mit Friedrich Gottlieb Klopstock, erreicht die Gruppe am 23. Mai Straßburg, von wo aus Goethe in einem Brief an die Freundin Johanna Fahlmer deutlich auf die erhoffte Wende in seinem Leben hinweist, indem er bemerkt, in dieser ihm vertrauten Gegend vereine sich „[d]as Vergangene und die Zukunft“.<sup>587</sup>

Fünf Tage später trennt sich Goethe kurzzeitig von seinen Weggefährten, um seiner Schwester Cornelia in Emmendingen einen Besuch abzustatten, die ihm die Verhältnisse der Schönemanns noch einmal deutlich vor Augen führt und ihm „aufs ernsteste eine Trennung von Lili“<sup>588</sup> empfiehlt. Ebenfalls an Johanna Fahlmer schreibt er von dort aus, er sei viel an der Luft und komme zu sich. Dennoch fühle er, „der Hauptzweck [s]einer Reise“<sup>589</sup> sei noch nicht erfüllt. Aber er richte – so bekundet er am 7. Juni von Schaffhausen aus – bereits „ein Paar Blicke in die freye Welt!“<sup>590</sup>

Über mehrere weitere Zwischenstationen am 9. Juni in Zürich angekommen, zieht es Goethe sogleich zu Johann Caspar Lavater, um mit ihm über dessen bereits zum Teil erschienene Abhandlung über die Physiognomik zu diskutieren.<sup>591</sup> Seit ihrer ersten

---

<sup>587</sup> WA. Bd. 95. S. 264.

<sup>588</sup> HA. Bd. 10. S. 134; vgl. Buck 2008. S. 68.

<sup>589</sup> WA. Bd. 95. S. 266.

<sup>590</sup> Ebd. S. 267. – Vgl. zu Goethes Wunsch nach freien Blicken in die Welt auch: Maisak 2003. S. 123–143.

<sup>591</sup> Robert Eduard Prutz hatte in seiner Abhandlung *Ueber Reisen und Reiseliteratur der Deutschen* bereits auf Lavaters *Physiognomik* und die damit in unmittelbarer Verbindung stehende Reisewelle in die Schweiz hingewiesen (vgl. Prutz 1847. S. 239).

Begegnung auf einer Reise an den Niederrhein ein Jahr zuvor, „hatte sich das Interesse an ihm und seinen [...] Studien sehr lebhaft gesteigert [...]“. <sup>592</sup>

Auf Lavaters Initiative folgt ein Besuch bei dessen einstigem Lehrer Johann Jakob Bodmer. Die Anmerkungen über den dortigen Aufenthalt und den sich Goethe von Bodmers Wohnhaus bietenden Blick über die Schweizer Landschaft werden dem aufmerksamen Leser bekannt vorkommen. Dort heißt es, die „Fernsicht“ habe ein „Wohlbehagen der Augen“ ausgelöst und man habe am Horizont bereits „die blaue Reihe der höheren Gebirgrücken“ erahnen können, „deren Gipfel [...] man [...] mit größter Sehnsucht zu schauen hatte.“ <sup>593</sup> Gemeint sind die bei gutem Wetter von Zürich aus sichtbaren Gebirgszüge der Glarner und Berner Alpen, deren Anblick bei Goethe einen bleibenden Eindruck hinterlassen zu haben scheint.

Erklärt er in der Rückschau über den Abschied aus dem Hause Bodmer, es habe „schon in [ihren] Geistern die Sehnsucht nach jenen blauen Gebirgshöhen die Überhand gewonnen“, <sup>594</sup> fühlt sich der Leser vermutlich erneut unweigerlich erinnert an jene, den Blick vom elsässischen Odilienberg beschreibende Zeilen, in denen ebenfalls die Rede gewesen war von dem in der Ferne aufblitzenden „Blau der Schweizergebirge“. <sup>595</sup> Während Goethe dort jedoch nur fast beiläufig auf „ein schmerzliches Gefühl“ <sup>596</sup> hingewiesen hatte, taucht der Terminus ‚Sehnsucht‘ nun wiederholt auf. Diese scheint sich also in den vergangenen Jahren gesteigert zu haben.

Zwar unternimmt Goethe am 15. Juni mit den Stolbergs noch eine Fahrt über den Zürichsee und eine Wanderung ins Kloster Maria Einsiedeln, trennt sich jedoch am darauf folgenden Tag offenbar von den Grafen, um mit seinem Jugendfreund, dem seit 1774 bei Lavater in Diensten stehenden Jakob Ludwig Passavant, zur Alpenwanderung aufzubrechen. <sup>597</sup> Noch am selben Tag überqueren die beiden den

<sup>592</sup> HA. Bd. 10. S. 137; vgl. Wolfgang Binder: *Das Ungeheure und das Geordnete. Die Schweiz in Goethes Werk*. Zürich/München: Artemis 1979. S. 13; vgl. Buck 2008. S. 68; vgl. Muschg 2004. S. 25.

<sup>593</sup> HA. Bd. 10. S. 138.

<sup>594</sup> Ebd.

<sup>595</sup> HA. Bd. 9. S. 497; vgl. Fuchs 1973. S. 6.

<sup>596</sup> HA. Bd. 9. S. 498.

<sup>597</sup> Anhand der späteren Aufzeichnungen ließe sich mutmaßen, Lavaters Gesellschaft habe Goethe erkennen lassen, dass Mercks Einschätzung der Stolbergs zutreffend gewesen war und sie ihm mit ihrem „jugendlich gräflichen Übermut“ (HA. Bd. 10. S. 137) als Reisebegleiter wenig taugten. Festzuhalten ist an dieser Stelle jedoch, dass auch bezüglich der vermeintlichen Differenzen mit den Grafen und einer Distanzierung von ihnen in Goethes Dichtung erhebliche Ungereimtheiten

Gebirgspass zwischen dem Kleinen und dem Großen Mythen nach Schwyz. Anhand der Aufzeichnungen in seinem Reisetagebuch rekapituliert Goethe während der späteren Niederschrift in *Dichtung und Wahrheit* den „beschwerlichen Weg [...] wilde, steinige Höhen mußten überstiegen werden und zwar in vollkommener Einsamkeit und Öde.“<sup>598</sup> Erste schematische Entwürfe zum 18. Buch datieren auf den 25. Oktober 1821.<sup>599</sup>

In den darauf folgenden Jahren wird Goethe die Arbeit an seinem *Faust II* wieder aufnehmen. So kann es auch nicht verwundern, dass die Schilderungen der Gebirgslandschaft in seiner autobiografischen Schrift deutliche Anklänge an die

---

bestehen, die vor allem mit Blick auf die Reisebriefe der Brüder deutlich werden, in denen diese festhalten, wie herrlich es sei „Goethe zum Freunde, zum vertrauten Freunde schon zu haben“ (Brief von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg an seine Schwester Katharina vom 12. Mai 1775. In: *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen*. Bd. 1. 1982. S. 123). Es mache ihnen „herrliche Freude“ mit Goethe zu reisen und „seit der ersten Stunde“ seien sie „Herzensfreunde“ gewesen (Brief von Christian Graf zu Stolberg an seine Schwester Katharina vom 17. Mai 1775. In: Ebd. S. 124). Von Straßburg aus schreibt Friedrich: „An Goethe haben wir gleich einen herzlichen Freund gefunden.“ (Brief von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg an seine Schwester Katharina vom 31. Mai 1775. In: Ebd. S. 128). Keine Anzeichen also irgendwelcher Zwistigkeiten. Bodmer berichtet am 15. Juni brieflich über das Eintreffen Goethes und der Grafen (Brief von Bodmer an Schinz vom 15. Juni 1775. In: Ebd. S. 129). Und auch hier findet sich kein Hinweis auf den von Goethe nachträglich herausgehoben Unmut über das Verhalten der Stolbergs. Vielmehr schreibt Friedrich fünf Tage später an Katharina, Goethe sei mit einem hiesigen Freund Richtung Gotthard aufgebrochen und: „Wir werden Goethe sehr vermissen.“ (Brief von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg an seine Schwester Katharina vom 20. Juni 1775. In: Ebd. S. 129f.). Als Goethe vom Gotthard zurückkehrt, stattet er den Brüdern in Zürich in Begleitung Lavaters sogar noch einen Besuch ab. Friedrich berichtet, die beiden seien den ganzen Nachmittag bei ihnen gewesen. Und im Hinblick auf die Bindung der Reisegefährten heißt es sogar: „Er macht so sehr eins mit uns aus; wir sind nicht mehr ein Ganzes, wir sind drei Viertel.“ (Brief von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg an seine Schwester Henriette Gräfin von Bernstorff vom 30. Juni 1775. In: Ebd. S. 130). Barbara Schnyder-Seidel zufolge kann der Zeitpunkt, an dem sich Goethe tatsächlich von den Stolbergs trennte sowie der Ablauf der auf diesen 15. Juni unmittelbar folgenden Tage nicht eindeutig rekonstruiert werden. Unter Heranziehung zahlreicher Dokumente (Handschriftensammlungen, Reiseberichte etc.) weist sie stichhaltig auf Ungereimtheiten hin, die von der Forschung weitestgehend unbeachtet geblieben sind. Sie vermutet eine Vermischung der Erinnerungen an die erste Schweizreise mit denen späterer Jahre, besonders der dritten von 1797, und geht davon aus, dass während dieser entstandene Notizen und Beobachtungen in den Bericht der Reise von 1775 eingeflossen sind (vgl. Schnyder-Seidel 1989. S. 32–40). Auch wenn diesem Ansatz in der vorliegenden Arbeit selbstredend nicht in gebotener Umfang nachgegangen werden kann, muss der Hinweis auf ein hinsichtlich der Berichte aus *Dichtung und Wahrheit* anzunehmendes Authentizitätsdefizit doch ernst genommen und in die interpretierende Deutung einkalkuliert werden.

<sup>598</sup> HA. Bd. 10. S. 143.

<sup>599</sup> Siehe Anmerkungen zu den Schemata und Entwürfen. HA. Bd. 10. S. 656.

Regieanweisungen und Szenenbilder des zweiten Teils der Tragödie enthalten. Dort ist sogar die Rede von „zackigen Felsgipfeln“,<sup>600</sup> die sich in der szenischen Ausgestaltung der Hochgebirgspassage zu Beginn des 4. Aktes wörtlich wiederfinden.

Am 17. Juni erfolgt der Aufstieg auf die Rigi und eine dortige Einkehr im „Ochsen“. In seinem Tagebuch vermerkt Goethe „rings die Herrlichkeit der Welt.“<sup>601</sup> Zwei Tage später führt der Weg weiter zum Vierwaldstättersee und vorbei an zahlreichen Schauplätzen der Tell-Sage. An Charlotte Kestner schreibt der Wanderer: „Ich kann nichts erzählen nichts beschreiben. Vielleicht erzähl ich mehr wenn mirs abwesend ist, wie mirs wohl eh mit lieben Sachen gungen ist.“<sup>602</sup> Er scheint demnach also – auf dieses Phänomen wurde innerhalb der Erläuterungen zu Wackenroders Briefen bereits kurz verwiesen – nicht imstande zu sein, den sich ihm anbietenden Anblick in Worte zu fassen. Erst mit einer gewissen räumlichen wie zeitlichen Distanz wird es ihm gelingen, die fehlenden Worte wiederzufinden.<sup>603</sup> So wird er „die Unerschütterlichen“ – gemeint sind die ihn umgebenden Felswände – rückblickend mit „Kulissen eines Theaters“<sup>604</sup> vergleichen. Diese in der Erinnerung heraufbeschworene Analogie mag sich zum Teil auf den „poetischen Faden“<sup>605</sup> beziehen, den die Legende um den Armbrustschützen Tell in Goethes damaligen Weg hineinwob. Darüber hinaus aber kann sie auch als wesentliches Indiz dafür gedeutet werden, dass die 1775 gewonnenen nachhaltigen Eindrücke der Landschaft ihm bei der späteren Ausarbeitung entsprechender *Faust*-Szenen wieder vor dem inneren Auge erschienen sind.

Nach einem weiteren beschwerlichen Tagesmarsch kehren die Wanderer in Wasen bei einem Wirt ein, der ihnen aus der Gegend stammende Kristalle zum Kauf anbietet. Goethe kommentiert erinnernd, er sei „damals so entfernt von solchen Naturstudien“ gewesen, dass er sich „nicht einmal für den geringen Preis mit diesen Bergerzeugnissen“<sup>606</sup> habe beschweren wollen. Angesichts seiner später stark ausgeprägten Leidenschaft für das Gestein mag diese Äußerung befremden. Sie weist jedoch mehr

<sup>600</sup> HA. Bd. 10. S. 143 und HA. Bd. 3. S. 304.

<sup>601</sup> WA. Bd. 78. S. 6.

<sup>602</sup> WA. Bd. 95. S. 268.

<sup>603</sup> Vgl. Brenner 2003. S. 168; vgl. Haas 1983. S. 6; vgl. Hecht 1982. S. 18.

<sup>604</sup> HA. Bd. 10. S. 145.

<sup>605</sup> Ebd.

<sup>606</sup> Ebd. S. 146.

als deutlich darauf hin, dass es ihm auf dieser ersten Schweizer Reise nicht um die Betrachtung der Natur und das Studium ihrer Phänomene ging, sondern dass er mit der Durchwanderung der Gebirgslandschaft ein gänzlich anderes Ziel verfolgte.

Der eingeschlagene Weg Richtung Teufelsstein und Teufelsbrücke führt die Reisenden an „immer mächtiger und schrecklicher“<sup>607</sup> werdenden Felsen vorbei. Im Tagebuch notiert Goethe, er befinde sich in einer „Öde wie im Thale des Todes“.<sup>608</sup> In dieser Umgebung bricht sich ein Verhaltensmuster Bahn, eine „Richtung“, wie Goethe später in *Dichtung und Wahrheit* bekennen wird,

von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf.<sup>609</sup>

Dieser „Gabe“ gemäß versucht er, die „bedeutenden Ansichten“<sup>610</sup> zeichnerisch auf Papier zu bannen, doch es gelingen ihm nur grobe Umrisse. Zu überwältigend sind scheinbar die auf ihn einströmenden Impressionen.

Tags darauf erreicht die Gruppe schließlich den Gotthardpass. Nach einer ruhigen Nacht im dortigen Hospiz macht sich Goethe am nächsten Morgen allein auf, um die Landschaft auf sich wirken zu lassen. Es bietet sich ihm eine den meisten Menschen der damaligen Zeit vollkommen „ungewohnte Ausdehnung des Panoramas“.<sup>611</sup> Angesichts dieses Fernblicks bricht offenbar eine Sprachlosigkeit über ihn herein, wie er sie bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht erfahren haben dürfte.<sup>612</sup>

---

<sup>607</sup> HA. Bd. 10. S. 145.

<sup>608</sup> WA. Bd. 78. S. 6.

<sup>609</sup> HA. Bd. 9. S. 283.

<sup>610</sup> HA. Bd. 10. S. 146.

<sup>611</sup> Bürgi. 1989. S. 28.

<sup>612</sup> Vgl. Buck 2008. S. 73; vgl. HA. Bd. 10. S. 146; vgl. Hecht 1982. S. 18; vgl. Maisak 2003. S. 129; vgl. Treptow 2001. S. 145.

Andreas Bürgi erläutert, dass sich gerade die Darstellung der Höhepunkte einer Reise häufig als besonders problematisch erwiesen habe. Was Bürgi zunächst hauptsächlich auf den Eindruck der grenzenlosen Weite des Meeres und eine entsprechende Horizonterfahrung bezieht, lässt sich ohne Weiteres auch auf das Gebirge und den sich vom Gipfel aus bietenden Anblick anwenden. Das Dilemma, eine solche vorher nicht gekannte Weite beschreiben zu wollen, für diese Dimensionen aber nicht die passenden Worte zu finden, ist laut Bürgi charakteristisch für zahlreiche Reiseberichte dieser Zeit. Zwar habe sich die Genese einer ästhetischen Naturerfahrung und der Wahrnehmung der Natur als begehbarer Landschaft zu dieser Zeit bereits vollzogen, geschult sei man im Umgang mit den sich nun offenbarenden Ausblicken deshalb aber keineswegs gewesen. Vielmehr habe die visuelle Wahrnehmung allmählich an solche Horizonterfahrungen gewöhnt werden müssen und erst im 19. Jahrhundert seien diese endgültig „in den Bestand der Konventionen des Sehens“<sup>613</sup> aufgenommen worden. So sei zu erklären, dass auch gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Beschreibungen solcher Gipfelblicke noch häufig der Eindruck dominiere, der Natur nicht genügen zu können, ihr nicht gewachsen, ja ihr sogar ausgeliefert zu sein.<sup>614</sup>

Goethe greift wie schon am Tag zuvor erneut zu Papier und Stift und sucht das Fehlen der Worte zeichnerisch zu überbrücken.

Früh aufgestanden, befand ich mich bald zwar unter freiem Himmel, jedoch in engen, von hohen Gebirgskuppen umschlossenen Räumen. Ich hatte mich an den Fußpfad, der nach Italien hinunterging, niedergelassen und zeichnete, nach Art der Dilettanten, was nicht zu zeichnen war und was noch weniger ein Bild geben konnte: die nächsten Gebirgskuppen, deren Seiten der herabschmelzende Schnee mit weißen Furchen und schwarzen Rücken sehen ließ; indessen ist mir durch diese fruchtlose Bemühung jenes Bild im Gedächtnis unauslöschlich geblieben.<sup>615</sup>

Obgleich er sich selbst – wie knapp zwanzig Jahre zuvor auch Wackenroder in seinem Brief an die Eltern – des Dilettantismus bezichtigt und sein Bemühen als fruchtlos abtut, weiß doch die an diesem Morgen entstandene Zeichnung mit dem beredten

---

<sup>613</sup> Bürgi 1989. S. 40f.

<sup>614</sup> Vgl. ebd. S. 29–31.

<sup>615</sup> HA. Bd. 10. S. 149.

Titel *Scheideblick nach Italien vom Gotthard*<sup>616</sup> die sich ihm gebotene Aussicht bis heute eindrucksvoll zu bezeugen.

Wie bereits angemerkt, hatte Goethes Vater ihm im Vorfeld „einen Übergang nach Italien“<sup>617</sup> angeraten. Dieser hätte durchaus der Mode der damaligen Zeit entsprochen, denn Schweizreisende suchten ihren Horizont in der Regel tatsächlich in Richtung Italien zu erweitern. Goethe jedoch scheint diesem Reiz 1775 noch nicht zu erliegen. Für ihn stehen die Durchwanderung des Gebirgsmassivs und die Besteigung des Gotthard im Vordergrund. So nimmt er den sich ihm eröffnenden Scheideblick nach Italien zwar durchaus als bedeutsam wahr, überschreitet die Grenze aber bewusst nicht.<sup>618</sup> Andreas Bürgi erläutert in seiner Studie, der Horizont und mit ihm die Grenze der Wahrnehmung werde durch einen „Akt des Setzens“ willentlich erzeugt und das Subjekt vollziehe ihn, „um die verlorene Mitte wiederzugewinnen.“<sup>619</sup> Diese These scheint in bestechender Weise auf Goethe und seine damalige Situation zuzutreffen. In den *Annalen*, an denen er seit 1815 mit Unterbrechungen arbeitet und die 1830 schließlich als Band 31 und 32 der Ausgabe letzter Hand unter dem Titel *Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse* erschienen, heißt es in einem die

---

<sup>616</sup> Graphitzeichnung mit partieller Tuschlavierung; Abmessungen: 343 x 432 mm; Titel und Datierung: „Scheide Blick nach Italien vom Gotthard d. 22. Juni 1775“ (eigenh.); Standort: Goethe-Nationalmuseum zu Weimar (Inv. Nr. GGz/0094). – Hans Jürgen Scheuer, der ausdrücklich auf die „Verschränkung und wechselseitige[...] Interferenz“ von Bild und Text bei Goethe aufmerksam macht, schlägt bzgl. dieser Zeichnung vor, der ursprünglichen Schreibweise gemäß „den Blick als den Vorgang des Scheidens zu entdecken [...]“ (Hans Jürgen Scheuer: *Manier und Urphänomen. Lektüren zur Relation von Erkenntnis und Darstellung in Goethes Poetologie der „geprägten Form“*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1996. S. 57). – Barbara Schnyder-Seidel weist darauf hin, dass einige der auf dieser ersten Schweizer Reise entstandenen Zeichnungen vermutlich nicht an Ort und Stelle, sondern erst rückwirkend beschriftet bzw. lokalisiert und datiert wurden (vgl. Schnyder-Seidel 1989. S. 46–69).

<sup>617</sup> HA. Bd. 10. S. 127.

<sup>618</sup> Seinen Begleiter Passavant stilisiert Goethe rückblickend in *Dichtung und Wahrheit* zur Kunstfigur, zum „Versucher“, der den zeichnend am Wegrand sitzenden Freund nach Italien zu locken versucht. Auch wenn Passavant einem Übergang nach Italien vermutlich wirklich nicht abgeneigt ist und seine Enttäuschung über Goethes Absage daher nicht erst in der späteren Niederschrift hinzugefügt werden muss, bleibt die Authentizität der gesamten Szene hier doch mehr als fraglich. Vielmehr erinnert sie in ihrer Anlage an die Versuchung innerhalb der Hochgebirgsszenerie im *Faust II*, an der Goethe bekanntlich in den Jahren arbeitet, in denen auch die ersten Entwürfe zum vierten Teil von *Dichtung und Wahrheit* entstehen (vgl. Schnyder-Seidel 1989. S. 71–87).

<sup>619</sup> Bürgi 1989. S. 41; vgl. Haas 1983. S. 3, 5; vgl. Muschg 2004. S. 27. – Das Phänomen, sich angesichts gewaltiger Naturphänomene auf das eigene Selbst rückzubesinnen, war seit Petrarca literarhistorisch bekannt, dürfte Goethe aber wohl vor allem im Hinblick auf Herders Reise präsent gewesen sein.

Jahre 1769 bis 1775 zusammenfassenden Abschnitt, den Goethe mit dem Titel „Fernere Einsichten ins Leben“ versieht, diese erste Schweizreise habe ihm „mannigfaltigen Blick in die Welt“<sup>620</sup> eröffnet. Obgleich sich diese Anmerkung auf die gesamte Reise bezieht, dürfte er bei der Niederschrift wohl vor allem den Blick vom Gotthard vor Augen gehabt und sich an das morgendliche Gipfelerlebnis erinnert gefühlt haben, das ihn offenbar nicht nur zur Ruhe kommen ließ, sondern ihm an einem zentralen Wendepunkt seines Lebens neue Perspektiven eröffnete.

Somit kann dem Blick vom Gipfel auf die Welt in diesem Zusammenhang eine ähnliche Wirkung zugeschrieben werden wie dem in die Weite des Meeres, den Herder erlebt und der ihn zur Planung zahlreicher Vorhaben inspiriert hatte. Er scheint das Gefühl des Zurückgeworfen-Seins auf das Selbst angesichts der als erhaben, ja überlegen empfundenen Natur zu implizieren. Manfred Smuda erläutert dazu:

Wir fühlen uns vom offenen Horizont des Meeres in die Weite gezogen und vom steil aufragenden Berg überwältigt. Im Fernblick, ob vom Gipfel des Berges oder am Meer, setzt die Natur unsere wahrnehmende Orientierung in ihr als Umgebung weitgehend außer Kraft, ihre Proportionen entziehen sich unserem Zugriff.<sup>621</sup>

Für Goethe wird sich das Schema der Reiseflucht und der bewusst initiierten Gipfel-Erfahrung zum Zweck der Umorientierung und Neustrukturierung der eigenen Lebensrealität in den folgenden Jahrzehnten etablieren.<sup>622</sup>

### 3.4.3 „Freuden Tränen“ auf dem Brocken: Krisenbewältigung am Rande des Abgrunds

Als wesentlicher Beleg für die in den vorangegangenen Kapiteln geschilderte Entwicklung ist auch die Harzreise im Winter 1777 zu betrachten. Goethe hatte sich nur wenige Wochen nach seiner Rückkehr aus der Schweiz endgültig von Lili Schönemann

<sup>620</sup> HA. Bd. 10. S. 430.

<sup>621</sup> Smuda 1986. S. 51.

<sup>622</sup> Vgl. Boerner 1992. S. 88; vgl. Brenner 2003. S. 168; vgl. Reed 2000. S. 61f. – Sigrid Damm definiert das Reisen für den „lebenslang reisehungrige[n], wanderbegierige[n] Goethe“ gar als ein „unabdingbarer Teil seiner Kreativität“, als „vertraute[...] und geliebte[...] Existenzform“ (Sigrid Damm: *Goethes letzte Reise*. Frankfurt am Main: Insel 2007. S. 7).

losgesagt, Frankfurt verlassen und eine Stellung am Weimarer Hof angetreten, war dort zunächst in erster Linie für die Erziehung des jungen Herzogs Carl August verantwortlich gewesen, bereits ein Jahr später aber ins herzogliche Konsilium aufgenommen worden. Trotz oder gerade aufgrund der damit einhergehenden sprunghaften Vermehrung seiner Amtspflichten war es ihm in den ersten beiden Jahren nicht gelungen, sich politisch eindeutig zu positionieren und seinem Tätigkeitsbereich eine für ihn befriedigende Richtung zu geben.

So nimmt 1777 der Plan zu einem Projekt konkretere Gestalt an, von dem er sich nicht nur eine Modernisierung des Herzogtums, sondern vor allem auch eine Legitimierung seiner Stellung am Hofe verspricht: die Erschließung neuer Erzvorkommen in der Grube Ilmenau.<sup>623</sup> Da Goethe ohnehin seit längerer Zeit „eine Reise auf den Harz“ beabsichtigt, sieht er nun eine gute Gelegenheit, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und schmiedet „einen wundersamen geheimen Reiseplan“,<sup>624</sup> um sich „durch unmittelbares Anschauen“<sup>625</sup> einen Eindruck vom Bergwerk zu verschaffen. Zudem plant er, einen Abstecher nach Wernigerode zu unternehmen, um den dort ansässigen Theologen Friedrich Victor Lebrecht Plessing inkognito<sup>626</sup> zu besuchen und den unter Depressionen leidenden jungen Mann „vor dem Absturz ins

---

<sup>623</sup> Vgl. Buck 2008. S. 109; vgl. Denecke 1980. S. 14f., 23; vgl. *Goethe. Eine psychoanalytische Studie 1775–1786*. Von Kurt R. Eissler. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Peter Fischer. In Verbindung mit Wolfram Mauser und Johannes Cremerius herausgegeben von Rüdiger Scholz. Bd. 1. Basel und Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern 1983. S. 199; vgl. Muschg 2004. S. 37; vgl. Schliephake 1998. S. 7–9; vgl. Albrecht Schöne: *Götterzeichen, Liebeszauber, Satanskult. Neue Einblicke in alte Goethe-Texte*. 2., unveränderte Auflage. München: Beck 1982. S. 34.

<sup>624</sup> HA. Bd. 10. S. 325.

<sup>625</sup> Ebd.

<sup>626</sup> Richard Wrigley erläutert in seinem Aufsatz, der Gebrauch des Inkognito sei in der Reisepraxis des 18. Jahrhunderts ein durchaus gängiges Muster gewesen. Das von ihm definierte „high status-Inkognito“, mit dem sich Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ihre Unerkanntheit zunutze machten, um sich auf ihren Reisen freier und ungezwungener bewegen zu können und nicht auf besonderen Begleitschutz angewiesen zu sein, kann hier auf Goethe bezogen werden (siehe dazu: Richard Wrigley: *Protokollierte Identität. Anmerkungen über das Inkognito in der Reisepraxis und der Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts*. Aus dem Englischen übersetzt von Joachim Rees. In: *Europareisen politisch-sozialer Eliten im 18. Jahrhundert. Theoretische Neuorientierung – kommunikative Praxis – Kultur- und Wissenstransfer*. Hrsg. von Joachim Rees, Winfried Siebers und Hilmar Tilgner. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2002 (= Aufklärung und Europa 6). S. 209–218, hier S. 209). Zu Goethes Verwendung des Inkognito siehe außerdem: Kapitel „Inkognito“. In: Jochen Kornelius Schütze: *Goethe-Reisen*. Wien: Passagen-Verlag 1998. S. 23–29.

Werther-Elend zu bewahren.“<sup>627</sup> Doch es sind nicht nur – wie sich anhand der in späteren Jahren in die *Campagne in Frankreich* eingefügten Passage annehmen ließe – (Amts-)Pflichten, die ihn Ende November zum Aufbruch veranlassen. Bereits am 21. Februar 1777 hatte er in einem Brief an Johanna Fahlmer von einer „verwirrten Einsamkeit“<sup>628</sup> gesprochen, Augusta Gräfin zu Stolberg berichtet er am 17. Juli von einer ihn umfangenden „Unruhe des Lebens“.<sup>629</sup> Ein Grund für diese Empfindungen mag die komplizierte Beziehung zu der sieben Jahre älteren Charlotte von Stein gewesen sein. Zum Aufbruch Ende November bewegt ihn aber vermutlich in erster Linie der bevorstehende Geburtstag seiner Schwester Cornelia, die im Juni nach der Geburt ihres zweiten Kindes verstorben war und deren Verlust Goethe noch immer schmerzt.<sup>630</sup> An seine Mutter schreibt er am 16. November, also nur wenige Tage vor Antritt seiner Reise: „Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel die mich an der Erde hielt abgehauen worden, dass die Äste, von oben, die davon Nahrung hatten auch absterben müssen.“<sup>631</sup>

In einer von beruflicher Unzufriedenheit und privater Sorge geprägten Situation, drängt es ihn also erneut in die Abgeschlossenheit der freien Natur. Diese scheint denn auch sofort die erhoffte Wirkung auf ihn zu haben, sodass er im Tagebuch festhalten kann, er habe unmittelbar nach dem Aufbruch aus Weimar „reine Ruh in der Seele“<sup>632</sup> verspürt.

Bald jedoch muss Goethe feststellen, dass es ihm auch diesmal nicht gelingen soll, die sich ihm anbietenden Eindrücke an die Daheimgebliebenen zu übermitteln oder sie in einem Text, einer Zeichnung zu konservieren. Diese Unfähigkeit, die „bedeutenden Ansichten“<sup>633</sup> festzuhalten, ist ihm bereits von seiner ersten Reise in die

<sup>627</sup> Muschg 2004. S. 37; vgl. Buck 2008. S. 109; vgl. Goethe. *Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 48–50; vgl. Wolfgang Riedel: *Bergbesteigung/Hadesfahrt. Topik und Symbolik der „Harzreise im Winter“*. In: Goethe-Jahrbuch 120 (2003). S. 58–71, hier S. 60; vgl. Schöne 1982. S. 37f.

<sup>628</sup> WA. Bd. 96. S. 137.

<sup>629</sup> Ebd. S. 165.

<sup>630</sup> Vgl. Goethe. *Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. S. 159, 259; vgl. Volker Tzschucke: „*uns erscheinen doch in der Noth unsre Götter*“ – zu Goethes „*Harzreise im Winter*“. In: Goethe-Jahrbuch 121 (2004). S. 106–121, hier S. 117. – Am 16. Juni 1777 erreicht Goethe die Nachricht von Cornelias Ableben. In seinem Tagebuch notiert er: „Dunkler zerrissner Tag“ (WA. Bd. 78. S. 40). An ihrem Geburtstag, dem 7. Dezember, verzeichnet er während der Harzreise nur: „Heimweh.“ (WA. Bd. 78. S. 56).

<sup>631</sup> WA. Bd. 96. S. 186.

<sup>632</sup> WA. Bd. 78. S. 54.

<sup>633</sup> HA. Bd. 10. S. 146.

Schweiz bekannt und dürfte das Gefühl der „reinen Ruh“ zumindest teilweise wieder zerstreut haben. An Charlotte von Stein schreibt er am 2. Dezember: „Ich zeichne wieder den ganzen Tag und werde doch nichts mitbringen, wie gewöhnlich.“<sup>634</sup> Vier Tage später fügt er resigniert hinzu: „Heut wollt ich zeichnen, ein lieblich Fleck, es ging gar nicht. Mir ists ein vor alle mal unbegreiflich, dass ich Stunden habe wo ich so ganz und gar nichts hervorbringe. – –“<sup>635</sup> Am 9. Dezember berichtet er der Freundin in Weimar, er finde „an keinem Orte Ruh“, habe sich „tiefer ins Gebürg gesenckt“ und beabsichtige, am folgenden Tag „in seltsame Gegenden [zu] streifen [...]“.<sup>636</sup> Er spricht gar von einer „freywilligen Entäuserung“.<sup>637</sup> Hingewiesen ist hier auf die geplante Brockenbesteigung, die zu dieser Jahreszeit aufgrund der schlechten Witterungsverhältnisse als nahezu unmöglich gilt, und mit der Goethe wiederum eine bedeutsame Grenz- bzw. Gipfel-Erfahrung herbeizuführen sucht.

Jost Hermand erläutert, es sei Goethe auf dieser Reise in den Harz in der Hauptsache darum gegangen, „das Gefühl der genialischen Einsamkeit, der erreichten Höhe, der Konfrontation mit der Allmacht der Natur herauszustreichen.“<sup>638</sup> Heinrich Henel konstatiert, Goethe habe in seinen Krisenjahren wiederholt zu einer merkwürdigen Methode gegriffen und sich körperlichen Gefahren ausgesetzt, um den Ängsten zu entgehen, die er in seinem Inneren gespürt habe.<sup>639</sup> Und Rolf Denecke ergänzt, der Brocken habe „jene eindringliche Begegnung mit der Natur“ versprochen, „die sich der Dichter in seinem derzeitigen Seelenzustand wünschte und der er unausweichlich bedurfte.“<sup>640</sup>

Es scheint daher nicht verwunderlich, dass Goethe in der *Campagne in Frankreich* vermerkt, er habe dem kranken Plessing „eine rasche gläubige Wendung gegen die

---

<sup>634</sup> WA. Bd. 96. S. 189; vgl. Wolf von Engelhardt: *Goethes Harzreise im Winter 1777*. In: Goethe-Jahrbuch 104 (1987). S. 192–211, hier S. 196.

<sup>635</sup> WA. Bd. 96. S. 192f.

<sup>636</sup> Ebd. S. 196.

<sup>637</sup> Ebd. S. 195.

<sup>638</sup> Hermand 1983. S. 175; vgl. Buck 2008. S. 109; vgl. Denecke 1980. S. 30; vgl. Riedel 2003. S. 60; vgl. Schliephake 1998. S. 9.

<sup>639</sup> Vgl. Heinrich Henel: *Der Wanderer in der Not: Goethes ‚Wanderers Sturmlied‘ und ‚Harzreise im Winter‘*. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 47 (1973). S. 69–94, hier S. 69; vgl. Bernd Leistner: *Spielraum des Poetischen. Goethe, Schiller, Kleist, Heine*. 2. Auflage. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1989. S. 32.

<sup>640</sup> Denecke 1980. S. 26; vgl. Engelhardt 1987. S. 196; vgl. Kaufmann 2010. S. 25; vgl. Riedel 2003. S. 60; vgl. Schöne 1982. S. 32f.

Natur und ihre grenzenlose Mannigfaltigkeit“ angeraten, denn diese sei „das beste Heilmittel“ gegen solch einen „bedauernswürdige[n] Zustand“ und er habe dies an sich und anderen bereits „glücklich erprobt“. <sup>641</sup> Man könne sich, habe er dem jungen Mann erläutert,

aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Teilnahme an der äußern Welt retten und befreien. [...] Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur [...] ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung: wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am besten fahren werde. <sup>642</sup>

<sup>641</sup> HA. Bd. 10. S. 331.

<sup>642</sup> Ebd. S. 331f. – An dieser Stelle sei aufmerksam gemacht auf einen Aufsatz von Marlis Mehra, der sich mit Goethes Altersformel „Offenbares Geheimnis“ befasst und in dem die Autorin explizit den hohen Stellenwert darlegt, den Goethe der Natur zuschrieb. Laut Mehra taucht die Formel insgesamt einundzwanzig Mal auf, zum ersten Mal in einem Brief an Charlotte von Stein am 1. Oktober 1781. Besonders nach 1809 lasse sich der Terminus dann auffallend häufig nachweisen. Es darf jedoch angenommen werden, dass die mit ihm einhergehenden Grundsätze der „richtigen Naturbetrachtung“, nach denen „der Künstler der Natur das Verfahren der schöpferischen Gestaltung ablernen müsse“ (Marlis Mehra: *Goethes Altersformel „Offenbares Geheimnis“: Eine kontextuelle Bedeutungsbestimmung*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 98 (1979). S. 177–201, hier S. 190) bereits auf Goethes Naturerfahrungen in den 1770er Jahren zurückzuführen sind. Sowohl in den Straßburger Jahren als auch während seiner ersten Schweizreise dürfte er die Wirkung der Natur auf den Menschen und demnach auch auf die von ihm geschaffene Kunst begriffen haben. Wolf von Engelhardt, Albrecht Schöne und Sebastian Kaufmann (vgl. Engelhardt 1987. S. 205f.; vgl. Kaufmann 2010. S. 35f.; vgl. Schöne 1982. S. 47f.) datieren die Geburtsstunde des Terminus „Offenbares Geheimnis“ demnach bereits in die Entstehungszeit des Gedichtes *Harzreise im Winter*, in dem sich die Formel (etwa variiert in „Geheimnisvoll-offenbar“ (HA. Bd. 1. S. 52)) auf den beeindruckenden Brocken-Gipfel bezieht. In dem in oben zitierter Textstelle geschilderten Gespräch mit Plessing – wenn es denn tatsächlich so stattgefunden hat, wie Goethe den Leser in *Dichtung und Wahrheit* glauben machen möchte – kommt die auf der Reise gewonnene Erkenntnis des „offenbaren Geheimnisses“ der Natur, also ihrer Wirkung auf den sie erfahrenden Menschen, möglicherweise zum ersten Mal zur Anwendung. Mehra bemerkt in diesem Zusammenhang treffend, die Formel schließe über das Enträtseln von Verborgenem in Natur, Kunst und Dichtung hinaus auch „die versteckte Gesetzmäßigkeit des menschlichen Lebens sowie verborgene, psychologische Wahrheiten des menschlichen Herzens und Bewußtseins ein [...]“ (Mehra 1979. S. 177) Genau dies ist aus Goethes Worten zu entnehmen, wenn er erläutert, man könne sich „aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Teilnahme an der äußern Welt retten und befreien.“ (HA. Bd. 10. S. 331) Nachweisen lässt sich diese Überzeugung ebenfalls anhand des auch von Mehra und Schöne bemühten Gedichtes *Epirrhema* (1820). Obgleich es offenbar in erster Linie Empfehlungen zur richtigen Naturbetrachtung ausspricht, gibt es in dem mehrdeutig zu verstehenden Vers „Denn was innen, das ist außen“ (HA. Bd. 1. S. 358)

Es mag dem Leser nicht schwerfallen, diesen an den jungen Theologen gerichteten Ratschlag auch auf Goethes eigene Situation zu beziehen und sich aufgrund der Formulierungen unweigerlich an das bedeutsame Vogesen-Gipfelerlebnis im Frühsommer 1770 erinnert zu fühlen, bei dem es Goethe angesichts der Betrachtung der Natur von seinem nächtlichen Aussichtspunkt im Gebirge aus so vorgekommen war, als habe er nie zuvor „eine solche Einsamkeit empfunden“.<sup>643</sup>

Und so wagt er am Vormittag des 10. Dezember 1777 trotz zahlreicher Warnungen den riskanten Aufstieg, über den neben seinem bereits unterwegs begonnenen Gedicht *Harzreise im Winter*<sup>644</sup> vor allem die Brocken-Szenerie im ersten Teil der *Faust*-Tragödie Zeugnis ablegt, in der ein ebenfalls orientierungsloser Protagonist auf dem Walpurgis-Gipfel gleichsam mephistophelisch an seine Grenze gebracht werden soll.

---

doch auch Aufschluss darüber, dass Goethe von einer engen Verknüpfung von Natur und menschlicher Empfindung ausging, eine unmittelbare Einwirkung der äußeren Natur auf den inneren Seelenzustand annahm.

<sup>643</sup> HA. Bd. 9. S. 423; vgl. Schliephake 1998. S. 9; vgl. Schöne 1982. S. 41.

<sup>644</sup> HA. Bd. 1. S. 50–52; vgl. HA. Bd. 10. S. 326–328. – Die *Harzreise im Winter* wird in einer Vielzahl von Studien als einer der schwierigsten Texte des Autors bezeichnet, an dem innerhalb der 1980er Jahre eine regelrechte Deutungskontroverse – namentlich zwischen Albrecht Schöne und Jochen Schmidt – entbrannte. Es setzte sich schließlich weitestgehend der Ansatz durch, das Gedicht biografisch zu interpretieren, „als poetische[n] Reflex der seelischen Verfassung Goethes während der Entstehungszeit“ (Kaufmann 2010. S. 25; vgl. Riedel 2003. S. 59; vgl. Jörg Schöner: „Aber [...] wer ist?“ – Die Referenz der Akteure in „Harzreise im Winter“ als Deutungsproblem. In: *Goethe-Gedichte. Zwei- und dreißig Interpretationen*. Hrsg. von Gerhard Sauder. München, Wien: Hanser 1996. S. 89–99, hier S. 89f.; vgl. Tzschucke 2004. S. 108), oder – wie Jochen Schmidt einschränkt – zumindest in Bezugnahme auf ein bestimmtes „biographisches Muster: der Reflexion von Daseinsformen, die mehr als ideelle Abstraktionen sind.“ (Jochen Schmidt: *Goethes Bestimmung der dichterischen Existenz im Übergang zur Klassik: „Harzreise im Winter“*. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 57 (1983). S. 613–635, hier S. 625). Auch Wolf von Engelhardt erläutert, die Interpretation des Gedichts müsse unbedingt mit Bezug auf den konkreten biografischen Rahmen erfolgen, Goethes „existenziell bedeutsame Naturerfahrung“ (Engelhardt 1987. S. 194) habe sich als eigentliches Thema des Gedichts offenbart. Darauf verweist auch Goethe selbst in einer im Dezember 1820 verfassten Erläuterung der *Harzreise im Winter*. Dort heißt es: „Was von meinen Arbeiten durchaus und so auch von den kleineren Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit angeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden [...]. Das Gedicht [...] ist sehr schwer zu entwickeln, weil es sich auf die allerbesonderen Umstände bezieht [...]. In meinen biographischen Versuchen würde jene Epoche eine bedeutende Stelle einnehmen.“ (WA. Bd. 46 (I. Abt.: Goethes Werke. 41. Bd., Abt. 1). S. 329f). Michael Mandelartz sieht in der *Harzreise im Winter* gar die bewusste Umkehrung des petrarkischen Schemas der Wendung nach innen (vgl. Mandelartz 2006. S. 97).

Goethes Begleiter, der Torfhaus-Förster Degen, hatte seinem Wunsch, ihn auf den Gipfel zu führen, zunächst nicht nachkommen wollen, sich dann aber aufgrund einer leichten Verbesserung der Nebelage schließlich doch dazu bereit erklärt. Rückblickend soll er den Aufstieg mit Goethe als ein „Vergnügen, [...] einzig in seiner Art“ bezeichnet haben, „was es wohl auch lange noch [...] bleiben [werde].“<sup>645</sup>

Das Unvermögen, die Eindrücke festzuhalten, zeigt sich auf dem Gipfel in potenziert Form. Im Tagebuch vermerkt Goethe lediglich einige flüchtige Notizen zu dem offenbar berausenden Anblick. Kein Wort über Risiken und Gefahren, stattdessen bloße Begeisterung: „[H]eitrer herrlicher Augenblick, die ganze Welt in Wolken und Nebel und oben alles heiter.“<sup>646</sup> Erst einen Tag später findet er genügend inneren Abstand, um Frau von Stein die Umstände der Besteigung näher zu schildern.<sup>647</sup> Diese Zeilen verdeutlichen nochmals eindrücklich, von welcher enormen Wichtigkeit Goethe die Reise, vor allem die Bezwingung des Gipfels gewesen sein muss.

Es ist schon nicht möglich mit der Lippe zu sagen was mir widerfahren ist wie soll ichs mit dem spizzen Ding hervorbringen. [...] Das Ziel meines Verlangens ist erreicht, es hängt an vielen Fäden, und viele Fäden hingen davon, Sie wissen wie symbolisch mein daseyn ist – – [...] Ich will Ihnen entdecken (sagen Sies niemand) dass meine Reise auf den Harz war, dass ich wünschte den Brocken zu besteigen, und nun liebste bin ich heut oben gewesen, ganz natürlich, ob mir's schon seit 8 Tagen alle Menschen als unmöglich versichern.<sup>648</sup>

Er habe sogar „Freuden Tränen“<sup>649</sup> vergossen, heißt es weiterhin. Welche Gründe auch immer Goethe also in der nachträglichen Aufarbeitung dieser Reise in *Dichtung und Wahrheit* anführt: Die Briefe aus den Dezembertagen des Jahres 1777 belegen,

---

<sup>645</sup> *Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang auf Grund der Aussage und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann.* Ergänzt und herausgegeben von Wolfgang Herwig. Erster Band: 1749–1805. Zürich u.a.: Artemis 1965. S. 340.

<sup>646</sup> WA. Bd. 78. S. 56.

<sup>647</sup> Vgl. Denecke 1980. S. 50.

<sup>648</sup> WA. Bd. 96. S. 199f. – Der Einschätzung Engelhardts, der Brocken habe Goethe nicht über das zur damaligen Zeit normale Maß touristischer Anziehungskraft hinaus fasziniert und sei keinesfalls von Beginn an eigentliches Reiseziel gewesen, kann hier nicht zugestimmt werden. Und auch die Argumentation, es komme in den emphatischen Zeilen an Charlotte von Stein zum ersten Mal die Erfahrung eines „Gipfelerlebnisses“ zum Ausdruck, erscheint angesichts der Besteigung des Gotthard 1775 nicht zutreffend (vgl. Engelhardt 1987. S. 209f.).

<sup>649</sup> WA. Bd. 96. S. 201.

dass „das Ziel [s]eines Verlanges“ wohl ein neuerliches Natur- bzw. Gipfelerlebnis war, mit dem er die „Fäden“ seines „daseyns“ ordnen, sich besinnen und dieses schwere Jahr doch noch zu einem für ihn befriedigenden Abschluss zu bringen suchte. Freilich müssen Goethes Briefe – wie Sebastian Kaufmann treffend zu bedenken gibt – immer auch als „poetische Selbstinszenierungen“<sup>650</sup> verstanden werden und sind demnach nicht uneingeschränkt als authentische Belege für Goethes damaligen Zustand anzuführen oder gar als hinreichender Ausgangspunkt einer Interpretation des *Harzreise*-Gedichts heranzuziehen. In diesem Fall jedoch geben Tagebuchaufzeichnungen sowie die Notizen anderer Personen ebenfalls Aufschluss über die Bedeutsamkeit der Reise und die nachfolgenden Entwicklungen. So scheint es, als habe Goethe das ersehnte „befestigungs Zeichen“<sup>651</sup> während der Harzreise tatsächlich gefunden, denn als abschließende Bemerkung kann er nach seiner Rückkehr den bedeutsamen Satz niederschreiben: „Aufgereumt das alte Jahr.“<sup>652</sup> Karl Ludwig von Knebel verzeichnet am 15. Dezember in seinem Tagebuch: „Goethe kam an [in Eisenbach]. Gut. Ist im Harz gewesen... Goethe erzählt. Wunderbare Auflösung des Herzens, bewirkt durch Abgeschiedenheit.“<sup>653</sup> Und in einem Brief an Merck schwärmt Goethe noch acht Monate später, im August 1778, von der „Reise auf den Harz“, die ihm „das reinste Vergnügen“<sup>654</sup> bereitet habe.

Der Vollständigkeit halber ist anzumerken, dass dieser ersten Harzreise im Winter 1777 noch zwei weitere folgten, 1783 und 1784. Da diese allerdings vor allem hinsichtlich Goethes geologischer Forschungen von Belang sind, soll von einer umfassenden Schilderung der Einzelheiten Abstand genommen werden. Nur so viel sei gesagt: In der zu Beginn des Jahres 1784 verfassten Abhandlung *Über den Granit* findet sich eine Stelle, in der sich der Leser durchaus an den 28-jährigen Bezwinger des winterlichen Brockens erinnern fühlen kann, denn mehr noch als alle Briefe und Tagebucheinträge der damaligen Zeit, womöglich sogar mehr als die während der Reise begonnene und 1789 erstmals veröffentlichte Hymne *Harzreise im Winter* geben

---

<sup>650</sup> Kaufmann 2010. S. 26.

<sup>651</sup> WA. Bd. 96. S. 199; vgl. Kaufmann 2010. S. 26; vgl. Riedel 2003. S. 70.

<sup>652</sup> WA. Bd. 78. S. 58.

<sup>653</sup> *Goethes Gespräche*. Bd. 1. 1965. S. 249.

<sup>654</sup> WA. Bd. 96. S. 238.

diese Zeilen Aufschluss über das, was sich Goethe 1777 tatsächlich auf dem Brocken-Gipfel geboten, was er auch auf den beiden folgenden Besteigungen empfunden haben und was Jahrzehnte später sogar in die Ausarbeitung der Hochgebirgsszenerie im zweiten Teil des *Faust* eingeflossen sein dürfte:

Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhest du unmittelbar auf einem Grunde [...]. An diesem Augenblicke, da die innern anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menscheng Geist alles belebt, so wird auch ein Gleichnis in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein geringwachsenendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zumute, der nur den ältsten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will. [...] Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins, ich überschau die Welt, [...] meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben [...].<sup>655</sup>

Das Brocken-Erlebnis des Winters 1777 wird also in Goethes Erinnerung nachwirken. Die konkrete lebensweltliche Situation in Weimar allerdings vermag es langfristig nicht positiv zu beeinflussen.

### 3.4.4 Und wieder die Schweiz

Nur zwei Jahre später zieht es Goethe erneut in die Schweiz, diesmal in Begleitung seines Schützlings Carl August. Bereits während der Harzreise hatte er Charlotte von Stein wissen lassen, er

dencke des tags huntermal an den Herzog und wünsche ihm den Mitgenuss so eines Lebens, aber den rechten leckern Geschmack davon [könne] er noch nicht haben, er [gefalle] sich noch zu sehr das natürliche zu was abenteuerlichem zu machen, statt dass es einem erst wohl thu[e] wenn das abenteuerliche natürlich wird.<sup>656</sup>

<sup>655</sup> HA. Bd. 13. S. 255f.; vgl. Schöne 1982. S. 48–50.

<sup>656</sup> WA. Bd. 96. S. 196.

Nun jedoch scheint Carl August bereit zu sein, die beeindruckende Schweizer Natur selbst zu erfahren und vor allem den Gotthard zu bezwingen. Adolf Muschg erläutert diesbezüglich, Goethe habe den jungen Herzog an einen Ort führen wollen, an dem dieser sich selbst als „Diener einer größeren Ordnung“<sup>657</sup> habe erfahren können. Ihm habe die „Gnade des Berges“ zuteil werden müssen, „um auch seinerseits der Gnade mächtig zu werden.“<sup>658</sup> Den Horizont des Herzogs zu erweitern, ihn mit herausragenden Persönlichkeiten – wie etwa Lavater – bekannt zu machen, ihn an deren Ideen und Vorstellungen teilhaben zu lassen und so einen wesentlichen Beitrag zu seiner Erziehung zu leisten, dürfte jedoch nicht der einzige Beweggrund für diesen erneuten Aufbruch gewesen sein.

Goethes Leben in Weimar war innerhalb der vergangenen zwei Jahre sowohl beruflich als auch im privaten Bereich zunehmend zum Balanceakt avanciert.<sup>659</sup> Es kann daher nicht verwundern, dass sich der „Reiseflüchtling“ 1779 erneut zu einem Aufbruch entschließt. Peter Boerner erläutert, bezüglich des Reisens sei es Goethe neben dem Wunsch, sich in der Welt umzusehen, stets auch um „Gesundung“<sup>660</sup> gegangen. Es habe ihn ein „Bedürfnis nach psychischer und physischer Therapie“<sup>661</sup> geleitet, nach „Selbstbesinnung“.<sup>662</sup> Dass das Ziel der Reise erneut die Schweiz ist, erstaunt nicht, hatte er doch bereits kurz nach seiner Rückkehr von der ersten Schweizreise in einem Brief an Sophie von La Roche ohne Umschweife bemerkt: „Mir ists wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist; nun geh mir’s, wie’s wolle, hab ich doch immer da einen Zufluchtsort.“<sup>663</sup>

Diese Suche nach Zuflucht, dieser erneute „Versuch, einen Konflikt durch äußere Handlung anstatt durch innere Veränderung zu lösen“,<sup>664</sup> wie Kurt R. Eissler es in seiner psychoanalytischen Studie umschreibt, scheint also wiederum eine unmittelbare Reaktion auf bedeutsame Begebenheiten in seinem Leben zu sein. Goethe hatte im

---

<sup>657</sup> Muschg 2004. S. 30; vgl. Buck 2008. S. 119f.; vgl. Lohse 2002. S. 79.

<sup>658</sup> Muschg 2004. S. 45; vgl. Katharina Mommsen: *Goethe und unsere Zeit. Festrede im Goethejahr 1999 zur Eröffnung der Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft im Nationaltheater zu Weimar am 27. Mai 1999*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999. S. 19.

<sup>659</sup> Vgl. Buck 2008. S. 120; vgl. *Goethe. Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 424.

<sup>660</sup> Boerner 1992. S. 88.

<sup>661</sup> Ebd. S. 86.

<sup>662</sup> Ebd. S. 88.

<sup>663</sup> WA. Bd. 95. S. 269.

<sup>664</sup> *Goethe. Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 424.

August seinen dreißigsten Geburtstag begangen – ein Ereignis, das er wohl als befremdlich, ja sogar als beängstigend empfunden zu haben scheint. Eissler diagnostiziert anhand der Briefe und Aufzeichnungen aus den Monaten zuvor ein regelrechtes „[...] Grauen davor, in eine neue Dekade seines Lebens einzutreten, das Gefühl rascher Vergänglichkeit des Lebens und das Gefühl des Alterns, die Notwendigkeit, gewisse Vergnügungen aufzugeben, die mit der Reife nicht vereinbar sind [...]“.<sup>665</sup> Bereits im Juni hatte Goethe im Tagebuch notiert, er mache sich „Gedanken über wichtige Veränderungen“ und habe eine „Vorahnung vom 30 Jahr.“<sup>666</sup> Und im Juli hatte er Charlotte von Stein wissen lassen, es komme ihm so vor, als habe er in seinem bisherigen Leben nichts geleistet.<sup>667</sup> Zudem litt er in dieser Zeit unter Magenbeschwerden<sup>668</sup> – ein psychosomatischer Effekt aufgrund der bevorstehenden Vollendung seines dreißigsten Lebensjahres?<sup>669</sup>

Kurze Zeit nach diesem bedeutsamen Datum notiert Goethe in seinem Tagebuch, er fühle sich „[w]ie durch ein Wunder seit [s]einem Geburtstag in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt“ und verspüre „nur den Wunsch dass es halten möge.“<sup>670</sup> Dieser Wunsch koppelt sich unmittelbar an den Entschluss, mit einigen Begebenheiten der letzten Jahre abzuschließen, so als wolle er um jeden Preis ohne ‚Altlasten‘ in die vierte Dekade seines Lebens eintreten. Dazu zählt nicht nur ein „[s]tiller Rückblick aufs Leben“<sup>671</sup> oder bewusste Veränderungen im Lebenswandel, wie etwa die Einschränkung des Wein- und Kaffeekonsums, die er ausdrücklich in seinen Aufzeichnungen festhält,<sup>672</sup> sondern vor allem das Wiedersehen mit Personen, die ihn in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten begleitet hatten und von denen er sich auf eine nicht sehr glückliche Art und Weise getrennt hatte. So führt ihn sein Weg zunächst zu den Eltern nach Frankfurt, dann zu Friederike Brion nach Sesenheim. Von dort aus zieht es ihn zu seiner ehemaligen Verlobten Lili nach Straßburg, von der er sich auf

<sup>665</sup> Goethe. *Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 444.

<sup>666</sup> WA. Bd. 78. S. 86.

<sup>667</sup> WA. Bd. 97 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 4. Bd.: Weimar – Schweiz – Weimar. 1. Januar 1779–7. November 1780). S. 44.

<sup>668</sup> WA. Bd. 78. S. 86.

<sup>669</sup> Vgl. Goethe. *Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 443; vgl. Lohse 2002. S. 78.

<sup>670</sup> WA. Bd. 78. S. 97.

<sup>671</sup> Ebd. S. 93.

<sup>672</sup> Vgl. ebd. S. 78.

der ersten Schweizreise hatte distanzieren wollen, sowie zum Grab seiner Schwester in Emmendingen.

Eissler konstatiert, die Stimmung um seinen dreißigsten Geburtstag habe in ihm eine Vielzahl unterschiedlicher, zum Teil in hohem Maße belastender Gefühle erregt. Zum einen recht aggressive Empfindungen gegen den Vater, der wohl insgeheim – glaubt man Eisslers Argumentation – für die schmerzlich empfundene „Diskrepanz zwischen wirklicher und erwünschter (potentieller) Leistung“<sup>673</sup> verantwortlich gemacht wurde. Es liege daher die Vermutung nahe, dass es sich bei dem Besuch im Elternhaus in Begleitung des Herzogs um eine „demonstrative Betonung des Erwachsenseins“<sup>674</sup> gehandelt haben könnte.

Der Abstecher zum Grab Cornelias zeige, dass er es im geschäftigen Treiben der vergangenen zwei Jahre nicht geschafft habe, ihren Verlust zu verarbeiten und daher ihrer letzten Ruhestätte habe ansichtig werden müssen, um diesen Schatten der Vergangenheit ein für alle Mal abzuschütteln.

Zudem seien in Goethe in dieser Phase Schuldgefühle gegenüber früheren Geliebten erwacht und er habe sich vergewissern müssen, dass diese ihren Schmerz über die Trennung überwunden hätten und keinen Groll mehr gegen ihn hegten. Die Erleichterung, die er nach dem Besuch bei Lili in Straßburg empfindet, bricht sich am 28. September in einem Brief an die Weimarer Vertraute Charlotte von Stein Bahn:

Die schöne Empfindung, die mich begleitet kann ich nicht sagen [...]. Ungetrückt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen die bleibend sind, meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht.<sup>675</sup>

Erneut also ein bedeutsamer Verweis auf den erhabenen Blick vom Gipfel eines Berges, auf den es ihn dann auch unmittelbar im Anschluss zieht.

---

<sup>673</sup> Goethe. *Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 444.

<sup>674</sup> Ebd. S. 434.

<sup>675</sup> WA. Bd. 97. S. 68.

Während der Wanderung durch die felsigen Bergregionen des Wallis übt die unberührte Natur, speziell der „Anblick über die Eis- und Schneeberge“<sup>676</sup> eine Wirkung auf Goethe aus, die er schon während seiner ersten Reise in diese Gegend hatte erfahren dürfen.

Doch die Eindrücke – „gewaltige Lagen“, „breite Massen“, „scharfe Klippen“ und „[g]rosse Klüfte“<sup>677</sup> –, die zumindest ihrer Formulierung gemäß an Barthold Heinrich Brockes' Berg-Verse erinnern und damit in gewissem Sinne durchaus auf zentrale Elemente des Schrecklich-Erhabenen rekurren, schrecken Goethe keineswegs, sondern entfachen in ihm vielmehr „eine grosse ruhige Empfindung.“<sup>678</sup> Voraussetzung für diese Empfindung – so betont Eissler – sei die „Reinheit des Subjekts“, die Goethe im Vorfeld durch die endgültige Verarbeitung belastender Ereignisse der Vergangenheit erlangt habe. Nur so sei er in der Lage gewesen, die Eindrücke der Natur in dieser Form auf sich wirken zu lassen und aus ihnen ein Gefühl der Beruhigung und Festigung zu gewinnen.<sup>679</sup> Wolfgang Binder erläutert in diesem Zusammenhang, es sei Goethe auf der zweiten Reise in die Schweiz nicht mehr um das Ich gegangen, das seiner selbst habe mächtig werden wollen, „sondern um das Gleichgewicht von Ich und Welt, von Innen und Außen.“<sup>680</sup>

Die faszinierende Berg-Landschaft ziehe – heißt es bei Goethe weiterhin – „das Aug' und die Seele an sich“<sup>681</sup> und „[d]as Erhabene [gebe] der Seele die schöne Ruhe, sie [werde] ganz dadurch ausgefüllt, fühl[e] sich so gros als sie seyn [könne], und [gebe] ein reines Gefühl [...]“<sup>682</sup> Es scheint, als fühle er sich durch die erhabene Natur um ihn herum, in der Hauptsache durch die vor ihm aufragenden Gipfelformationen,

<sup>676</sup> WA. Bd. 97. S. 108.

<sup>677</sup> Ebd. S. 70.

<sup>678</sup> WA. Bd. 97. S. 70; vgl. *Goethe. Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 451. – Goethe wird sich in der Folge dazu entschließen, der autobiografischen Prosa einen höheren Stellenwert beizumessen. Die zunächst an Charlotte von Stein gerichteten Briefberichte der Reise arrangiert Goethe nach seiner Rückkehr in einer Sammlung und trägt sie der Weimarer Gesellschaft in Auszügen vor. Trotz des daraufhin erfahrenen großen Zuspruchs werden die *Briefe aus der Schweiz* (um weitere, vermutlich aber fiktive Berichte ergänzt) erst 1796 erstmals in Schillers *Horen* erscheinen (*Briefe auf einer Reise nach dem Gotthardt*. In: *Die Horen* 8/1796. S. 29–94).

<sup>679</sup> Vgl. *Goethe. Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 451; vgl. Hentschel 2010. S. 81f.

<sup>680</sup> Binder 1979. S. 23.

<sup>681</sup> WA. Bd. 97. S. 109.

<sup>682</sup> Ebd. S. 70.

gleichsam selbst erhöht, ein Affekt, welcher ihm offenbar an keinem anderen Ort und durch kein noch so großes Bemühen zuteil zu werden vermag.

Wenn man solch ein Gefühl mit dem vergleicht, wenn wir uns mühseelig im Kleinen umtreiben alle Mühe uns geben ihm so viel als möglich zu borgen und aufzuflicken und unserm Geist durch seine eigne Kreatur eine Freude und Futter zu geben, so sieht man erst wie ein armseelig behelf es ist. Ein junger Mann den wir von Basel mitnahmen sagte es sei ihm lange nicht mehr wie das erste mal und gab der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber sagen wenn wir einen solchen Gegenstand [einen Gipfel] zum erstenmal erblicken so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus und es macht dies ein schmerzlich Vergnügen eine Überfülle die die Seele bewegt und uns wollüstige Tränen ablockt, durch diese Operation wird die Seele in sich grösser ohne es zu wissen und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig, der Mensch glaubt verlohren zu haben, er hat aber gewonnen, was er an Wollust verliert gewinnt er an innrem Wachsthum; Hätte mich nur das Schicksaal in irgend eine grosse Gegend heissen wohnen, ich wollte mit iedem Morgen Nahrung der Grosheit aus ihr saugen, wie aus meinem lieblichen Thal Geduld und Stille.<sup>683</sup>

Dieses Gefühl einer inneren Erweiterung des eigenen Horizonts muss notwendigerweise zugleich erhebend und schmerzlich anmuten, weil man es nur ein einziges Mal in dieser Überfülle zu empfinden imstande ist. Dass es Goethe kaum möglich gewesen war, seine Eindrücke der ersten Reise in die Schweiz schriftlich oder in Zeichnungen zu fixieren und somit die Daheimgebliebenen an dieser „Grosheit“ teilhaben zu lassen, wird angesichts dieser Bekenntnisse nachvollziehbar.

Doch auch mit der zeitlichen Distanz von vier Jahren scheint sich das Gefühl der Überwältigung noch nicht vollends unter Kontrolle bringen zu lassen. So schreibt er am 28. Oktober 1779 an Charlotte von Stein:

Es sind keine Worte für die Größe und Schöne dieses Anblicks, man ist sich im Augenblick selbst kaum bewusst, dass man sieht [...]; man giebt da gern iede Prätension an's Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann.<sup>684</sup>

Nichtsdestotrotz gestaltet sich der Weg beschwerlich. In seinem Tagebuch notiert Goethe: „Ängstl[iche] Stimmung [...]. Fatale Ahnungen [...] böses Gefühl dass man

---

<sup>683</sup> WA. Bd. 97. S. 70f.

<sup>684</sup> Ebd. S. 109.

im Sack stickt [...].<sup>685</sup> Er weiß also durchaus um die Gefahren und Risiken, die eine solche Unternehmung bei winterlichem Wetter mit sich bringt und denen er diesmal nicht nur sich selbst, sondern auch seinen herzoglichen Schützling aussetzt. Dennoch hält er an seinen Plänen fest. In Erinnerung an die Brockenbesteigung zwei Jahre zuvor und das euphorische Gefühl, das sich ihm nach dem gefährlichen Aufstieg auf dem Gipfel offenbart hatte, bemerkt er am 2. November ebenfalls in einem Brief an Frau von Stein:

Nun haben wir einen wichtigen Weeg vor uns wo wir das Geleit des Glückes nötiger haben als jemals. [...] Etwas zu leiden sind wir bereit, und wenn es möglich ist im Dezember auf den Brocken zu kommen, so müssen auch Anfangs November uns diese Pforten der Schröcknisse auch noch durchlassen.<sup>686</sup>

Zehn Tage später erreicht die Gruppe gegen Abend den Gotthardpass, den „Gipfel [ihrer] Reise.“<sup>687</sup> Goethe selbst wird nun zum zweiten Mal dieser Anblick zuteil, ein unbeschreiblicher „Reichthum von Gegenständen [...], und das Glück in dieser Jahreszeit seinen Plan rein durchzuführen [...].“<sup>688</sup> Ein Abstieg nach Italien reizt ihn, wie er Frau von Stein gegenüber bekennt, auch diesmal nicht, „alles wende[...] [s]ein Auge zum zweitenmal vom gelobten Lande ab [...]“. <sup>689</sup>

Dieses gelobte Land wird Goethe erst 1786 bereisen. Als sich das 1777 angestoßene Projekt der Wiederbelebung der Grube Ilmenau, von dem er sich wie erläutert viel versprochen hatte, als nicht ertragreich genug erweist, muss Goethe im Bewusstsein des Scheiterns notwendigerweise nicht nur an seiner Politik, sondern auch an seinem Lebensplan zweifeln. Adolf Muschg erläutert, er habe sich auch in dieser Krise

---

<sup>685</sup> WA. Bd. 78. S. 103.

<sup>686</sup> WA. Bd. 97. S. 117.

<sup>687</sup> Ebd. S. 120.

<sup>688</sup> Ebd.

<sup>689</sup> Ebd. – Es soll nicht versäumt werden zu erwähnen, dass es bezüglich Goethes Bekenntnissen und Selbstdarstellungen während dieser Zeit innerhalb der Forschung durchaus Zweifel gegeben hat. Nikolaus Lohse etwa argumentiert, der überwältigende Eindruck habe nicht etwa aus dem Anblick der Gebirgskuppen selbst resultiert, sondern habe sich vielmehr aus der Ahnung des Sich-dahinter-Verbergenden generiert und rechnet damit dem Reiz Italiens eine weitaus höhere Bedeutung zu, als dem eigentlichen Gipfelblick vom Gotthardpass aus (vgl. Lohse 2002. S. 86). Dieser Einschätzung kann aufgrund des zu diesem Zeitpunkt bereits gefestigten Reismusters allerdings nicht zugestimmt werden.

gezwungen gefühlt, „die Fragmente seines Lebens“<sup>690</sup> auf einer Reise wieder zusammenzufügen und sich daher erneut zu einer Flucht entschieden – diesmal tatsächlich nach Italien.

Auch wenn die Italienreise gemeinhin als „[d]as größte Goethesche Reiseereignis“<sup>691</sup> gehandelt wird, soll von einer ausführlichen und tiefgreifenden Behandlung an dieser Stelle abgesehen werden. Diese würde zu weit von der eigentlichen Thematik fortführen und den Rahmen der Untersuchung sprengen. Es soll genügen, noch einmal ausdrücklich zu betonen, dass auch dieser Aufbruch als wesentliches Exempel des Goetheschen Funktionsprinzips der Reiseflucht betrachtet werden kann.

Aus diesem Muster fällt die dritte Reise in die Schweiz im Jahr 1797 heraus, auf die hier nur der Vollständigkeit halber hingewiesen werden soll. In den seit der ersten Schweizreise verstrichenen rund zwanzig Jahren hatte sich Goethes Umfeld von Grund auf gewandelt. Der Aufenthalt in Italien hatte zuvor gesteckte Grenzen hin-fällig werden und neue entstehen lassen, die jedoch eher der „Beruhigung“ und „Festigung“<sup>692</sup> dienen sollten als der Selbstfindung durch provozierte Entgrenzung. Andreas Bürgi argumentiert in diesem Zusammenhang, Goethe habe die Grenze, die er sich durch die bewusste Setzung des Horizonts 1775 auferlegt habe, mit der Italienreise überschritten. Die Faszination des Weitblicks, die sich ihm einst vom Gotthard-Plateau aus geboten hatte, scheint sich durch die Italienreise relativiert und der Gipfel entsprechend seinen einst überwältigenden Reiz eingebüßt zu haben.<sup>693</sup>

Adolf Muschg erläutert, darüber hinaus habe sich sein Verhältnis zur Natur grundlegend verändert, „vom symbiotischen Drang immer mehr zum morphologischen Interesse versachlicht [...]“<sup>694</sup> Goethe selbst bemerkt dazu in einem Gespräch mit Eckermann am 22. Februar 1824:

Die Schweiz machte anfänglich auf mich so großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bey wiederholtem Aufenthalt, erst in späteren Jahren, wo ich

---

<sup>690</sup> Muschg 2004. S. 66.

<sup>691</sup> Schütze 1998. S. 13.

<sup>692</sup> Muschg 2004. S. 65.

<sup>693</sup> Vgl. Bürgi 1989. S. 27.

<sup>694</sup> Muschg 2004. S. 64; vgl. Brenner 2003. S. 177.

die Gebirge bloß in mineralogischer Hinsicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen.<sup>695</sup>

Auf dieser dritten Reise in die Schweiz, die Peter J. Brenner als „künstliche Wiederholung der Reise von 1775“, als „biographische Inszenierung“<sup>696</sup> deklariert und die auch Adolf Muschg als „Re-Make“, als „fast exakte Wiederholung der ersten“<sup>697</sup> bezeichnet, sei es Goethe vor allem darum gegangen, sich der eigenen Entwicklung bewusst zu werden.

Was ihn interessiert habe, sei also „weniger die Veränderung der Schweiz [...] als diejenige des eigenen Blicks“ gewesen, des Blicks „eines anderen Menschen auf die gleiche Topographie.“<sup>698</sup> Es ging also nicht mehr darum, sich selbst zu finden, die eigene Lebenswelt und Sphäre des Wirkens im Angesicht erhabener Natur neu zu definieren, sondern darum, sich selbst durch die Rückschau auf die erste Reise 1775 zu reflektieren.<sup>699</sup>

Goethes Gipfelbesteigungen sind stets zu verstehen als Einkehr, Rückzug auf sich selbst, als zentrale Wendepunkte. Die Reisen in die Schweiz spielen diesbezüglich eine überaus bedeutsame Rolle. Muschg definiert das Programm dieser Reisen demgemäß als

ein Selbstversuch in drei Anläufen, sich aus der Unruhe – die dem Reisenden gewissermaßen als Exze[ss] der Topographie entgegentrat – zur Ruhe angemessener Gegenständlichkeit und schließlich zur Versicherung des Dauerhaften im Wechsel aller Dinge zu erheben.<sup>700</sup>

Auch wenn der überwältigende Eindruck der ersten Besteigung des Gotthard wahrscheinlich danach nie wieder erreicht wird – lediglich der Anblick der Weite des Meeres dürfte vergleichbar gewesen sein –, rekurrieren doch alle diesem Prinzip der

---

<sup>695</sup> Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823–1832. Erster Theil*. Leipzig: Brockhaus 1836. S. 110.

<sup>696</sup> Brenner 2003. S. 178.

<sup>697</sup> Muschg 2004. S. 77.

<sup>698</sup> Ebd.

<sup>699</sup> Vgl. Brenner 2003. S. 178; vgl. Muschg 2004. S. 82.

<sup>700</sup> Muschg 2004. S. 17f.; vgl. Rieger 2011. S. 27.

ersten Reiseflucht folgenden Ausbrüche aus der eigenen Lebensrealität auf das bedeutsame Jahr 1775.

Es bleibt daher notwendigerweise zu fragen, warum Goethe den letzten Band von *Dichtung und Wahrheit* und damit die Aufarbeitung dieser bedeutenden Erlebnisse erst Jahrzehnte später vollendet. In einem Brief an Zelter bekennt er am 10. Dezember 1830: „Der vierte Band meines Lebens lag, über zehn Jahre, in Schematen und theilweiser Ausführung, ruhig aufbewahrt, ohne daß ich gewagt hätte die Arbeit wieder vorzunehmen.“<sup>701</sup>

Am 9. November 1830 jedoch wagt er es. An diesem Tag erreicht ihn eine Nachricht Eckermanns, in der dieser seine vorzeitige Rückkehr aus Italien ankündigt. Er war im April desselben Jahres mit Goethes Sohn August dorthin aufgebrochen. Was geschehen sein musste und eine übereilte Heimkehr Eckermanns notwendig machte, wird Goethe erahnt haben, aus den wenigen Zeilen des Freundes herauszulesen imstande gewesen sein. Nimmt er also die biografischen Aufzeichnungen, die sich mit seiner ersten bedeutenden Flucht in die Schweiz befassen, zur Hand, weil er Schreckliches erwartet?

In prekären Lebenssituationen war die Flucht für Goethe stets ein probates Mittel gewesen, wieder mit sich in Einklang zu kommen. „Plötzlich abzureisen gehörte unbedingt zu seiner Strategie gelingenden Lebens.“<sup>702</sup> Sucht er nun also – durch sein hohes Alter der tatsächlichen Möglichkeit größerer Reisen beraubt – Kompensation darin, sich zumindest lesend und redigierend sein Prinzip der Reiseflucht wieder zu eigen zu machen? Handelt es sich nach Barbara Schnyder-Seidel also um eine „vorahnend geschaffene Fluchtmöglichkeit“?<sup>703</sup>

Im bereits zitierten Brief an Zelter heißt es, das „Ausbleiben [s]eines Sohnes“ habe ihn „auf mehr als eine Weise sehr heftig und widerwärtig“ bedrückt und er habe in dieser Stimmung die mehr als zehn Jahre unter Verschluss gehaltenen Aufzeichnungen sogleich „mit Gewalt“<sup>704</sup> ergriffen.

---

<sup>701</sup> WA. Bd. 141 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 48. Bd.: November 1830–Juni 1831). S. 40f.

<sup>702</sup> Buck 2008. S. 105; vgl. Rieger 2011. S. 22.

<sup>703</sup> Schnyder-Seidel 1989. S. 11.

<sup>704</sup> WA. Bd. 141. S. 40f.

Zur Erinnerung: Jahrzehnte zuvor hatte Goethe über sein Schaffen bekannt, dass es stets darauf hinauslaufe, „dasjenige, was [ihn] erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit [sich] selbst abzuschließen, um sowohl [s]eine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als [s]ich im Innern deshalb zu beruhigen.“<sup>705</sup> Es ließe sich also durchaus die Vermutung aufstellen, er habe die alten Notizen zur Hand genommen, um sich innere Beruhigung zu verschaffen.

Doch die Ahnungen bewahrheiten sich. Tags darauf erfährt er vom Tod Augusts in Rom. Der Verlust seines Sohnes wird demnach vermutlich zum Anlass, die gewichtige Schweizer Gipfel-Episode doch noch in die letzten Kapitel seiner Autobiografie einfließen zu lassen.<sup>706</sup>

Wie auch immer man die Authentizität von *Dichtung und Wahrheit* rückblickend beurteilen mag, ohne die Lektüre der Kapitel, die sich mit Goethes Reisen ins Gebirge befassen, ist das Prinzip der Reiseflucht und seine Bedeutsamkeit für Goethes Leben und Werk nicht zu entschlüsseln. Nicht umsonst vermerkt er: „Alles, was [...] von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist.“<sup>707</sup> Und: „[E]s ist [...] bestimmt die Lücken eines Autorlebens auszufüllen, manches Bruchstück zu ergänzen und das Andenken verlornen und verschollener Wagnisse zu erhalten.“<sup>708</sup>

Als Wagnisse sind einige seine Gebirgserlebnisse zweifelsohne zu bezeichnen, setzt er sich doch – wie im Hinblick auf die Brockenbesteigung im Winter 1777 oder die in Begleitung des jungen Herzogs unternommene zweite Tour auf den Gotthard deutlich wurde – nicht selten einer erheblichen Gefahr aus, um den Gipfel zu erreichen und sich mit dem Blick von oben auf die Welt nicht nur „zu höheren Betrachtungen der Natur hinauf[zu]stimm[en]“, sondern sich gerade mit dem Gang in schwindelnde Höhe wieder „unmittelbar auf einem Grunde“ geerdet zu wissen.<sup>709</sup>

<sup>705</sup> HA. Bd. 9. S. 283.

<sup>706</sup> Vgl. Schnyder-Seidel 1989. S. 12.

<sup>707</sup> HA. Bd. 9. S. 283.

<sup>708</sup> Ebd. S. 541.

<sup>709</sup> HA. Bd. 13. S. 255f.; vgl. Reed 2000. S. 62.

### 3.4.5 Mephistophelische Gipfel-Episoden

Nachdem Goethes „Interesse der Berggegenden“ bis zu seinem Ursprung in den 1770er Jahren rekonstruiert und eine Verbindung zu der von Adolf Muschg diagnostizierten Tendenz zur „Reiseflucht“ hergestellt wurde, soll in den folgenden Kapiteln nun anhand ausgewählter Gipfel-Episoden aus dem *Faust* eine konkrete Auseinandersetzung mit Goethes Verwendung des Motivs innerhalb seines dichterischen Schaffens erfolgen.

Auf den Eingang seiner Gipfelbesteigungen in die autobiografischen Schriften und auf die in diesem Zusammenhang bestehende Problematik der nicht exakt bestimm- baren Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit ist bereits verwiesen worden. Goethe verführe – so Walter Weiss in seinem Aufsatz *Goethes „Ich“* – förmlich dazu, „erlernte Unterscheidungen zwischen Person und Werk, Autor und Text, Ich und Welt zu übergehen oder doch zu verwischen [...]“.<sup>710</sup> Wie in Bezug auf Goethes Brocken- besteigung angemerkt, sieht sich die Forschung mit dieser Schwierigkeit des fließen- den Übergangs von realem Erlebnis und darüber hinausgehender Fiktion beispiels- weise auch hinsichtlich der Deutung seiner *Harzreise im Winter* konfrontiert und ist diesbezüglich zu der Einsicht gelangt, dass eine Entschlüsselung des Textes in besonderem Maße mit Rückbezug auf biografische Ereignisse bzw. Goethes konkrete lebensweltliche Situation während der Entstehungszeit zu erfolgen habe. Auch wenn von einer ausschließlich biografischen Annäherung und einer vorschnellen Autor- Rollen-Identität natürlich prinzipiell abzusehen ist, wird sich anhand der folgenden Beispiele dichterischer Gipfel-Entwürfe doch zeigen, dass eine Bezugnahme zu Goethes eigenen Gebirgserlebnissen und den ihnen zugrunde liegenden krisenhaften Ereignissen nicht nur lohnenswert, sondern unumgänglich erscheint.

Warum diese Gipfel-Episoden im vorliegenden Kontext als mephistophelisch be- zeichnet werden, bedarf einer kurzen Erläuterung. Goethes Umgang mit diesem Phä- nomen verändert sich im Laufe der Jahre grundlegend, seine im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts noch deutlich nachweisbare Gipfelbegeisterung relativiert sich in

---

<sup>710</sup> Walter Weiss: *Goethes „Ich“*. In: *Literatur als Geschichte des Ich*. Hrsg. von Eduard Beutner und Ulrike Tanzer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. S. 47–54, hier S. 48.

den letzten Jahrzehnten seines Lebens. Dieser paradigmatische Wandel ist zum einen vermutlich auf den Umstand zurückzuführen, dass das Reisen sich für ihn mit zunehmendem Alter schwieriger gestaltet und er den körperlichen Herausforderungen riskanter Bergbesteigungen nicht mehr gewachsen ist. Darüber hinaus spielt sicherlich auch das von Adolf Muschg als Versachlichung „vom symbiotischen Drang [...] zum morphologischen Interesse [...]“<sup>711</sup> bezeichnete veränderte Verhältnis zur Natur eine entscheidende Rolle. Und auch der Umstand, dass der Aufenthalt in Italien Goethes Horizont in eine vollkommen neue Richtung erweitert und dadurch die zuvor festgesetzten Grenzen hatte hinfällig werden lassen, mag zu dieser Entwicklung maßgeblich beitragen. Bezüglich seiner dritten Reise in die Schweiz ist bereits erläutert worden, dass es ihm schon 1797 nicht mehr um eine bewusst herbeigeführte Entgrenzung geht, sondern er sich von der Gotthardbesteigung vielmehr „Festigung“<sup>712</sup> verspricht. Das Ziel besteht also nicht mehr darin, sich der eigenen Identität durch waghalsige Unternehmungen und atemberaubende Aussichten bewusst zu werden, sondern bereits beschrittene Wege erneut zu beschreiten, zuvor aufgesuchte Orte erneut aufzusuchen, den eigenen Lebensweg so noch einmal nachzuzeichnen und sich vor der Kulisse dieser für das eigene Selbst bedeutsamen Schauplätze resümierend mit seinem bis zu diesem Zeitpunkt vollzogenen Werdegang auseinanderzusetzen. In dem Moment jedoch, in dem der Gipfelblick für Goethe seine Faszination im ursprünglichen Sinne einbüßt, entsteht Raum für eine neue Komponente der Wahrnehmung, die stärker als zuvor an die einstige Naturfurcht sowie die Ambivalenz des Schrecklich-Erhabenen gemahnt. Zwar setzt sich Goethe im Laufe seines Lebens etliche Male den Gefahren der Berge aus, geht wiederholt große Risiken ein, nimmt diese angesichts des ihn auf dem Gipfel erwartenden überwältigenden Ausblicks jedoch in Kauf, sodass letztlich stets der Eindruck dominiert: „oben alles heiter.“<sup>713</sup> Der Schattenseite des Gipfelblicks, der Tatsache, dass die Höhe nicht nur Weitblick schaffen, sondern auch Schwindel erregen und von einem hohen Gipfel auch ein tiefer Sturz erfolgen kann, wendet er sich in den letzten Jahrzehnten seines Lebens verstärkt zu. Die *Wanderjahre* etwa eröffnet er vielsagend mit folgendem Bild:

---

<sup>711</sup> Muschg 2004. S. 64; vgl. Brenner 2003. S. 177.

<sup>712</sup> Muschg 2004. S. 65.

<sup>713</sup> WA. Bd. 78. S. 56.

Im Schatten eines mächtigen Felsen saß Wilhelm an grauser, bedeutender Stelle, wo sich der steile Gebirgsweg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felsengründen zu seinen Füßen.<sup>714</sup>

Während sein Sohn Felix unbekümmert im felsigen Geröll herumklettert und Gesteinsbrocken und Früchte der umstehenden Bäume sammelt, hat sich Wilhelm am Wegesrand niedergelassen, um sich auf seiner Schreibtafel Notizen zu machen.

Dieses Bild erinnert mehr als deutlich an den während seiner eigenen Aufstiege auf den Odilienberg, den Gotthard oder den Brocken selbst oftmals am Rande des Weges sitzenden, seine Eindrücke notierenden oder zeichnenden Goethe. Während dieser sich jedoch stets in die Höhe orientiert und den freien Blick vom Gipfel zu schauen ersehnt hatte, vermag Wilhelms Blick an dieser Stelle nur in die Tiefe zu gleiten. Die Fichten und Felsen versperren ihm die ungestört freie Sicht in die Ferne und verhindern so das Empfinden der Weite eines offenen Himmels.<sup>715</sup> Es ist kein Szenario der ungetrübten Vorfreude, das Goethe hier entwirft. Vielmehr skizziert er einen von ambivalenten Empfindungen ergriffenen Protagonisten, auf den die ihn umgebenden „mächtigen Felsen“ einen offenbar bedrückenden Schatten werfen, der den entlang des steilen Weges verlaufenden Abgrund umso bedrohlicher wirken und die Stelle, die der Wanderer für seine Rast erwählt hat, zwar bedeutend, aber zugleich auch grauenerregend erscheinen lässt.

Es ist ein Mittelgipfel, auf dem sich Wilhelm hier befindet, sinnbildlich also ein nur vorläufiges Etappenziel einer langen Phase des Lernens – den höchsten Punkt hat er noch nicht erreicht. Und obgleich der Blick in die Tiefe ihn bereits an dieser Stelle schwindeln lässt, scheint er entschlossen, den Weg bis zum Gipfel fortzusetzen, von dem aus sich vermeintlich der Ausgangspunkt einer neuen Wanderung eröffnet.<sup>716</sup>

Doch was erhofft sich Wilhelm von der Besteigung überhaupt, wenn nicht den überwältigenden Gipfelblick? Was glaubt er zu sehen oder zu finden? Der Untertitel des Romans vermag Aufschluss zu geben. Es geht nicht etwa um Entgrenzung, sondern

---

<sup>714</sup> HA. Bd. 8. S. 7.

<sup>715</sup> Vgl. Arendt 1972. S. 132.

<sup>716</sup> Ebd.

um Entsagung.<sup>717</sup> Im dreizehnten Kapitel des dritten Buches heißt es: „Jeder Mensch findet sich von den frühesten Momenten seines Lebens an, erst unbewußt, dann halb, endlich ganz bewußt, immerfort bedingt, begrenzt in seiner Stellung [...].“<sup>718</sup> Dieses Erkennen der eigenen Grenze ist als leitmotivischer Kern des gesamten Buches anzusehen. Auch in den *Betrachtungen im Sinne der Wanderer* im zweiten Buch findet sich ein Hinweis auf diese „Grenzen der Menschheit“,<sup>719</sup> denen man auf unterschiedliche Weise begegnen kann: mit Resignation, mit Auflehnung – oder eben mit Entsagung.

Auf dem Gipfel angekommen, lässt der aus den *Lehrjahren* bekannte Jarno, der sich nun bezeichnenderweise Montan nennt und sich der Beschäftigung mit dem Bergbau und der Mineralogie verschrieben hat, Wilhelm, den Sohn Felix und dessen Spielkameraden Fitz „die herrliche Aussicht im einzelnen betrachten.“<sup>720</sup> Doch die Tatsache, dass der Aufstieg Wilhelm keineswegs leicht gefallen ist und hinsichtlich seiner Empfindungen der Eindruck von „Beschwerlichkeit“ und „Gefahr“<sup>721</sup> überwiegt, macht deutlich, dass sein nun erreichter, erhabener Standpunkt nicht als Indiz „für die mühelos erreichte Höhe des genialen Geistes“<sup>722</sup> zu verstehen ist und somit als vollkommen von der einstigen im Sturm und Drang gebräuchlichen Genius-Gipfel-Affinität losgelöst betrachtet werden muss. Wilhelm kann die Aussicht nicht genießen, ihn überfällt ein „Schwindel“ als er die beiden Jungen „über dem ungeheuren Abgrunde hängen“<sup>723</sup> sieht. Montan erklärt, es sei nichts natürlicher, als vor einem großen Anblick zu schwindeln, der sich einem unerwartet biete und durch den man sich der eigenen Kleinheit bewusst werde, und liefert mit seinem Kommentar sogleich nicht nur die Erklärung für Wilhelms plötzlichen Anflug von furchtsamer Benommenheit, sondern weist mit seinen Worten über den konkreten

---

<sup>717</sup> Das Prinzip des vorübergehenden Entsagens und des gleichzeitigen Gewinnens neuer Perspektiven als Lebensbewältigungsstrategie übernimmt Goethe von Spinoza, mit dessen Werken er sich zu dieser Zeit eingehend befasst. Im 16. Buch von *Dichtung und Wahrheit* ist diesbezüglich zu lesen: „Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereignis, alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen... Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Tätigkeit und Zähigkeit ausgestattet.“ (HA. Bd. 10. S. 77).

<sup>718</sup> HA. Bd. 8. S. 426.

<sup>719</sup> Ebd. S. 304.

<sup>720</sup> Ebd. S. 32.

<sup>721</sup> Ebd. S. 31.

<sup>722</sup> Arendt 1972. S. 132.

<sup>723</sup> HA. Bd. 8. S. 31.

Handlungsrahmen hinaus auf die bereits erwähnte, leitmotivisch fungierende Erfahrung der eigenen Begrenztheit.<sup>724</sup> Dass diese jedoch meist bitter und schmerzlich ist, wird in den *Wanderjahren* ausgeblendet, indem ihr die pralle Fülle des Lebens entgegengesetzt wird. Gewinner ist am Ende nicht der pedantisch-asketisch Entsagende, sondern der Ausbalancierte, der Maßlosigkeit meidet und temporäre Entsagung akzeptiert, um am Ende glücklich zu werden und vielleicht sogar mehr zu bekommen als er zuvor entbehrte. Bereits hier wird der Gegensatz zu Faust aufgeworfen, der sich keineswegs in Entsagung übt, sondern sich – wie noch zu zeigen sein wird – in Grenzsituationen zu Höherem hinaufzuschwingen beabsichtigt.<sup>725</sup>

### 3.4.5.1 Zur Lesart: Goethes „Aneignung fremder Schätze“

„Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes.“<sup>726</sup> Dieser 1824 von Goethe geäußerte Satz expliziert treffend ein Konzept, dem er sich bereits früh verschreibt und das vor allem bezüglich seines *Faust* zum grundlegenden Gestaltungsmuster avanciert. Er versteht sich nicht nur als Poet, sondern als interessierter Beobachter, Forscher und bedeutender Archivar zentraler Errungenschaften seiner Zeit, nimmt fremdes Gedanken- und Kulturgut auf, macht es sich zu eigen und lässt es schließlich – teils sogar beinahe unangetastet – in seine Literatur einfließen. Gegenüber Eckermann konstatiert er am 18. Januar 1825:

So singt mein Mephistopheles ein Lied von Shakespeare, und warum sollte er das nicht? warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines Faust mit der des Hiob einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln.<sup>727</sup>

<sup>724</sup> HA. Bd. 8. S. 31.

<sup>725</sup> Vgl. ebd. S. 536f. (Nachwort).

<sup>726</sup> *Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherr von Biedermann*. In fünf Bänden. Ergänzt und herausgegeben von Wolfgang Herwig. Dritter Band. Erster Teil (1817–1825). Zürich/Stuttgart 1971. S. 742 (Gespräch mit Kanzler von Müller, 17. Dezember 1824); vgl. Albrecht Schöne: „... wie Teufel die Natur betrachten“. In: *Goethe-Jahrbuch* 111 (1994). S. 141–150, hier S. 142.

<sup>727</sup> Eckermann 1836. Bd. 1. S. 192; vgl. Schöne. 1994. S. 142.

Er habe viel in dieses Werk „hineingeheimnisst“, heißt es in einem Brief vom 26. Juli 1828 an Zelter, und „ein guter Kopf und Sinn [habe] schon zu thun,“ wenn er es sich „zum Herrn machen“ wolle.<sup>728</sup> Nur wenige Tage vor seinem Tod bekräftigt Goethe das Prinzip der „Aneignung fremder Schätze“ nochmals ausdrücklich mit den bedeutsamen Worten: „Mon œuvre est celle d'un être collectif et elle porte le nom de Goethe“.<sup>729</sup>

Die Bedeutung dieses Satzes wird in der heutigen Diskussion ebenfalls keinem seiner Werke so entschieden zugeordnet, wie dem *Faust*.<sup>730</sup> Die „bedeutende Puppenspielerfabel“ sei „gar vieltönig“ in ihm widergeklungen und habe ihn „im Innersten ergriffen“<sup>731</sup> ist im zehnten Buch von *Dichtung und Wahrheit* zu lesen. In der Forschung ist vielfach darauf verwiesen worden, dass aus dieser Ergriffenheit, der Faszination, die der Stoff, mit dem Goethe wohl seit der frühesten Kindheit vertraut war, zeit lebens auf ihn auszuüben vermochte, eine lebenslange Beschäftigung resultierte. Entsprechend übereignet er der Nachwelt mit dem ‚Kollektivwesen‘ *Faust* ein Werk, das sich sowohl auf kulturgeschichtliche, anthropologische, philosophische, theologische, (literar-)historische sowie motiv- und gattungsgeschichtliche Traditionen bezieht, als auch zeitgenössische Begebenheiten einwebt und Denkwürfe des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts konserviert. Goethe schafft eine Symbiose von Geschichtsschreibung und Dichtung, wie sie in ähnlicher Weise auch Schiller mit seiner *Wallenstein*-Trilogie anstrebt, der ebenfalls ein intensives Quellenstudium zugrunde liegt. Den nach Veröffentlichung des *Wallenstein* laut werdenden Vorwurf, Schillers Prolog sei nichts weiter als eine Kopie des *Faust*-Prologs, wird Goethe im Hinblick auf seine oben zitierte Auffassung von der Aneignung fremder Schätze wohl kaum geteilt haben. Er selbst betont stets, das geerntet zu haben, was andere säten. Albrecht Schöne zeichnet das breit gefächerte Spektrum der Bezugnahmen nach: Es seien sowohl Poeten und Schreiber biblischer Texte, als auch Vertreter aus der

<sup>728</sup> WA. Bd. 137 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 44. Bd.: März–September 1828). S. 226; vgl. Thomas Gelzer: *Das Fest der „Klassischen Walpurgisnacht“*. In: *Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘*. Hrsg. von Werner Keller. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992. S. 123–137, hier S. 124; vgl. Steffen Schneider: *Mnemonische Imaginationen in Goethes ‚Faust II‘. Eine Lektüre der Klassischen Walpurgisnacht*. In: *Goethe-Jahrbuch* 119 (2002). S. 66–77, hier S. 66.

<sup>729</sup> *Goethes Gespräche*. Bd. 3. 1972. S. 839 („Mein Werk ist das eines Kollektivwesens, und trägt den Namen Goethe“).

<sup>730</sup> Vgl. Schneider 2002. S. 66; vgl. Schöne S. 1994. 141.

<sup>731</sup> HA. Bd. 9. S. 413.

Medizin, der Jurisprudenz, der Philosophie, der Theologie, der Mythologie, dem Staatsdienst, der Wirtschaft und des Finanzwesens, aber auch Architekten, Künstler, Musiker, Techniker und vor allem Naturwissenschaftler gewesen, die Goethe jene „Subtexte“ geliefert hätten, die er benötigt habe, um dem „Oberflächentext“ seiner Verse einen tieferen Sinn zu verleihen.<sup>732</sup> Katharina Mommsen verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass es zur Entschlüsselung komplexer Sachverhalte innerhalb seiner Dichtungen daher angebracht sei, zunächst herauszuarbeiten, wie „der Gang des Goetheschen Fabulierens“<sup>733</sup> genau verlaufe, auf welche Traditionsstränge er zurückgreife, auf die Erkenntnisse welcher Vorbilder er sich konkret beziehe und – so konstatiert auch Thomas Gelzer – über welche Zwischenstadien er zu der letztendlichen Fassung seiner Texte gelange.<sup>734</sup> Christoph König spricht sich entschieden für eine Herangehensweise an den *Faust*-Stoff aus, die sowohl der von Schöne aufgefächerten Vielfalt der Traditionen gerecht wird, auf die sich Goethe während des Schreibens bezieht, die neben diesen vorwiegend intertextuellen Bezugnahmen aber auch eine vom Autor als schaffendem Subjekt ausgehende „historisch-psychologische Rekonstruktion“<sup>735</sup> der Entstehungsgeschichte des Werkes berücksichtigt.

Dieser Herangehensweise – dem Aufsuchen der von Schöne erwähnten Subtexte zur Entschlüsselung des Oberflächentextes unter gleichzeitiger Berücksichtigung des unmittelbaren Entstehungskontextes – soll im Hinblick auf die in den folgenden Kapiteln zu beleuchtenden Gipfel-Episoden in besonderem Maße Rechnung getragen werden.

### 3.4.5.2 Walpurgisnacht – Eine Hypothese

Zunächst soll der Blick auf eine Szene gerichtet werden, die von der Forschung bislang weder abschließend in den Gesamtkontext der Tragödie eingeordnet werden konnte, noch im Hinblick auf den Hintergrund ihrer Entstehung eine adäquate

---

<sup>732</sup> Schöne 1994. S. 142.

<sup>733</sup> Katharina Mommsen: *Homunculus und Helena*. In: *Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘*. Hrsg. von Werner Keller. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992. S. 138–159, hier S. 140.

<sup>734</sup> Vgl. Gelzer 1992. S. 126.

<sup>735</sup> Christoph König: *Wissensvorstellungen in Goethes Faust II*. In: *Euphorion* 93 (1999). S. 227–249, hier S. 232–234.

Beachtung erfahren hat. Die Rede ist von der *Walpurgisnacht* im ersten Teil, die im Rahmen der vorliegenden Arbeit vor allem deshalb von enormer Wichtigkeit ist, weil sie Faust zum ersten Mal auf einen Gipfel führt und damit ein für den weiteren Verlauf der Tragödie relevantes gestalterisches Prinzip einführt. Dieses jedoch ist innerhalb der wissenschaftlichen Diskussion bisher weitgehend vernachlässigt und die Szene in der Hauptsache vor der Folie ihrer vermeintlich schwierigen Einordnung in den unmittelbaren Handlungsverlauf betrachtet worden. So spricht Robert Petsch schon 1925 in diesem Zusammenhang von in der Forschung allgemein bestehenden Einwänden „gegen die Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Szene selber und ihre Bedeutung im dramatischen Gefüge.“<sup>736</sup> Und es scheint, als sei man dem Ziel der dramaturgischen wie entstehungsgeschichtlichen Einordnung seit dieser Zeit nicht wesentlich näher gekommen.

Dass der Szenenkomplex keinesfalls nur „als dankbar ergriffenes Füllmittel für die Lücke zwischen Fausts Entweichen und Rückkehr zu Gretchen“<sup>737</sup> zu betrachten ist oder ausschließlich konzipiert wurde, um „die Sexualität zu einem eigenen schwergewichtigen Thema“<sup>738</sup> zu machen, sondern in hohem Maße auf Goethes eigene Gipfelerlebnisse rekurriert und daher erst im Rückbezug auf diese ein grundlegendes Verständnis der Szene möglich werden könnte, soll innerhalb der folgenden Erläuterungen als Hypothese formuliert und der Forschung als kontroverser Diskussionsstoff übereignet werden.

Auf den ersten Blick mag es in der Tat schwerfallen, in der *Walpurgisnacht* und dem unmittelbar folgenden Traum-Intermezzo eine Fortführung des innerhalb der vorigen Szenen aufgebauten Handlungsschemas zu erkennen. Weder zu der ihr vorausgehenden Ermordung Valentins, noch zu dem sich anschließenden fatalen Höhepunkt der Gretchen-Tragödie scheint ein nachvollziehbarer Zusammenhang zu bestehen. Gewiss erreicht die mephistophelische Bestrebung, Faust in Versuchung zu führen, durch das mit dieser Szene eingeführte Moment der erotischen Verlockung eine neue

---

<sup>736</sup> Petsch 1925. S. 371; vgl. Siegfried Scheibe: *Zur Entstehungsgeschichte der Walpurgisnacht im Faust I.* In: *Goethe-Studien. Sitzungsberichte der deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Klasse für Sprachen, Literatur und Kunst.* Jahrgang 1965. Nr. 4. Berlin: Akademie-Verlag 1965. S. 7–61, hier S. 7.

<sup>737</sup> Petsch 1925. S. 378.

<sup>738</sup> Jochen Schmidt: *Goethes Faust. Erster und Zweiter Teil. Grundlagen – Werke – Wirkung.* 3. Auflage. München: Beck 2011. S. 186.

Dimension, eine stringente szenische Überleitung jedoch bleibt aus. So wirkt Mephistos in der Nacht des Aufeinandertreffens mit Valentin erwähnter Hinweis auf die bevorstehende „herrliche Walpurgisnacht“, die ihm „schon durch alle Glieder“<sup>739</sup> spuke, fast beiläufig, ohne dass im weiteren Gespräch zwischen ihm und Faust darauf näher Bezug genommen würde – fast so als wolle Goethe mit ihm auf eine Szene hinführen, für deren Aufnahme in die Tragödie zum Zwecke des Fortschreitens der Handlung offenbar tatsächlich wenig Veranlassung zu bestehen scheint.

Die Frage nach dem Beweggrund, die Szene dennoch aufzunehmen, stellt sich umso dringlicher angesichts der Tatsache, dass sie in der als *Urfaust* überlieferten Fassung des ersten Teils der Tragödie gar nicht vorgesehen ist, sondern erst nach rund dreißig Jahren in das Stück Einzug hält.

Hinsichtlich der Aufforderung Katharina Mommsens, zur Annäherung an komplexe Passagen zunächst den „Gang des Goetheschen Fabulierens“<sup>740</sup> nachzuzeichnen, und unter Berücksichtigung des Rates von Thomas Gelzer, diesbezüglich sämtliche Zwischenstadien eines Textes heranzuziehen,<sup>741</sup> erscheint eine knappe Skizzierung dieser drei Jahrzehnte überdauernden Bearbeitung angebracht.

Nachdem sich Goethe bereits in den Straßburger Jahren mit dem *Faust*-Stoff befasst hat, beginnt er nach seiner Rückkehr nach Frankfurt mit der Konzeption einer eigenen Ausgestaltung. Dieses Vorhaben treibt er vor allem in den Jahren 1774 und 1775 intensiver voran. Über die Fortschritte des Projekts herrscht in seinem unmittelbaren Umfeld aber offensichtlich erhebliche Uneinigkeit. So schreibt Heinrich Christian Boie, der mit Goethe in diesem Jahr wegen eines Beitrags zum *Göttinger Musenalmanach* zusammenarbeitet, bereits Mitte Oktober 1774 in einem Reisebrief aus Frankfurt, der „Dr. Faustus“ sei „fast fertig“;<sup>742</sup> wohingegen Friedrich Leopold Graf zu Stolberg noch in einem Brief an seine Schwester vom 6. Dezember 1775 von einem „halbfertigen“ Stück spricht.<sup>743</sup> Diese Einschätzung wird sich bewahrheiten, denn obwohl die Weimarer Gesellschaft die im Herbst 1775 mitgebrachte Fassung –

<sup>739</sup> HA. Bd. 3. S. 116 (V. 3660f.).

<sup>740</sup> Mommsen 1992. S. 140.

<sup>741</sup> Vgl. Gelzer 1992. S. 126.

<sup>742</sup> Zitiert nach: Karl Weinhold: *Heinrich Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert*. Halle: Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1868. S. 70.

<sup>743</sup> *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen*. Bd. 1. 1982. S. 148; vgl. Kommentar zur Entstehungsgeschichte. In: HA. Bd. 3. S. 423f.

den *Urfaust* – durchaus positiv aufnimmt, scheint Goethe in den darauf folgenden Jahren die Arbeit nicht oder nur sporadisch fortzusetzen, sodass noch die 1786 erscheinende Vorankündigung für die bei Göschen in Leipzig geplante achtbändige Werkausgabe das Stück mit *Faust, ein Fragment* betitelt.<sup>744</sup>

Im selben Jahr fasst Goethe den Plan, einige unvollendete Texte auf seine Italienreise mitzunehmen und so hat er auch das *Faust*-Manuskript im Gepäck, als er im Juli nach Karlsbad aufbricht.<sup>745</sup> Aus Rom schreibt er am 12. Dezember an Carl August, er habe *Iphigenie* umgeschrieben und wolle nun „endlich auch über Faust hergehn.“<sup>746</sup> Noch im Sommer des folgenden Jahres ist ihm dies aber offenbar nicht gelungen. Zwar verkündet er dem Herzog in einem Schreiben vom 11. August 1787, das Stück bis Ostern 1788 ausgearbeitet haben zu wollen,<sup>747</sup> fügt jedoch am 8. Dezember hinzu, an *Faust* erst „ganz zuletzt“ zu gehen, „wenn [er] alles andre hinter [sich] habe.“<sup>748</sup> Um das Stück zu einem Abschluss zu bringen, werde er sich „sonderbar zusammennehmen müssen“.<sup>749</sup> Die Weiterarbeit gestaltet sich also offenbar schwierig, sodass Goethe den Herzog am 16. Februar 1788 wissen lässt, er habe nun zwar beinahe alles abgearbeitet, was er sich vorgenommen habe, den „Berg ‚Faustus‘“<sup>750</sup> allerdings habe er noch vor sich. Nachdem es ihm nicht gelingt, diesen Berg zu bewältigen und die geplante Fertigstellung bis Ostern 1788 in die Tat umzusetzen, stagniert die Arbeit vermutlich erneut über mehrere Monate. Im Juli 1789 fasst Goethe schließlich den Entschluss, *Faust* für den Druck bei Göschen als Fragment zu belassen.<sup>751</sup>

Erst 1797 trägt er sich auf die Ermutigung durch Schiller mit dem Gedanken, die Arbeit wieder aufzunehmen, was er dann – wie zahlreiche Tagebucheinträge aus dem April 1798 belegen – auch tatsächlich tut.<sup>752</sup> Am 5. Mai schreibt er an Schiller, er habe das „höchst confuse Manuscript“ abgeschrieben, in einzelne Kapitel aufgeteilt und gedenke, es nun um einige Teile zu ergänzen und „das ganze früher oder später

<sup>744</sup> Vgl. Kommentar zur Entstehungsgeschichte. In: HA. Bd. 3. S. 424.

<sup>745</sup> Ebd.

<sup>746</sup> WA. Bd. 101 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 8. Bd.: Italiänische Reise. August 1786–Juni 1788). S. 83.

<sup>747</sup> Ebd. S. 241.

<sup>748</sup> Ebd. S. 305.

<sup>749</sup> Ebd.

<sup>750</sup> Ebd. S. 347.

<sup>751</sup> WA. Bd. 102 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 9. Bd.: Weimar – Oberitalien – Schlesien – Weimar. 18. Juni 1788–8. August 1792). S. 139.

<sup>752</sup> Vgl. WA. Bd. 79 (III. Abt.: Goethes Tagebücher. 2. Bd.: 1790–1800). S. 205f.

zusammen zu stellen“.<sup>753</sup> Es entstehen in der unmittelbaren Folgezeit zwar Konzepte, eine konkretere Ausarbeitung aber bleibt aus. So schreibt Schiller am 24. März 1800 an Johann Friedrich Cotta, er glaube nicht, dass Goethe seinen *Faust* noch einmal vornehme, „wenn er nicht von aussen und durch anlockende Offerten veranlaßt“<sup>754</sup> werde. Und tatsächlich nimmt Goethe die Arbeit erst im Frühjahr 1806 im Zuge der Vorbereitung für eine neue Ausgabe der Werke bei Cotta wieder auf, in deren achtem Band das Stück schließlich 1808 nach Jahrzehnten der wiederholten Umstrukturierung, des Haderns und der Stagnation unter dem Titel *Faust, I. Teil* erscheint.

Diese knappe Rekonstruktion dokumentiert nicht nur, wie sehr Goethe die Arbeit an seinem *Faust* beschäftigt, ja zeitweise sogar regelrecht belastet, sondern sie liefert auch wesentliche Anhaltspunkte bezüglich der Konzeption und Einarbeitung der *Walpurgisnacht*. Laut der von Erich Trunz kommentierten *Hamburger Ausgabe* der Werke erfolgt diese zwischen 1797 und 1805.<sup>755</sup> Erste Entwürfe stammen also vermutlich aus der Zeit, in der Goethe das „höchst confuse Manuscript“ nach beinahe zehn Jahren erstmals wieder zur Hand nimmt und eine Phase der gründlichen Überarbeitung plant. Diese These wird in der Forschung im Allgemeinen mit dem Verweis auf Goethes um die Jahrhundertwende intensiv betriebene Auseinandersetzung mit der Blocksberg-Literatur und entsprechende Entleihungen aus der Weimarer Bibliothek gestützt, und dieses gesteigerte Interesse wiederum auf seine Reisen in den Harz und die Aufstiege auf den Brocken zurückgeführt.<sup>756</sup> Doch die letzte Brockenbesteigung 1784 liegt zum Zeitpunkt der vermeintlichen Ausarbeitung der Szene bereits rund fünfzehn Jahre, der für Goethe wohl bedeutsamste Aufstieg im Winter 1777 sogar mehr als zwei Jahrzehnte zurück, sodass von einer unmittelbaren Anregung nicht die Rede sein kann. Was also mag ihn tatsächlich dazu bewegen, die *Walpurgisnacht* in seinen „Berg ‚Faustus‘“ einzubauen?

Womöglich eröffnet gerade dieser Ausspruch Goethes eine Möglichkeit, sich der Beantwortung dieser Frage anzunähern, denn immerhin unternimmt Goethe in den zwischen der Entstehung des *Urfaust* und der Ausarbeitung der endgültigen Fassung

---

<sup>753</sup> WA. Bd. 106 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 13. Bd.: 1798). S. 136f.; vgl. Scheibe 1965. S. 34.

<sup>754</sup> Friedrich Schiller: *Werke. Nationalausgabe*. Dreissigster Band: Briefwechsel. Schillers Briefe. 1.11. 1798–31.12.1800. Hrsg. von Lieselotte Blumenthal. Weimar: Böhlau 1961. S. 146; vgl. Scheibe 1965. S. 46.

<sup>755</sup> Vgl. Kommentar zur Entstehungsgeschichte. In: HA. Bd. 3. S. 567.

<sup>756</sup> Vgl. Anmerkungen zu Faust I. In: HA. Bd. 3. S. 567–569; vgl. Petsch 1925. S. 368.

des Stückes liegenden dreißig Jahren eine ganze Reihe bedeutsamer Gipfelbesteigungen. Leider ist jedoch auf diese in der Diskussion um die *Walpurgisnacht*-Szenerie bislang nicht Bezug genommen worden, obwohl das Ausziehen von Verbindungslinien zu Goethes eigenen Gipfel-erlebnissen durchaus lohnenswert erscheint.

So sei zunächst an die bemerkenswerten intertextuellen Bezüge zu den Aufzeichnungen über die 1770 unternommene mehrtägige Reise mit Engelbach und Weyland erinnert. In der späteren Rekonstruktion der Vogesen-Tour erläutert Goethe, er habe sich durch Berichte über einen „brennenden Berge“ dazu veranlasst gefühlt, die Steinkohlegruben bei Dudweiler aufzusuchen, um „diese Wunder in der Nähe zu beschauen.“<sup>757</sup> Als er und sein Begleiter dann tatsächlich in die besagte „Region des brennenden Berges“ vorgedrungen seien, habe sie ein „starker Schwefelgeruch“ umzogen, „dicker Dampf“ sei „aus den Klunsen“ aufgestiegen, „die eine Seite der Hohle [sei] nahezu glühend, mit rötlichem, weißgebrannten Stein bedeckt“ gewesen und man habe „die Hitze des Bodens auch durch die starken Sohlen“<sup>758</sup> gespürt. Die Schilderungen der sich Faust auf einem Mittelgipfel des Brockens offenbarenden Eindrücke entsprechen Goethes biografischem Bericht fast wörtlich. So ist in den betreffenden Versen ebenfalls die Rede von in Schwaden aus den Abgründen heraufziehendem Dampf, aus dem Dunst hervorleuchtender Glut sowie einem aus der Tiefe „seltsam“ aufglimmenden „morgenröthlich trübe[m] Schein“, der die Felswand schließlich aussehen lässt, als sei sie „in ihrer ganzen Höhe [e]ntzündet“.<sup>759</sup>

Zwar erfolgt die Niederschrift des Berichts über die Wanderung durchs Elsass erst im Zuge der Arbeit am 10. Buch von *Dichtung und Wahrheit* in den Jahren 1811 und 1812, also nachdem der erste Teil des *Faust* inklusive der *Walpurgisnacht* bereits erschienen ist, sodass sich einwenden ließe, nicht der Reisebericht habe die Ausgestaltung der Szene beeinflusst, sondern vielmehr umgekehrt habe die fertig konzipierte Szene sich auf die Rekapitulation der Erlebnisse im Elsass ausgewirkt. Die Tatsache aber, dass Goethe das Erwachen seines eigentlichen Interesses für die Berggegenden auf die Gipfelerlebnisse von 1770 zurückführt, ihnen also rückblickend eine enorm hohe Bedeutung beimisst, lässt die Vermutung zu, dass die Erinnerung an die Vogesen-Wanderung – obgleich noch nicht schriftlich ausgearbeitet – bezüglich der

<sup>757</sup> HA. Bd. 9. S. 420.

<sup>758</sup> Ebd. S. 421.

<sup>759</sup> Ebd. S. 123f.

Konzeption der *Walpurgisnacht*-Szenerie durchaus eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben dürfte.

Auch wenn sich die Chronologie der Bezugnahmen hinsichtlich dieser Sequenzen nicht in vollem Umfang verifizieren lässt, verwundert es doch sehr, dass auf die offenkundigen intertextuellen Bezüge bislang nicht zumindest hingewiesen und der Versuch unternommen worden ist, sich der Einordnung der *Walpurgisnacht* auf diesem Wege anzunähern.

Auf das erste Gipfelerlebnis im Elsass folgt 1771 der Aufstieg auf den Odilienberg, 1775 die erste Reise in die Schweiz, zwei Jahre später die wichtige erste Brockenbesteigung, mit der Goethe – wie er gegenüber Charlotte von Stein bekennt – die „Fäden“ seines „daseyns“ zu ordnen versucht, 1779 die zweite Besteigung des Gotthard in Begleitung des jungen Herzogs sowie zwei weitere Harzreisen in den Jahren 1783 und 1784. Wie in den vorangegangenen Kapiteln erläutert, sind diese Reisen ins Gebirge größtenteils auf lebensweltliche Ausnahmesituationen zurückzuführen und in diesem Sinne durchaus als Strategie zur Bewältigung konkreter Lebenskrisen durch eine bewusst initiierte Entgrenzung zu interpretieren. Dass die dritte Besteigung des Gotthard im Jahr 1797 durch die zuvor im Zuge der Reise nach Italien vollzogene Horizontverschiebung aus diesem Schema herausfällt, ist im vorliegenden Kontext bereits umfassend verdeutlicht und auch von der Forschung zur Kenntnis genommen worden. Bislang allerdings unbeachtet geblieben ist die Tatsache, dass Goethe in ebendiesem Jahr der dritten Schweizreise auf Anraten von Schiller die Arbeit an seinem *Faust* wieder aufnimmt und vermutlich auch erste Entwürfe zur *Walpurgisnacht* verfertigt. Während ihn also keine seiner eigenen, intensiv erlebten Gipfelbesteigungen in den Jahrzehnten zuvor zur Ausarbeitung dieser Szenerie anregt, vollzieht sie sich ausgerechnet in einer Zeit, in der sich die Gebirge für Goethe bereits aus ihrer lebensweltlichen Bestimmung als Einsamkeitsorte herausgelöst haben und er sich – wie er rückblickend im Gespräch mit Eckermann betont – „ruhig mit ihnen befassen“ kann.<sup>760</sup>

In diesem Sinne kann die *Walpurgisnacht* als zentrales Zeugnis des Wandels betrachtet werden, der sich innerhalb Goethes Auseinandersetzung mit dem Gebirge

---

<sup>760</sup> Eckermann 1836. Bd. 1. S. 110 – Auch Jochen Schmidt verweist darauf, dass die Szene nach der Italienreise entstand (vgl. Schmidt 2011. S. 186), bezieht sich aber nicht auf die Gipfel-Thematik.

seit der Jahrhundertwende vollzieht – des Übergangs von der subjektiven Wahrnehmung der Gebirge als Folie für immer neue Ich-Entwürfe zu ihrer objektiven Nutzbarmachung im literarischen Kontext. Im Zuge dieses Paradigmenwechsels gelingt es Goethe, den landschaftlichen Raum des Gebirges zum literarischen Raum umzugestalten, ihn damit auch für seinen Protagonisten erfahrbar zu machen und ein für ihn selbst bedeutsam gewordenes Muster an Faust zu übereignen.

Dieser jedoch besteigt den Brocken nicht aus eigenem Antrieb, sondern wird von Mephisto geführt, und auf dem Gipfel angekommen bleibt ihm der beeindruckende Blick in die Weite, wie Goethe ihn selbst wiederholt gesucht und aus dem er stets Kraft geschöpft hatte, angesichts des mephistophelischen Blocksberg-Treibens verwehrt. In Faust entflammt nicht etwa ein gesteigertes „Interesse der Berggehenden“, sondern er wird – es ließe sich beinahe von einer petrarkischen Wende sprechen – auf sich selbst und damit auf die Sorge um Gretchen zurückgeworfen.

Inwiefern der mit der dritten Reise in die Schweiz im Jahr 1797 vollzogene grundlegende Wandel bezüglich der Wahrnehmung der Berge sich tatsächlich auf die Konzeption der *Walpurgisnacht* ausgewirkt oder zumindest das Entstehen erster Entwürfe begünstigt haben mag, kann an dieser Stelle nicht abschließend geklärt werden. Die im vorliegenden Kontext erfolgte Argumentation ist daher in erster Linie als Appell an die Forschung zu verstehen, die Diskussion um die vermeintlich aus dem Rahmen des ersten Teils der Tragödie herausfallende Szene unter Berücksichtigung der ausgezogenen Verbindungslinien zu Goethes eigenen Gipfelerlebnissen neu aufzunehmen und ihr im Gesamtkontext des Werkes eine weitaus größere Bedeutung beizumessen, als dies bislang der Fall war – vor allem im Hinblick auf das mit ihr eingeführte Prinzip des Gipfelblicks, das erst im 4. Akt des zweiten Teils der Tragödie in seiner ganzen Relevanz zum Tragen kommt.

### 3.4.5.3 Wagners Homunculus als gescheiterter Versuch der Erhebung auf den Gipfel der Wissenschaft

Bevor der Blick sich auf die Hochgebirgsszenerie im *Faust II* richtet, soll zunächst eine andere bedeutsame Episode im zweiten Teil der Tragödie untersucht werden, die ihre Relevanz nicht nur dadurch entfaltet, dass sie als unmittelbare Vorgeschichte zu

Fausts Verbringung ins Hochgebirge anzusehen ist, sondern auch durch eine Verwendung des Gipfel-Motivs, die auf die bereits erläuterte Genius-Gipfel-Affinität des Sturm und Drang rückverweist und damit hinsichtlich Goethes Beschäftigung mit dieser Thematik ebenfalls mehrere Jahrzehnte zu überspannen imstande ist. Die Rede ist von Wagners experimentellen Versuchen zur Erschaffung eines Menschen, mit der er sich – mittlerweile der Rolle des Schülers entwachsen und von den eigenen Fähigkeiten überzeugt – auf den höchsten Gipfel der Wissenschaft aufzuschwingen beabsichtigt.

Die Tradition, in die Goethe seinen Forscher einordnet, ist lang, zählt die Idee künstlich erschaffenen Lebens doch zu den ältesten Zukunftsphantasien der Menschheitsgeschichte. In ihr spiegeln sich – wie Elisabeth Frenzel innerhalb ihrer umfassenden Beschäftigung mit dem Motiv herausarbeitet – der Schöpfungsdrang und Erfindergeist, aber auch das Nützlichkeitsdenken sowie die Herrschsucht der Menschen wider. Das an Schöpfungsmythen zahlreicher Völker anklingende utopische Ziel, „sich über den Zwang des Sexus erheben und den Zeugungsakt durch einen geistigen und künstlerischen ersetzen“<sup>761</sup> zu wollen, hat früh auch in die Kunst Einzug gehalten, sich entsprechend in einer Vielzahl literarischer Zeugnisse manifestiert und gehört heute zu den zentralen Motiven der Weltliteratur. Ein kurzer motivgeschichtlicher Überblick scheint daher an dieser Stelle angebracht.

Die Literatur der klassischen Antike entwirft den künstlichen Menschen meist als Androiden, der natürlichen Vorbildern nachempfunden und von Göttern oder Halbgöttern erschaffen wird. In Ovids *Metamorphosen* etwa formt Prometheus Menschen aus Wasser und Lehm, in Hesiods *Werke und Tage* wird Pandora, die erste Frau auf Erden, auf Befehl des Zeus von Hephaistos, dem Gott der Schmiedekunst, hergestellt und bei Homer erschafft ebendieser Hephaistos nicht nur goldene Jungfrauen, die ihm dienen, sondern im Auftrag von König Minos von Kreta auch den Riesen Talos. Auffallend häufig findet sich die künstliche Frauengestalt, die den Menschen in Liebe an sich zu fesseln vermag.<sup>762</sup> In der Spätantike rückt neben dem bis dato

---

<sup>761</sup> Frenzel 2008. S. 501.

<sup>762</sup> Vgl. Frenzel 2008. S. 501f.; vgl. *Die lebendige Puppe. Erzählungen aus der Zeit der Romantik*. Hrsg. von Rudolf Drux. Frankfurt am Main: Fischer 1986. S. 245f.; vgl. Rudolf Drux: *Frankenstein oder der Mythos vom künstlichen Menschen und seinem Schöpfer*. In: *Der Frankenstein-Komplex. Kulturgeschichtliche*

hauptsächlich erwähnten Aspekt der Belebung durch göttliche Einwirkung auch der Einfluss von Zauberkünsten vermehrt in den Blickpunkt. So ist bei Lukainos die Rede von Geräten und Utensilien, die – in menschliche Kleider gesteckt und mit entsprechenden Zauberformeln belegt – zum Leben erweckt werden können. Angesichts des Gebotes, sich kein Bildnis machen zu sollen, konzentriert sich auch die jüdische Tradition hauptsächlich auf diesen zauberischen Charakter, wobei die zum Einsatz gebrachte Zauberkunst vermeintlich lediglich den Rabbis zuteil wird und diese laut einer in vielen Variationen verbreiteten Sage dazu befähigt, aus Holz oder Erde den zu Diensten verpflichteten Golem zu erschaffen. Erzählungen über sagenhafte Zaubergestalten finden sich in der Folge auch im Mittelalter. So soll es dem Naturwissenschaftler und Theologen Albertus Magnus gelungen sein, einen eisernen Türknopf in einen sprechenden Kopf zu verwandeln, oder dem ebenfalls als Zauberer geltenden Dichter Vergil, eine künstliche Dirne zu erschaffen.

Neben den Varianten der göttlichen und zauberischen Belebung existieren zudem auf naturwissenschaftlichen Überlegungen basierende Vorstellungen, die befruchteter Erde sowie verschiedenen Wurzeln das Potential zuschreiben, unter gewissen Voraussetzungen menschliche Gestalt annehmen zu können, oder nach denen Leben mittels chemischer Experimente hervorgebracht werden kann.<sup>763</sup>

Ein Aspekt, der innerhalb all dieser Konzeptionen stets eine Rolle spielt, ist die Angst vor der Überwältigung des Schöpfers durch sein Geschöpf, weshalb der überwiegende Teil der Geschichten um die Erschaffung eines künstlichen Menschen für den Schöpfer trotz anfänglicher Zuversicht einen unglücklichen Ausgang nimmt und nicht selten in der Notwendigkeit gipfelt, das gefährlich werdende oder sich verselbstständigende Geschöpf zu zerstören, bevor es Unheil anrichten kann.<sup>764</sup> Diese Furcht wird zwar Mitte des 18. Jahrhunderts kurzzeitig von einem optimistischen Glauben an die Möglichkeit abgelöst, künstlich erschaffenes Leben bändigen und die Natur verbessern zu können, bereits am Ende des Jahrhunderts jedoch glaubt man sich von

---

*Aspekte des Traums vom künstlichen Menschen.* Hrsg. von Rudolf Drux. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999. S. 26–47, hier S. 26, 31; vgl. Rudolf Drux: *Männerträume, Frauenkörper, Textmaschinen. Zur Geschichte eines Motivkomplexes.* In: *Textmaschinenkörper. Genderorientierte Lektüren des Androiden.* Hrsg. von Eva Kormann, Anke Gilleir und Angelika Schlimmer. Amsterdam/New York: Rodopi 2006 (= *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 59). S. 21–34, hier S. 21f., 23f.

<sup>763</sup> Vgl. Frenzel 2008. S. 502–504.

<sup>764</sup> Ebd. S. 501.

den Automaten, wie sie etwa Julien Offray de La Mettrie in seiner 1747 veröffentlichten Schrift *L'Homme machine* skizziert hatte, zunehmend bedroht, und innerhalb der romantischen Epoche – etwa in Hoffmanns *Der Sandmann* von 1817 oder in Eichendorffs *Das Marmorbild* von 1819 – kommt erneut auch die erotische Macht zum Tragen, die der künstliche auf den lebendigen Menschen auszuüben vermag.<sup>765</sup>

Im späten 19. und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wird das seit dieser Zeit meist als Roboter bezeichnete computerähnliche Wesen vor der Folie der fortschreitenden Technisierung in zahlreichen Werken „zum Feind und Verdränger des Arbeiters“<sup>766</sup> stilisiert und beschert der Menschheit den Untergang statt der erhofften Befreiung von Sklaverei.

Im Vordergrund stehen heute sozialkritische Aspekte, die Auseinandersetzung der Menschheit mit sich selbst und ihrer zukünftigen Rolle sowie Diskussionen um Nutzen und Risiken biomedizinischen Fortschritts.<sup>767</sup>

Goethe beteiligt sich erstmals Ende des 18. Jahrhunderts am literarischen Diskurs zum Motiv des künstlichen Menschen. Entsprechende Belege finden sich in dem 1777 entstandenen und zehn Jahre später in einer zweiten Fassung veröffentlichten Stück *Der Triumph der Empfindsamkeit*, in dem Goethe die Bindung Prinz Oronaros an eine Puppe skizziert, sowie in der Ballade *Der Zauberlehrling* von 1798, in der ein Besen zum Leben erweckt wird und seinem Schöpfer dienen soll.

Ihren Höhepunkt erreicht die Beschäftigung mit dem Topos dann schließlich im zweiten Teil des *Faust*, dem heute Goethes bereits erwähnte Definition seines Werkes als das eines Kollektivwesens am entschiedensten zugeordnet wird. Gegenüber Eckermann konstatiert er am 6. Dezember 1829: „Da die Conzeption so alt ist [...] und ich seit funfzig Jahren darüber nachdenke, so hat sich das innere Material so sehr gehäuft, daß jetzt das Ausscheiden und Ablehnen die schwere Operation ist.“<sup>768</sup> Dieser wohl auf *Faust II* insgesamt bezogene Satz gilt in besonderer Weise für die Auseinandersetzung mit der Idee des künstlichen Menschen. Als Goethe sich dieser

---

<sup>765</sup> Frenzel 2008. S. 504–506; vgl. *Die lebendige Puppe* 1986. S. 254–261.

<sup>766</sup> Frenzel 2008. S. 510.

<sup>767</sup> Vgl. ebd.

<sup>768</sup> Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823–1832. Zweyter Theil*. Leipzig: Brockhaus 1836. S. 152.

in den späten 1820er Jahren widmet, ist er mit der motivgeschichtlichen Tradition, in die er sich einzureihen gedenkt, bereits größtenteils vertraut. Über diese hinaus unterliegt seine Konzeption jedoch in besonderem Maße auch aktuellen wissenschaftlichen Einflüssen. Der an neuen Errungenschaften im Bereich der naturwissenschaftlichen Forschung stets interessierte Goethe verfolgt die Entwicklungen auf diesem Feld mit höchster Aufmerksamkeit und tauscht sich darüber wiederholt mit Gästen, Freunden und Briefpartnern aus.

Aus der Fülle des so über die Jahre angehäuften „inneren Materials“ resultieren notwendigerweise verschiedene konzeptionelle Stadien, die die Szenerie bis zur letztendlichen Fassung durchläuft. Wie im Folgenden erläutert werden soll, wird Goethe es am Ende sogar für notwendig befinden, den ursprünglichen Entwurf aus aktuellem Anlass aufzugeben.

Im Zeitraum zwischen Frühjahr 1826 und Herbst 1827 beschäftigt sich Goethe erstmals konkret mit der Ausarbeitung der geplanten Homunculus-Szenen.<sup>769</sup> Wie bereits erwähnt, betreibt er ein genaues Quellenstudium und eignet sich ein beträchtliches Wissen an. So erlangt er – wahrscheinlich durch die bereits 1768 erstmals studierten spätmittelalterlich-alchemistischen Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts – auch Kenntnis der Theorien des deutschen Arztes, Alchemisten, Mystikers und Philosophen Paracelsus, der in seiner Schrift *De natura rerum* erläutert, wie es „[...] möglich sei, das ein mensch außerhalb weiblich leibs und einer natürlichen muter möge geboren werden.“<sup>770</sup> Paracelsus setzt gemäß zeitgenössischen Wissens voraus, dass allein der

<sup>769</sup> Vgl. König 1999. S. 227; vgl. Manfred Osten: *„Alles veloziferisch“ oder Goethes Entdeckung der Langsamkeit*. Frankfurt am Main, Leipzig: Insel 2003. S. 53 [nachfolgend zitiert als 2003a]; ders.: *Die evolutionäre Reise – zur Modernität des Goetheschen Homunculus*. In: Goethe-Jahrbuch 120 (2003). S. 216–227, hier 216 [nachfolgend zitiert als 2003b].

<sup>770</sup> Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus: *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Karl Sudhoff. München/Berlin 1928. II. Abt. Bd. 11. S. 312; vgl. Dieter Arendt: *Homunculus – Der Geist „in der Flasche“ oder: ein mephistophelisches Märchen*. In: *Literatur und Geschichte. Festschrift für Erwin Leibfried*. Hrsg. von Sascha Feuchert, Joanna Jablkowska und Jörg Riecke. Frankfurt am Main: Lang 2007 (= Gießener Arbeiten zur Neueren Deutschen Literatur und Literaturwissenschaft 28). S. 261–270, hier S. 261 [nachfolgend zitiert als 2007b]; vgl. Gottfried Diener: *Faust's Weg zu Helena*. Stuttgart: Klett 1961. S. 248; vgl. Drux 1999. S. 37; vgl. Rudolf Drux: *Homunculus oder Leben aus der Retorte: Zur Kulturgeschichte eines literarischen Motivs seit Goethe*. In: *Tales from the Laboratory. Or, Homunculus Revisited*. Hrsg. von Rüdiger Görner. München: Iudicium 2005. S. 91–104, hier S. 97; vgl. Drux 2006. S. 32; vgl. Joachim Müller: *Die Figur des Homunculus in Goethes „Faust“*. Berlin: Akademie-Verlag 1963

männliche Samen Träger des Erbguts und Spender neuen Lebens ist und gelangt demnach zu der Überzeugung, es sei möglich, ihn in einem geschlossenen Gefäß bei konstanter Nahrungs- und Wärmezufuhr so heranreifen zu lassen, dass innerhalb von vierzig Wochen auch ohne das Zutun einer Frau „ein recht lebendig menschlich kint“<sup>771</sup> entstehe. Dieses „homunculum“<sup>772</sup> sei lebensfähig und genauso ausgebildet wie ein natürlich geborenes Kind, nur viel kleiner. Paracelsus’ Ansicht mag aus heutiger Sicht befremdlich anmuten, ist aber angesichts der Tatsache, dass die weibliche Eizelle erst 1827 entdeckt und die Verschmelzung von Ei- und Samenzelle erstmals 1875 beobachtet wird, durchaus nachvollziehbar.<sup>773</sup> Dass Goethe sich bezüglich des ersten Entwurfs stark an dieser, der Möglichkeit, einen Menschen im Reagenzglas heranzuzüchten, optimistisch gegenüberstehenden Theorie orientiert, zeigt eine Notiz vom 17. Dezember 1826. In ihr skizziert er Faust und Mephisto auf dem Weg zu dem

[...] akademisch-angestellten Doctor und Professor Wagner [...] den sie in seinem Laboratorium finden hoch gloriirend daß eben ein chemisch Menschlein zu Stande gekommen sey. Dieses zersprengt Augenblicks den leuchtenden Glaskolben und tritt als bewegliches wohlgebildetes Zwerglein auf.<sup>774</sup>

Wagner, den Goethe als Repräsentanten der spätmittelalterlichen Alchemie auftreten lässt, gelingt es tatsächlich, die paracelsische „extrakorporale in-vitro-Rezeptur“<sup>775</sup> umzusetzen und ein chemisches Menschlein zu erschaffen. Mephisto ist in dieses Szenario nicht involviert, die Schöpfung wird lediglich Wagner zugeschrieben. Zwar trägt das Menschlein hier noch nicht den Namen Homunculus, anhand der Beschreibung seines Äußeren als beweglich, normal ausgebildet und klein ist allerdings der

---

(= Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse 108 (1963). Heft 4). S. 16; vgl. Joachim Müller: *Die Figur des Homunculus in der Faustdichtung*. In: Ders.: *Neue Goethe-Studien*. Halle: Niemeyer 1969 (= Gesammelte Studien 1). S. 189–207, hier S.198; vgl. Osten 2003a. S. 53; vgl. Osten 2003b. S. 217; vgl. Schöne 1994. S. 143.

<sup>771</sup> Paracelsus 1928. S. 317; vgl. Arendt 2007b. S. 261; vgl. Drux 2005. S. 96; vgl. Müller 1969. S. 198; vgl. Osten 2003a. S. 53; vgl. Osten 2003b. S. 217; vgl. Schöne 1994. S. 143.

<sup>772</sup> Paracelsus 1928. S. 317; vgl. Arendt 2007b. S. 261.

<sup>773</sup> Vgl. Drux 2005. S. 97; Osten 2003a. S. 53; vgl. Osten 2003b. S. 217.

<sup>774</sup> WA. Bd. 18 (I. Abt.: Goethes Werke. 15. Bd., Abt. 2, S. 201 (Paralipomenon Nr. 123)).

<sup>775</sup> Schöne 1994. S. 143; vgl. Osten 2003b. S. 220; vgl. Harald Tausch: *Literatur um 1800. Klassisch-romantische Moderne*. Berlin: Akademie Verlag 2011 (= Akademie Studienbücher Literaturwissenschaft). S. 122. – In vitro (lat. im Glas) bezeichnet Vorgänge, die außerhalb des lebenden Organismus stattfinden, im Gegensatz zu solchen, die innerhalb des lebenden Organismus (in vivo) ablaufen.

paracelsische Einfluss deutlich ablesbar. Auf welchem Weg der Zwerg jedoch genau entstanden ist, wird mittels alchimistischer Begriffe lediglich mystisch angedeutet.<sup>776</sup> Explizit hervorgehoben wird hingegen ein ihm innewohnender „allgemeiner historischer Weltkalender“ als Ausdruck „seines feinen tiefen historisch-mythischen Naturrells“<sup>777</sup>, der umgehend Fausts Interesse weckt. Mit dem Gang ins Laboratorium hatte Mephisto sich eigentlich „seines früheren probaten Mittels“ bedienen wollen, „seinen Gebieter nach allen Seiten hin und her zu sprengen“<sup>778</sup> und seine Gedanken von Helena abzubringen, deren Besitz der gerade aus einem komatösen Zustand erwachte Faust mit Nachdruck fordert. Doch der Besuch des ehemaligen Famulus, der eigentlich der Zerstreung dienen soll, bewirkt das Gegenteil. Durch das enorme mythologische Wissen des Menschleins beeindruckt, wittert Faust die Chance, mit dessen Hilfe Helena aus dem antiken Geisterreich ins Leben zurückzuholen. Das Zwerglein übernimmt auch prompt die Führungsrolle und erweist sich im Gegensatz zu Mephisto, der durch seine nordischen Wurzeln zur Antike Griechenlands keinerlei Zugang hat, als überlegen. So vertrauen sich alle vier dem Eilmantel an und begeben sich auf den Weg nach Thessalien.<sup>779</sup> Wagner nimmt auf die Reise eine leere Phiole mit, „um, wenn es glückte, hie und da die zu einem chemischen Weiblein nöthigen Elemente zusammenzufinden.“<sup>780</sup> Und tatsächlich stößt das Menschlein in thessalischem Boden auf eine Anzahl leuchtender Teilchen, die es Wagner pflichtbewusst zur Aufbewahrung in der Phiole übergibt, unwissend allerdings, ob diese dem oben genannten Zweck tatsächlich dienlich sein können.<sup>781</sup> Fraglich bleibt, ob die Idee des chemischen Weibleins lediglich „eine leise Parodie der Adam-Eva-Mythe“<sup>782</sup> darstellt oder ob sich darüber hinaus in ihr bereits Goethes Skepsis gegenüber der paracelsischen Annahme manifestiert, Leben könne ohne das Zutun einer Frau entstehen.

In dieser ursprünglichen Konzeption jedenfalls endet die Geschichte um das von Wagner geschaffene Männlein mit dessen Suche nach den Zutaten zur Erzeugung seines weiblichen Pendants. Die folgenden Passagen des Entwurfs widmen

<sup>776</sup> Vgl. WA. Bd. 18. S. 201; vgl. Müller 1969. S. 196f.

<sup>777</sup> WA. Bd. 18. S. 201f.; vgl. Diener 1961. S. 245; vgl. Müller 1969. S. 197.

<sup>778</sup> WA. Bd. 18. S. 201; vgl. Diener 1961. S. 225; vgl. Müller 1969. S. 196.

<sup>779</sup> Vgl. Müller S. 197.

<sup>780</sup> WA. Bd. 18. S. 203; vgl. Müller 1963. S. 15; vgl. Müller 1969. S. 197.

<sup>781</sup> Vgl. WA. Bd. 18. S. 205.

<sup>782</sup> Müller 1969. S. 197.

sich in erster Linie dem Weg Fausts, die Spur von Wagners Geschöpf hingegen verliert sich.<sup>783</sup>

Zu Beginn des Jahres 1828 – Goethe ist bereits seit beinahe zwei Jahren mit der Konzeption der Szene befasst – gelingt in Berlin ein bahnbrechendes biochemisches Experiment, dessen erfolgreiche Durchführung man bis dato für unmöglich befunden hatte: die „Umwandlung anorganischer in organische Materie in der Gestalt der Wöhlerschen Harnstoffsynthese.“<sup>784</sup>

Durch Erhitzung von Ammoniumcyanat entsteht eine kristallisierte Substanz, die sich bei näherer Untersuchung als identisch mit tierischem Harnstoff erweist. Mit dieser In-vitro-Synthese widerlegt der seit 1825 an der Berliner Gewerbeschule tätige Mediziner und Chemiker Friedrich Wöhler, dem 1824 mit der Entwicklung einer Reduktionsmethode zur Herstellung von metallischem Aluminium bereits ein wegweisendes Experiment gelungen war, die Theorie des sogenannten Vitalismus<sup>785</sup> und leitet damit eine grundlegende Reform der Chemie ein. Seinem ehemaligen Lehrer Jöns Jacob Berzelius, der heute als Begründer der modernen Chemie gilt, der zu dieser Zeit aber ebenfalls die Grundsätze des Vitalismus proklamiert, schreibt Wöhler nach Stockholm, dass er nun Harnstoff herstellen könne, „ohne dazu Nieren [...] nöthig zu haben“.<sup>786</sup> Die Nachricht zieht aufgrund ihrer enormen wissenschaftlichen,

<sup>783</sup> Vgl. Müller 1963. S. 16; vgl. Müller 1969. S. 198.

<sup>784</sup> Osten 2003a. S. 51; Osten 2003b. S. 216; vgl. Arendt 2007b. S. 261; vgl. Drux 2005. S. 93; vgl. Drux 2006. S. 31; vgl. *Naturwissenschaften in Göttingen. Eine Vortragsreihe*. Hrsg. von Hans-Heinrich Voigt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988 (= Göttinger Universitätschriften, Serie A: Schriften 13). S. 71; vgl. Manfred Osten: *Dr. Faust – ein Auslaufmodell der Evolution? Goethes Tragödie und die Verbeißungen der Lebenswissenschaften*. In: Goethe-Jahrbuch 124 (2007). S. 161–166, hier S. 161; vgl. Ernst Schwenk: *Sternstunden der frühen Chemie. Von Johann Rudolph Glauber bis Justus von Liebig*. 2., überarbeitete Auflage. München: Beck 2000. S. 224–226; vgl. Albrecht Weber: *Goethes „Faust“: Noch und wieder? Phänomene – Probleme – Perspektiven*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005. S. 172.

<sup>785</sup> Die Lehre des Vitalismus lehnte die Rückführung auf bloße chemische und physikalische Grundprinzipien ab und suchte die Grundlage alles Lebendigen, aller organischen Stoffe, in der Existenz eines immateriellen Lebensprinzips, einer transzendenten Lebenskraft (vgl. Schöne 1994. S. 144). Siehe dazu beispielsweise Hans-Werner Schütt: *Die Synthese des Harnstoffs und der Vitalismus*. In: *Ontologie und Wissenschaft. Philosophische und wissenschaftshistorische Untersuchungen zur Frage der Objektkonstitution*. Hrsg. von Hans Poser und Hans-Werner Schütt. Berlin: Technische Universität Berlin Publikationen 1984. S. 199–214.

<sup>786</sup> *Briefwechsel zwischen J. Berzelius und F. Wöhler*. Hrsg. von O. Wallach. Bd. 1. Leipzig: Engelmann 1901. S. 206; vgl. Arendt 2007b. S. 261; vgl. Osten 2003a. S. 51; vgl. Osten 2003b. S. 216; vgl. Schöne 1994. S. 144.

aber auch lebensweltlichen Tragweite innerhalb kürzester Zeit zukunftsweisende Blicke nach sich und bewirkt in der Gesellschaft schon bald Spekulationen über eine nunmehr in greifbare Nähe gerückte realistische Möglichkeit der Generierung des Menschen im Labor. Das größte Geheimnis der Natur scheint entschlüsselt und der Weg zu künstlich erzeugtem Leben endgültig beschritten.<sup>787</sup> Die zeitgenössische wissenschaftliche Zunft jedoch reagiert zurückhaltend und bezeugt gegenüber solch utopischen Zukunftsvisionen vom Menschen aus der Retorte Skepsis. Bereits in seinem 1827 veröffentlichten Lehrbuch der Chemie hatte Berzelius deklariert:

Wenn wir aber auch in Zukunft mehrere solche Producte, aus rein unorganischen Materien und von einer mit den organischen Producten analogen Zusammensetzung, entdecken sollten, so ist doch diese unvollständige Nachahmung immer zu unbedeutend, als dass wir jemals hoffen könnten es zu wagen, organische Stoffe künstlich hervorzubringen, und, wie es in den meisten Fällen in der unorganischen Natur glückt, die Analyse durch die Synthese zu bestätigen.<sup>788</sup>

Demgemäß kommentiert er die Nachricht seines früheren Famulus skeptisch, ja sogar beinahe ironisch:

Sollte es nun gelingen, noch etwas weiter im Produktionsvermögen zu kommen [...], welche herrliche Kunst, im Laboratorium der Gewerbeschule ein noch so kleines Kind zu machen. – Wer weiß? Es dürfte leicht genug gehen.<sup>789</sup>

Goethe erfährt von der Wöhlerschen Harnstoffsynthese wahrscheinlich etwa ein halbes Jahr später. Sein Tagebuch verzeichnet im August 1828 Besuche von Berzelius sowie dem ebenfalls über das Experiment unterrichteten Jenaer Chemiker Johann Wolfgang Döbereiner, der als einer seiner wichtigsten Informanten über die Fortschritte in dieser Disziplin gilt.<sup>790</sup> Entsprechend notiert Goethe am 12. August, er

---

<sup>787</sup> Vgl. Osten 2003b. S. 216.

<sup>788</sup> J. Jacob Berzelius: *Lehrbuch der Chemie*. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. Wöhler. Dritter Band. Erste Abtheilung. Dresden: Arnoldische Buchhandlung 1827. S. 147; vgl. Osten 2003a. S. 55; vgl. Osten 2003b. S. 218; vgl. Schöne 1994. S. 144.

<sup>789</sup> *Briefwechsel zw. J. Berzelius und F. Wöhler* 1901. S. 208; vgl. Arendt 2007b. S. 261; vgl. Osten 2003a. S. 55; vgl. Osten 2003b. S. 218; vgl. Schöne 1994. S. 144.

<sup>790</sup> Vgl. WA. Bd. 88 (III. Abt.: Goethes Tagebücher. 11. Bd.: 1827–1828). S. 260, 266.

habe von Döbereiner „sehr viel Bedeutendes vernommen.“<sup>791</sup> Gemeint sind vermutlich die nur wenige Monate zurückliegenden Ereignisse in Berlin, die für Goethe offenbar von so großer Bedeutung sind, dass sie ihn zur grundlegenden Überarbeitung seiner Homunculus-Szenerie im 2. Akt des *Faust II* veranlassen.<sup>792</sup> Während er 1826 noch beabsichtigt hatte, Wagners Vorhaben der alchemistischen Erzeugung eines Menschleins in der Retorte gelingen zu lassen, gibt er diesen Plan Ende 1829 auf und entwirft eine vollständig neue Szenen-Konzeption.

Besonders deutlich zeigt sich die Veränderung zunächst hinsichtlich der Rolle Mephistos, der nun deutlicher als im ursprünglichen Entwurf in den Vordergrund tritt. Bereits zu Beginn des 2. Akts – unmittelbar vor der erneuten Begegnung mit dem mittlerweile zum Baccalaureus avancierten Schüler aus dem ersten Teil und bevor dem Leser im Anschluss daran der Blick in Wagners Laboratorium gewährt wird – tritt er hinter dem Vorhang hervor und führt den im „hoch gewölbten, engen, gotischen Zimmer“<sup>793</sup> liegenden Faust vor. Dieser war, nachdem er dem Kaiser das Versprechen gegeben hatte, ihm Helena und Paris zu präsentieren, auf Anraten seines mephistophelischen Begleiters zu den Müttern hinabgestiegen, um im „Nichts [...] das All zu finden.“<sup>794</sup> „Versinke denn!“ hatte Mephisto ihm empfohlen, aber vielsagend hinzugefügt „Ich könnt auch sagen: steige!“<sup>795</sup>, und damit wiederum einen bedeutsamen Hinweis auf die bereits erläuterte Duplizität von Tiefe und Höhe, von Gipfel und Abgrund geliefert.

Zwar war es Faust tatsächlich gelungen, Paris und Helena im Rittersaal vor den Augen des versammelten Hofstaats erscheinen zu lassen, das Auftauchen Helenas jedoch hatte ihn sogleich „aus sich selbst entrückt“<sup>796</sup> und mit einem unbändigen Begehren erfüllt. Nach dem gewaltsamen Versuch, sie aus der durch die Mütter kurzzeitig ermöglichten geisterhaften Existenz ins Leben zu ziehen, war er „paralysiert

---

<sup>791</sup> WA. Bd. 88. S. 260.

<sup>792</sup> Vgl. Arendt 2007b. S. 262; Osten 2003a. S. 51 u. 53f.; vgl. Osten 2003b. S. 216; vgl. Osten 2007. S. 161; vgl. Tausch 2011. S. 120; vgl. Schöne 1994. S. 145; vgl. Weber 2005. S. 172.

<sup>793</sup> HA. Bd. 3. S. 202.

<sup>794</sup> Ebd. S. 192 (V. 6256); vgl. Müller 1969. S. 197.

<sup>795</sup> HA. Bd. 3. S. 192 (V. 6275).

<sup>796</sup> HA. Bd. 3. S. 199 (V. 6485); vgl. Diener 1961. S. 223; vgl. Dorothea Hölscher-Lohmeyer: *Natur und Gedächtnis. Reflexionen über die Klassische Walpurgisnacht*. In: *Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘*. Hrsg. von Werner Keller. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992. S. 93–122, hier S. 102.

und in tiefen Schlaf versenkt<sup>797</sup> worden. Mephisto, der Faust nach diesem Vorfall in sein altes Arbeitszimmer gebracht zu haben scheint, kommentiert den sich dem Publikum bietenden Blick wie folgt:

Hier lieg, Unseliger! verführt  
 Zu schwergelöstem Liebesbände!  
 Wen Helena paralysiert  
 Der kommt so leicht nicht zu Verstande.<sup>798</sup>

Von Wagners Famulus erfährt Mephisto, dass Fausts mittlerweile „zum Molekularbiologen und Gentechniker avancierter“<sup>799</sup> ehemaliger Schüler seit Monaten an einem großen Werk arbeitet und jedem Besucher der Zutritt zu seinem Labor strengstens untersagt ist.

Der zarteste gelehrter Männer,  
 Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner,  
 Geschwärzt vom Ohre bis zur Nasen,  
 Die Augen rot vom Feuerblasen,  
 So lechzt er jedem Augenblick;  
 Geklirr der Zange gibt Musik.<sup>800</sup>

Ungeachtet des ausdrücklichen Verbots macht sich Mephisto auf den Weg in die ihm noch wohl bekannten Räumlichkeiten. Der Grund jedoch ist ein anderer als im ursprünglichen Entwurf. Während in der Version von 1826/27 Faust an dieser Stelle bereits wieder aus seinem Paralyse-Schlaf erwacht ist und der Besuch im Labor seiner Zerstreuung dienen soll, ist es in der endgültigen Szenen-Fassung allein die Neugier Mephistos, die ihn dazu bringt, Faust im gotischen Zimmer zurückzulassen und Wagner aufzusuchen. Und so verschafft er sich, durch die Andeutungen des Famulus

<sup>797</sup> Müller. 1969. S. 195; vgl. Diener 1961. S. 223; vgl. Gelzer 1992. S. 127; vgl. König 1999. S. 239; vgl. Müller 1963. S. 6. – Hans Mayer spricht diesbezüglich von einem „Heilschlaf, der immer dort eingesetzt wird, wo eine Häufung von Schuldgefühlen, damit tragische Verstrickung des Helden, die Tragödie weiterzuführen hätte [...]“ (Hans Mayer: *Goethe. Ein Versuch über den Erfolg*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973. S. 93)

<sup>798</sup> HA. Bd. 3. S. 202 (V. 6566–6569).

<sup>799</sup> Osten 2003a. S. 55; vgl. Hölscher-Lohmeyer 1992. S. 104; vgl. König 1999. S. 239; vgl. Osten 2003b. S. 218; vgl. Osten 2007. S. 161.

<sup>800</sup> HA. Bd. 3. S. 205 (V. 6677–6682); vgl. Müller 1969. S. 192f.

möglicherweise schon ahnend, was sich nun ereignen könnte, Zutritt zu betreffendem Laboratorium „im Sinne des Mittelalters“<sup>801</sup>, um dem Professor „das Glück [...] zu beschleunigen“<sup>802</sup>, den er dort, von zahllosen „Apparaten zu phantastischen Zwecken“<sup>803</sup> umgeben, in die Arbeit vertieft und ungeduldig die Vollendung seines Werkes herbeisehnend, auch sogleich vorfindet.

Nicht länger kann das Ungewisse  
 Der ernstesten Erwartung dauern.  
 Schon hellen sich die Finsternisse;  
 Schon in der innersten Phiole  
 Erglüht es wie lebendige Kohle,  
 Ja wie der herrlichste Karfunkel,  
 Verstrahlend Blitze durch das Dunkel.<sup>804</sup>

Auf Mephistos Frage, was denn vor sich gehe, antwortet Wagner in bedeutsamem Flüsterton: „Es wird ein Mensch gemacht.“<sup>805</sup>

Wie er im ersten Teil der Tragödie zur Stelle gewesen war, um der Ungeduld Fausts beizukommen, der in seinem Studierzimmer alles Irdische verneint und sein Dasein als nichtig abgetan hatte, ist Mephisto nun erneut zugegen, um als „Katalysator übereilender Tendenzen“<sup>806</sup> zu fungieren. Und wie aus Fausts „Fluch vor allen der Geduld“<sup>807</sup> schließlich die bedeutsame Wette hervorgegangen war, entsteht auch aus dem mephistophelischen Einschreiten in Wagners ungeduldig vorangetriebene Bemühungen um die Erschaffung eines Menschen Bedeutsames.<sup>808</sup> In Anlehnung an Wöhler versucht nämlich auch Wagner, der bereits im ersten Teil deklariert hatte

<sup>801</sup> HA. Bd. 3. S. 209; vgl. Gerhard Kaiser: *Ist der Mensch noch zu retten? Vision und Kritik der Moderne in Goethes „Faust“*. Freiburg: Rombach 1994. S. 32; vgl. Müller 1969. S. 193.

<sup>802</sup> HA. Bd. 3. S. 205 (V. 6684); vgl. Diener 1961. S. 247; vgl. Müller 1969. S. 193; vgl. Osten 2003a. S. 55; vgl. Osten 2003b. S. 218; vgl. Weber 2005. S. 174.

<sup>803</sup> HA. Bd. 3. S. 209.

<sup>804</sup> Ebd. (V. 6821–6827); vgl. Müller 1969. S. 193.

<sup>805</sup> HA. Bd. 3. S. 209 (V. 6835).

<sup>806</sup> Osten 2003a. S. 55; Osten 2003b. S. 218.

<sup>807</sup> HA. Bd. 3. S. 54 (V. 1606).

<sup>808</sup> Vgl. Aglaja Hildenbrock: *Das andere Ich. Künstlicher Mensch und Doppelgänger in der deutsch- und englischsprachigen Literatur*. Tübingen: Stauffenburg 1986 (= Stauffenburg Colloquium 3). S. 61; vgl. Gelzer 1992. S. 127; vgl. Müller 1969. S. 193; vgl. Osten 2003 a. S. 55; vgl. Schöne 1994. S. 143; vgl. Weber 2005. S. 175.

„Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen“<sup>809</sup>, die Theorie des Vitalismus zu entkräften, und traut sich entschieden mehr zu, als Berzelius in seinem *Lehrbuch der Chemie* für möglich hält.<sup>810</sup>

Die holde Kraft die aus dem Innern drang  
 Und nahm und gab, bestimmt sich selbst zu zeichnen, [...]  
 Was man an der Natur Geheimnisvolles pries,  
 Das wagen wir verständig zu probieren,  
 Und was sie sonst organisieren ließ,  
 Das lassen wir kristallisieren.<sup>811</sup>

Was hier noch als ‚organisiert‘ beschrieben wird, ließe sich im Hinblick auf Goethes Kenntnisstand über das Wöhlersche Experiment und Berzelius' Erläuterungen dazu auch als ‚organisch‘ identifizieren. In diesem Sinne wird Wagners Vorhaben – wie Albrecht Schöne erläutert – anhand der von Goethe gewählten Termini erkennbar „als ein Wöhlers Harnstoff-Kristallisation nacheifernder hybrider Versuch, durch Übertragung anorganischer Bildungsgesetze auf den Bereich des Organischen die Merkpfähle zu verrücken, welche die Grundordnung der Natur bezeichnen.“<sup>812</sup>

Wagners Absichten jedoch gehen über die Bestrebungen eines Friedrich Wöhler noch hinaus. Sein Ziel ist es, einen künstlich optimierten Menschen, einen Über-Menschen zu erschaffen und dabei den Akt der sexuellen Zeugung durch sein Retortenexperiment seiner Würde zu entheben, ja ihn sogar gänzlich abzuschaffen. Der selbst noch nie vom Eros berührte und asketisch lebende Gelehrte empfindet den Vollzug körperlicher Liebe als tierisches Relikt und glaubt, ihn durch die vergeistigte Zeugung, die er selbst als „Überzeugung“<sup>813</sup> bezeichnet, ersetzen zu können: „Und so ein Hirn, das trefflich denken soll, / Wird künftig auch ein Denker machen.“<sup>814</sup>

<sup>809</sup> HA. Bd. 3. S. 26 (V. 601); vgl. Osten 2003a. S. 55; vgl. Osten 2003b. S. 218.

<sup>810</sup> Über dieses sich selbst zugeschriebene Schöpfertum sagt Mephisto bereits früh: „Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!“ (HA. Bd. 3. S. 66 (V. 2050)); vgl. Osten 2003a. S. 57; vgl. Osten 2003b. S. 218.

<sup>811</sup> HA. Bd. 3. S. 210 (V. 6841f. u. 6857–6860); vgl. Müller 1969. S. 195.

<sup>812</sup> Schöne 1994. S. 145; vgl. Diener 1961. S. 252f.; vgl. Kaiser 1994. S. 33.

<sup>813</sup> HA. Bd. 3. S. 210 (V. 6856).

<sup>814</sup> Ebd. (V. 6869f.); Holscher-Lohmeyer 1992. S. 104; vgl. Kaiser 1994. S. 33f.; vgl. Müller 1963. S. 10; vgl. Müller 1969. S. 194f. – Manfred Osten erläutert, dass Goethe nicht nur über Wöhlers Experiment unterrichtet ist, sondern sich darüber hinaus intensiv mit den ersten Erkenntnissen im Bereich

Wer allerdings glaubt, Goethe habe von der künstlichen Erzeugung von Harnstoff auf die Möglichkeit zur künstlichen Erschaffung eines Menschen geschlossen, der erliegt einem Kurzschluss. Vielmehr schätzt er den naturwissenschaftlichen Fortschritt bezüglich dieses Punktes pessimistisch ein und steht den hohen Erwartungen gemäß der ihm von Berzelius und Döbereiner offenbar übermittelten Informationen skeptisch gegenüber. Er ist nicht der Ansicht, es werde irgendwann möglich sein, Menschen auf künstlichem Wege zu erzeugen, und hält eine Überhöhung des Menschen im Wagnerschen Sinne für widernatürlich. Entsprechend sind die 1829 veränderten und in die endgültige Fassung aufgenommenen Homunculus-Szenen als Versuch Goethes zu sehen, solche wissenschaftsutopischen Visionen ironisch zu beleuchten. Schon 1826 hatte er dem Mineralogen und Botaniker Graf Sternberg in diesem Sinne geschrieben „[...] mit dem Positiven [müsse] man es nicht so ernsthaft nehmen, sondern sich durch Ironie darüber erheben und ihm dadurch die Eigenschaft des Problems erhalten.“<sup>815</sup>

Im zurückgehaltenen Postscriptum eines offenbar im November 1825 entworfenen Briefes an seinen Großneffen Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, das Goethe später in die *Maximen und Reflexionen* einfließen lässt, hatte er beklagt, die beschleunigte Zeit lasse „nichts reif werden“, und das Phänomen der Beschleunigung, das er als „das größte Unheil“ seiner Zeit empfindet und als dessen Ursache er hauptsächlich die Ungeduld ansieht, als „velociferisch“ bezeichnet.<sup>816</sup> Diese Wortschöpfung beinhaltet – wie von Manfred Osten bereits umfassend dargelegt wurde – neben den Begriffen ‚velox‘ (schnell) und ‚ferre‘ (bringen) auch den Verweis auf Luzifer. Es lässt sich bezüglich Mephistos Zutun zur Entstehung des Homunculus also von einem teuflisch

---

der Hirnforschung befasst und mit den seit der Jahrhundertwende aufkommenden Theorien – etwa von Samuel Thomas von Soemmerring, Carl Gustav Carus oder Franz Joseph Gall – durchaus vertraut ist (vgl. Osten 2007. S. 162).

<sup>815</sup> WA. Bd. 134 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 41. Bd.: April–December 1826). S. 169; vgl. Osten 2003a. S. 71; vgl. Osten 2003b. S. 226f.

<sup>816</sup> WA. Bd. 143 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 50. Bd.: Nachträge und Undatirtes. Register zu Bd. 31–50. S. 244; Brief an Nicolovius siehe WA. Bd. 133 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 40. Bd.: August 1825–März 1826). S. 146f.; *Maximen und Reflexionen* (Nr. 180) siehe HA. Bd. 12. S. 389; vgl. Osten 2003a. S. 68; vgl. Osten 2003b. S. 223; vgl. Manfred Osten: *Homunculus, die beschleunigte Zeit und Max Beckmanns Illustrationen zur Modernität Goethes*. Stuttgart: Steiner 2003 (= Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz. Abhandlungen der Klasse der Literatur 1 (2002)). S. 5 [nachfolgend zitiert als 2003c].

schnellen Hervorbringen sprechen. Als Folge der durch Mephistos mäeutisches Eingreifen in veloziferischer Geschwindigkeit vonstatten gegangenen Geburt kommt das bedauernswerte Geschöpf jedoch „nur halb zur Welt“<sup>817</sup> und bleibt körperlos in seiner Phiole eingeschlossen. Während Wagner also glaubt, das Rätsel um die Entstehung des Menschen gelöst, dem Geheimnis der Zeugung beigegeben zu sein, entzieht das weitere Fortschreiten der Handlung seinen Annahmen jegliche Grundlage und verkehrt sein Tun letztlich ins Gegenteil.<sup>818</sup>

Goethe gestaltet im Hinblick auf den Entwurf nicht nur die Entstehung des chemischen Menschleins um, sondern weist ihm nun auch eine andere, viel bedeutendere Rolle innerhalb des Dramas zu. Während Homunculus nach der ursprünglichen Konzeption mittels seines historisch-mythologischen Wissens lediglich als Wegbegleiter Fausts in die antike Vergangenheit dient, in der dieser die Spuren Helenas zu finden hofft, rückt nun sein eigenes Schicksal in den Mittelpunkt des Geschehens. Von der Ungeduld seiner beiden Erschaffer angesteckt will Homunculus umgehend „tätig sein“ und sich „zur Arbeit schürzen“.<sup>819</sup> Die Gelegenheit, seine unerhörten Fähigkeiten, die „durch seine Tendenz zum Schönen und förderlich Thätigen“<sup>820</sup> sogar Mephistos Potential weit überschreiten, unter Beweis zu stellen, bietet der immer noch paralytisch im Nebenzimmer aufgebahrte Faust, der scheinbar „einer höheren Hülfe bedarf“.<sup>821</sup> Und so schildert das Phiolen-Wesen „[i]n einer Art medialer Identifizierung [...] Fausts Traum; dem selber transparenten Geistwesen ist Fausts Inneres transparent.“<sup>822</sup> Homunculus sieht Leda und den Schwan, die Zeugung Helenas, und fühlt sich sogleich dazu veranlasst, die klassische Walpurgisnacht

<sup>817</sup> HA. Bd. 3. S. 250 (V. 8248); vgl. Osten 2003b. S. 218 u. 220; vgl. Müller 1969. S. 194f.; Schöne 1994. S. 143.

<sup>818</sup> Vgl. Müller 1963. S. 11f.; vgl. Müller 1969. S. 194f.

<sup>819</sup> HA. Bd. 3. S. 211 (V. 6888f.); vgl. Arendt 2007b. S. 264; vgl. Hölscher-Lohmeyer 1992. S. 103; vgl. Mommsen 1992. S. 150; vgl. Müller 1963. S. 13; vgl. Müller 1969. S. 196, 198; vgl. Osten 2003a. S. 55; vgl. Weber 2005. S. 175.

<sup>820</sup> Eckermann Bd. 2. 1836. S. 155 (Gespräch vom 16. Dezember 1829); vgl. Diener 1961. S. 248; vgl. Mommsen 1992. S. 150.

<sup>821</sup> Eckermann Bd. 2. 1836. S. 154; vgl. Diener 1961. S. 226; vgl. Müller 1969. S. 199f.; vgl. Osten 2003a. S. 58; vgl. Osten 2003b. S. 220.

<sup>822</sup> Müller 1963. S. 17; Müller 1969. S. 199; vgl. Arendt 2007b. S. 264; vgl. Drux 2005. S. 98; vgl. Drux 2006. S. 31; vgl. Hölscher-Lohmeyer 1992. S. 105; vgl. Mommsen 1992. S. 152; vgl. Osten 2003a. S. 59; vgl. Osten 2003b. S. 221; vgl. Ford B. Parks-Perret: *Homunculus: Entstehungsrede und Ledatraumvision*. In: Goethe-Jahrbuch 101 (1984). S. 244–249, hier S. 244; vgl. Weber 2005. S. 175.

heraufzubeschwören.<sup>823</sup> Bereits an dieser Stelle werden zentrale Unterschiede der *Walpurgisnacht*-Szenerien aus dem ersten und zweiten Teil ersichtlich. Während Fausts Tätigkeitsbereich ursprünglich das Studierzimmer gewesen war und ihn die Ereignisse auf dem Blocksberg, in die ihn sein mephistophelischer Begleiter unvermittelt hineingezogen hatte, befremdet hatten, kann er in der sich ihm „[a]llunverändert“<sup>824</sup> darbietenden Studierstube nun nicht genesen, sondern soll – so Humunculus’ Plan – in Thessalien, auf dem Felde der klassischen Walpurgisnacht „zu seinem Elemente“<sup>825</sup> gelangen. Anders verhält es sich in Bezug auf Mephisto. War er im ersten Teil mit den Gegebenheiten des Walpurgistreibens vertraut gewesen, sind ihm die Vorgänge, die er im Angesicht dieser fremden Sphäre auf sich zuzukommen vermeint, vollkommen unbegreiflich.<sup>826</sup>

Innerhalb der Forschung ist bezüglich der *Klassischen Walpurgisnacht* vielfach die Parallele zu Goethes Italienreise gezogen, Fausts unbedingtes Verlangen nach Helena also vor der Folie von Goethes Italien-Sehnsucht betrachtet worden. Dorothea Hölscher-Lohmeyer erklärt hingegen, es sei nicht ausreichend, Fausts abenteuerliche

<sup>823</sup> Vgl. Arendt 2007b. S. 264; vgl. Drux 2005. S. 98; vgl. Drux 2006. S. 31f.; vgl. Müller 1969. S. 199f.; vgl. Osten 2003a. S. 61f.; vgl. Osten 2003b. S. 221; vgl. Weber 2005. S. 175. – An dieser Stelle sei auf das Erscheinen einer neuen deutschen Ausgabe der Märchen aus 1001 Nacht 1824/25 verwiesen (*Tausend und Eine Nacht. Arabische Erzählungen*. Zum erstenmal aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt und vollständig übersetzt von Max Habicht, Friedrich Heinrich von der Hagen und Karl Schall. Bd. 1–15. Breslau: Max 1825). Wie Katharina Mommsen erläutert, ist Goethe mit dem orientalischen Märchenzyklus um Scheherazade vertraut und hat bereits die französische Ausgabe gelesen. Die Beschäftigung intensiviert sich jedoch mit der Lektüre der insgesamt fünfzehn Bände umfassenden neuen deutschen Ausgabe, die Goethe offenbar von dem Breslauer Buchhändler Josef Max nach und nach zugesandt bekommt (vgl. Katharina Mommsen: *Goethe und 1001 Nacht*. Bonn: Bernstein 2006 [Aktualisierter reprografischer Nachdruck der ersten Ausgabe. Berlin: Akademie-Verlag 1960]. S. 155f.). Regelmäßige Eintragungen in seinem Tagebuch zeugen von der regen Befassung mit dem Märchenstoff. Im Dezember 1824 schreibt er an Max, „die reichen Bändchen der Tausend und Einen Nacht [hätten ihm] die angenehmsten Abendunterhaltungen bereitet“ (WA. Bd. 132 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 39. Bd.: November 1824–Juli 1825). S. 48). Und Kanzler von Müller gegenüber soll er geäußert haben, die Lektüre helfe ihm „über die trüben Tage“ hinweg (Kanzler [Friedrich] von Müller: *Unterhaltungen mit Goethe*. Kritische Ausgabe besorgt von Ernst Grumach. Weimar: Böhlau 1956. S. 128.) Es scheint gewiss kein Zufall, dass sich Goethe im Frühjahr 1825 wieder der Arbeit am *Faust II* widmet, allem voran der Fortsetzung der Helena-Dichtung von 1800. Es ist anzunehmen, dass auch die Partie der *Klassischen Walpurgisnacht* sowie Fausts Träume auf die Lektüre des orientalischen Märchenstoffes zurückzuführen ist (vgl. Mommsen 1992. S. 140).

<sup>824</sup> HA. Bd. 3. S. 202 (V. 6571).

<sup>825</sup> Ebd. S. 213 (V. 6943).

<sup>826</sup> Vgl. Gelzer 1992. S. 128f.

Reise in das antike Griechenland allein auf Goethes Erlebnisse in Italien zurückzuführen.<sup>827</sup> Vielmehr folge die Verbringung Fausts in die antike Welt dem gängigen Prinzip, Kranke zur Heilung auf Reisen zu schicken, welches noch heute erfolgreich Anwendung finde.<sup>828</sup> Dieser Hinweis erscheint im vorliegenden Zusammenhang besonders interessant, denn wie in den vorangegangenen Kapiteln erarbeitet wurde, dürfte dieser Wirkmechanismus des vor allem psychischen Genesens auf Reisen Goethe nicht nur bekannt gewesen, sondern von ihm selbst durchaus mehrfach erprobt worden sein. Es ließe sich in diesem Zusammenhang sogar der bereits eingeführte Terminus der Reiseflucht bemühen und entsprechend die Hypothese aufstellen, der selbst wiederholt zum Reiseflüchtling gewordene Goethe habe seinem Protagonisten diesen Ausweg gleichermaßen zuteil werden lassen wollen.

Die Tatsache, dass Faust sich aufgrund seines Paralyse-Zustands nicht bewusst und aus eigenem Antrieb zu einer solchen Flucht entschließt, sondern diese von Homunculus initiiert wird, spielt bezüglich des Wirkprinzips an sich keine entscheidende Rolle, verdeutlicht allerdings, welche enorme Bedeutsamkeit der Figur des Homunculus im gesamten Fortgang der Handlung beizumessen ist.

Wagner hingegen muss im Gegensatz zum ursprünglichen Entwurf im Labor zurückbleiben, um angeblich „Wichtigstes zu tun“.<sup>829</sup> Hinter diesen Worten verbirgt sich jedoch keineswegs die Anerkennung seiner Fähigkeiten, sondern vielmehr Goethes Ironie gegenüber Wagners Pedanterie. Schon im ersten Teil hatte ihm für Fausts Begehren, die Welt in all ihren Dimensionen erfahren zu wollen und ihre unbegreifliche Weite am liebsten aus der Vogelperspektive zu schauen, jegliches Verständnis gefehlt und er hatte dem enthusiastischen Schwärmen seines Lehrers entgegnet:

Wie anders tragen uns die Geistesfreuden  
 Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!  
 Da werden Winternächte hold und schön,  
 Ein selig Leben wärmet alle Glieder,  
 Und ach! entrollst du gar ein würdig Pergamen,  
 So steigt der ganze Himmel zu dir nieder.<sup>830</sup>

<sup>827</sup> Vgl. Hölscher-Lohmeyer 1992. S. 99.

<sup>828</sup> Ebd. S. 97.

<sup>829</sup> HA. Bd. 3. S. 214 (V. 6988); vgl. Müller 1963. S. 19; vgl. Müller 1969. S. 200; vgl. Osten 2003a. S. 62; vgl. Osten 2003b. S. 222; vgl. Weber 2005. S. 168.

<sup>830</sup> HA. Bd. 3. S. 40 (V. 1104–1109).

Aus der Entscheidung, Wagner nicht an der Reise teilhaben und den Weg seines Schützlings nicht weiter verfolgen zu lassen, ist allzu deutlich Goethes scharfe Kritik an dem dünnköpfigen, pedantischen Gelehrten abzulesen, der jeden Bezug zur Realität verloren hat und sich darüber hinaus anmaßt, an den Grundpfeilern der Weltordnung rütteln zu können.<sup>831</sup>

Homunculus setzt seinen Weg also ohne Wagner fort und vermutet in der klassischen Sphäre weit mehr als die bereits in der ersten Fassung angelegte Genesung Fausts. Indem ihm dessen Traumvision die Bedeutsamkeit des Eros, der sinnlich-körperlichen Liebe vorführt, erkennt er in der Sphäre der klassischen Walpurgisnacht auch die Gelegenheit zu seiner eigenen Verkörperung, denn das körperlose Retortwesen strebt sehnsüchtig danach, „im besten Sinn“<sup>832</sup> zu entstehen.<sup>833</sup> Es möchte auf seiner Weltwanderung das „Tüpfchen auf das i“<sup>834</sup> entdecken, das Rätsel um die wahrhaftige Menschwerdung lösen, sein entkörperertes Dasein als Laborwesen, die „Präexistenz und Apriorität des kristallinisch-anorganischen Retortenzustands“<sup>835</sup> beenden und zu realer Existenz gelangen. Um den rechten Weg zur Erreichung dieses Ziels zu finden, wendet sich Homunculus – in Thessalien angekommen – an die beiden Philosophen Thales und Anaxagoras. In ihnen spiegelt sich der im Exkurs zu Brockes *Irdischem Vergnügen in Gott* bereits erwähnte, von Goethe häufig thematisierte Streit zwischen Vertretern der Neptunismus- und der Vulkanismus-Theorie wider.<sup>836</sup> Während Anaxagoras die Gestaltung der Erdoberfläche auf vulkanische Eruptionen zurückführt und propagiert „Durch Feuerdunst ist dieser Fels zu Handen“<sup>837</sup>, verteidigt Thales die neptunistische These, die Gebirgsformationen seien innerhalb eines langen evolutionären Prozesses durch die Ablagerung von Sedimentengestein sowie

---

<sup>831</sup> Vgl. Hölscher-Lohmeyer 1992. S. 104; vgl. Kaiser 1994. S. 33; vgl. Schöne 1994. S. 145; vgl. Weber 2005. S. 168.

<sup>832</sup> HA. Bd. 3. S. 238 (V. 7831).

<sup>833</sup> Vgl. Hölscher-Lohmeyer 1992. S. 106; vgl. Mommsen 1992. S. 153; vgl. Müller 1969. S. 199, 201; vgl. Osten 2003a. S. 63; vgl. Osten 2003b. S. 223; vgl. Schöne 1994. S. 145; vgl. Weber 2005. S. 176.

<sup>834</sup> HA. Bd. 3. S. 214 (V. 6994).

<sup>835</sup> Müller 1963. S. 21; Müller 1969. S. 201; vgl. Osten 2003a. S. 63; vgl. Osten 2003b. S. 224; vgl. Weber 2005. S. 176.

<sup>836</sup> Vgl. Arendt 2007b. S. 269; vgl. Hölscher-Lohmeyer 1992. S. 115; vgl. Müller 1963. S. 22; vgl. Müller 1969. S. 202f.; vgl. Osten 2003a. S. 63 u. 67; vgl. Weber 2005. S. 176.

<sup>837</sup> HA. Bd. 3. S. 238 (V. 7855).

eine sukzessive Verdunstung des Wassers gebildet worden. Goethes Abneigung gegen alles Chaotische, Gewaltsame und Zerstörerische und damit auch gegen die Theorie vulkanischer Tätigkeiten im Erdinneren ist bekannt. Thales spricht also gewissermaßen Goethes Grundanschauung aus, wenn er – den Argumenten seines Gegenübers zum Trotz – an seiner Überzeugung „Im Feuchten ist Lebendiges entstanden“<sup>838</sup> festhält und dem sich nach natürlichem Entstehen sehnenen Geistwesen damit das passende Stichwort liefert, in den Disput einzuschreiten und sich seiner Obhut anzuvertrauen. Doch es sind nicht allein Thales' Ablehnung vulkanistischer Denkmodelle und die Aussicht auf Erlösung aus dem entkörpernten Zustand im Meer, die Wagners Geschöpf zu diesem Schritt bewegen. Vielmehr gerät Anaxagoras durch sein zweifelhaftes Ansinnen ins Hintertreffen, Homunculus gewaltsam zum König der Pygmäen erheben und ihm so Macht und Herrschaft verschaffen zu wollen. Homunculus widersteht der Versuchung, denn er will – wie Manfred Osten erläutert – „über den Menschen und damit auch über die veloziferischen Irrtums- und Gewalt-Konstanten der Menschheitsgeschichte hinaus.“<sup>839</sup> Des Weiteren offenbart sich in der Entscheidung für den Naturphilosophen Thales in gewisser Weise auch ein Plädoyer für eine moderne Evolutionstheorie, wie sie zu Lebzeiten Goethes in den Überzeugungen der zeitgenössischen Naturphilosophie bereits anzuklingen beginnt und 1859 schließlich von Charles Darwin formuliert wird. Dieser sieht seine wissenschaftlichen Erkenntnisse rückblickend durch Goethes poetische Arbeit gestützt, bezeichnet ihn in seiner Abhandlung *The Origin of Species* als „extreme partisan of similar views“<sup>840</sup> und bestätigt damit Goethes Vorstellung seines Werkes als „être collectif“. Albrecht Schöne expliziert, bezüglich dieser Episode aus dem *Faust* zeigten sich besonders deutlich „die dem Text innewohnenden prognostischen Tendenzen eines Dichtwerks“, mit dem – wie Goethe am 17. Februar 1831 im Gespräch mit Eckermann zum Ausdruck bringt – überhaupt nur derjenige etwas anfangen könne, der sich „etwas umgethan und Einiges erlebt“<sup>841</sup> habe. Goethe skizziert nicht nur die Generierung eines künstlichen Menschen und greift damit ein seit der Antike bestehendes

<sup>838</sup> HA. Bd. 3. S. 238. (V. 7856).

<sup>839</sup> Osten 2003a. S. 63–65; vgl. Mommsen 1992. S. 144f.; vgl. Schöne 1994. S. 145.

<sup>840</sup> Charles Darwin: *The Origin of Species*. New York: Cosimo 2010 (= The Five Foot Shelf of Classics XI). S. 10; vgl. Arendt 2007b. S. 270; vgl. Osten 2003a. S. 69; vgl. Osten 2003b. S. 225; vgl. Osten 2007. S. 165; vgl. Richards 2002. S. 210; vgl. Schöne 1994. S. 145f.

<sup>841</sup> Eckermann 1836. Bd. 2. S. 276.

Motiv auf, sondern blickt, indem er die zu seiner Zeit bereits erkennbaren gesellschaftlichen Tendenzen weiterdenkt, auch weit in die Zukunft, sodass die betreffenden Szenen auch aus heutiger Sicht nichts an ihrer Aktualität eingebüßt haben. In einem Brief an Nicolaus Borchardt bekennt er am 1. Mai 1828, es sei immer sein Ziel gewesen, ein Konglomerat „theils wirklicher, theils ideeler“ Zustände abzubilden, „damit ein sinniger Leser sich in den Bildern bespiegeln und die mannichfaltigen Resultate bey wachsender Erfahrung selbst herausfinden möge.“<sup>842</sup> Zelter lässt er – die bereits erwähnte diametrale Altersformel des offenbaren Geheimnisses aufgreifend – in einem Brief vom 1. Juni 1831 wissen, er habe den *Faust* so gestaltet, dass „alles zusammen ein offenbares Räthsel bleibe, die Menschen fort und fort ergetze und ihnen zu schaffen mache.“<sup>843</sup> Doch ein seiner Auffassung nach „sinniger“ und erfahrener Leser könne – so schreibt er schließlich am 8. September 1831 an seinen engen Freund Boisserée – in seinem Werk, auch wenn es „noch Probleme genug“ enthalte und „keineswegs jede Aufklärung“ biete, letztlich „sogar mehr finden“, als er zu geben imstande gewesen sei.<sup>844</sup>

Dies zeigt sich vor allem in seinem Homunculus, dem Proteus schließlich zum Entstehen im Sinne eines natürlichen Werdens, eines organischen Prozesses rät.<sup>845</sup> Homunculus soll sich dem Meer übergeben, dem Element, aus dem nach neptunistischer und später darwinistischer Sicht alles Leben entstanden ist.

Im weiten Meere mußst du anbeginnen!  
 Da fängt man erst im kleinen an  
 Und freut sich, Kleinste zu verschlingen,  
 Man wächst so nach und nach heran  
 Und bildet sich zu höherem Vollbringen.<sup>846</sup>

Sich in einen Delphin verwandelnd nimmt Proteus sich des entkörpernten Wesens an, um ihm zur Verkörperlichung zu verhelfen.

<sup>842</sup> WA. Bd. 137. S. 79.

<sup>843</sup> WA. Bd. 141. S. 206; vgl. Gelzer 1992. S. 123.

<sup>844</sup> WA. Bd. 142 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 49. Bd. Juli 1831–März 1832). S. 64.

<sup>845</sup> Vgl. Müller 1963. S. 21; vgl. Osten 2003a. S. 67; vgl. Osten 2003b. S. 224f.; vgl. Schöne 1994. S. 145; vgl. Weber 2005. S. 177.

<sup>846</sup> HA. Bd. 3. S. 250 (V. 8260–8264); vgl. Müller 1969. S. 204; vgl. Weber 2005. S. 177.

Das Erdetreiben, wie's auch sei,  
Ist immer doch nur Plackerei;  
Dem Leben frommt die Welle besser;  
Dich trägt ins ewige Gewässer  
Proteus-Delphin. [...] Schon ist's getan!  
Da soll es dir zum schönsten glücken:  
Ich nehme dich auf meinen Rücken,  
Vermähle dich dem Ozean.<sup>847</sup>

Goethe setzt also – wie Rudolf Drux darlegt – der von Wagner intendierten Zeugung im Labor, der Kristallisierung von Leben aus anorganischen Stoffen, das organische Wachstum nach den ewigen Gesetzen der Natur entgegen, das für die völlige Menschwerdung unabdingbar ist.<sup>848</sup> Indem er sich ins Meer begibt, versucht Homunculus also seine künstliche Existenz organisch zu kompensieren und die durch seine beschleunigte Entstehung übersprungene Entwicklung für sich nachzuholen. Thales bekräftigt:

Gib nach dem löblichen Verlangen,  
Von vorn die Schöpfung anzufangen!  
Zu raschem Wirken sei bereit!  
Da regst du dich nach ewigen Normen,  
Durch tausend, abertausend Formen,  
Und bis zum Menschen hast du Zeit.<sup>849</sup>

Bereits während der Zeit mit Herder in Straßburg hatte Goethe sich mit evolutionsbiologischen Fragen befasst. „Unser tägliches Gespräch beschäftigte sich mit den Uranfängen der Wasser-Erde, und der darauf von altersher sich entwickelnden organischen Geschöpfe“,<sup>850</sup> schreibt er im Rückblick. Es darf also davon ausgegangen werden, dass sich Goethes Verständnis der sich in der Natur ereignenden Prozesse, der evolutionären Entwicklungen, bereits während seiner Studienzeit ausprägt und in

<sup>847</sup> HA. Bd. 3. S. 251f. (V. 8313–8320).

<sup>848</sup> Vgl. Drux 2005. S. 99; vgl. Drux 2006. S. 31; vgl. Osten 2003b. S. 24; vgl. Müller 1969. S. 205; vgl. Weber 2005. S. 177.

<sup>849</sup> HA. Bd. 3. S. 252 (V. 8321–8326); vgl. Osten 2003a. S. 68.

<sup>850</sup> HA. Bd. 13. S. 63; vgl. Wolfgang Schad: *Zeitgestalten der Natur. Goethe und die Evolutionsbiologie*. In: *Goethe und die Verzeitlichung der Natur*. Hrsg. von Peter Matussek. München: Beck 1998. S. 345–382, hier S. 360.

späteren Jahren durch die Lektüre zeitgenössischer Forschungsberichte verfestigt. Auch wenn Goethe selbstredend noch nicht über grundlegende Kenntnisse der Vererbungslehre und Genetik verfügt, ist aus seinen Notizen und Kommentaren deutlich ein Verständnis organisierender Prinzipien zu entnehmen. An August Michael Tauscher schreibt er am 30. September 1817:

Wenn Jemand zu unserer Zeit seine Überzeugung ausspricht: daß noch jetzt eine Entstehung neuer Organismen statt finde und fortwähre, so werden ihm gewiß viele beystimmen; denn durch die Vorstellung einer successiven Schöpfung, welche jetzt ihre Bekenner hat, wird eine immer fortdauernde schon eingeleitet.<sup>851</sup>

Hinsichtlich der Vorstellung des natürlichen Werdens heißt es: „Betrachten wir [...] alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in einer steten Bewegung schwanke.“<sup>852</sup> Homunculus' Ziel ist es, zu einer solchen organischen Gestalt zu werden, daher darf auch er nicht ruhen, sondern muss sich in Bewegung versetzen.

Als Galatee schließlich in ihrem Muschelwagen durch die Wellen herannaht, entzieht er sich bewusst jeglichem Zugriff, stürzt sich „von Pulsen der Liebe gerührt“<sup>853</sup> ins Meer und schafft mit der „Fähigkeit des Entsagens, zur Selbstaufgabe“<sup>854</sup>, letztlich die Voraussetzung für sein Entstehen „im besten Sinn“.<sup>855</sup> Katharina Mommsen erläutert, indem er sich selbst aufgabe, versuche er, sein Defizit, den Mangel an vollkommener Existenz, durch den Verzicht auf sein Dasein als außergewöhnliches Geistwesen zu kompensieren und die „Aufgabe der präexistentiellen Klarheit“<sup>856</sup> sei das Opfer, das er zum Zwecke seiner Menschwerdung zu bringen habe.<sup>857</sup>

---

<sup>851</sup> WA. Bd. 121 (IV. Abt.: Goethes Briefe. 28. Bd.: März–December 1817). S. 265.

<sup>852</sup> HA. Bd. 13. S. 55; vgl. Schad 1998. S. 360f.

<sup>853</sup> HA. Bd. 3. S. 256 (V. 8468); vgl. Müller 1963. S. 20; vgl. Müller 1969. S. 205; vgl. Weber 2005. S. 177.

<sup>854</sup> Mommsen 1992. S. 145.

<sup>855</sup> HA. Bd. 3. S. 238 (V. 7831).

<sup>856</sup> Mommsen 1992. S. 152.

<sup>857</sup> Vgl. Drux 2006. S. 31; vgl. Kaiser 1994. S. 35; vgl. Mommsen 1992. S. 145.

Während Thales darin „Symptome des herrischen Sehns“<sup>858</sup> zu erkennen glaubt, intendiert Goethe mit diesem Akt wohl vielmehr die freiwillige Entäußerung zu einem höheren Zweck, die vollkommene „Hingabe des geistigen Feuers an den nun mit der Epiphanie der Schönheitsgöttin herrschenden Eros [...]“<sup>859</sup>. Dieser hatte mit Wagners Experiment seiner Würde enthoben werden sollen. Mit Homunculus' Entäußerung wird er, wie Joachim Müller expliziert, „wieder in seine vollen Rechte als zeugendes Lebelement eingesetzt.“<sup>860</sup> Darüber hinaus stellt die durch die Figur der Galatee eingeführte göttliche Dimension des Eros nicht nur eine Abkehr von Wagners Hybis dar, sondern zugleich auch von Mephisto und dem durch ihn herbeigeführten im ersten Teil auf dem Brocken-Gipfel waltenden „satanischen Sexus“.<sup>861</sup>

In einem „hymnisch-orgiastischen Akt“<sup>862</sup> zerschellt die Phiole schließlich „am glänzenden Thron“<sup>863</sup> und Homunculus übergibt sich dem Meer, das Proteus als das „ewige Gewässer“<sup>864</sup> bezeichnet, an dem Thales vor allem sein „ewiges Walten“<sup>865</sup> schätzt, das dem in erhöhter Geschwindigkeit zustande gekommenen Geschöpf also Dauer und Bestand zu geben verspricht.<sup>866</sup> Inspiriert von diesem „seltenen Abenteuer“<sup>867</sup> – der Verschmelzung des Geists mit der Schönheit, die bereits als Vorausdeutung auf die bevorstehende Hochzeit Fausts mit Helena zu verstehen ist – beginnen „All-Alle“ sogleich das Leben und seine erzeugende Fruchtbarkeit zu preisen.

Homunculus wagt also tatsächlich den Versuch der Geburt im Zeichen naturhafter Liebe und distanziert sich so entschieden von seinen beiden Erzeugern, „vom zerstörerisch-lebensfeindlichen Teufel wie vom unerotisch-lebensfernen Gelehrten.“<sup>868</sup> Manfred Osten präzisiert, er unterwerfe sich in Korrelation zu seiner veloziferisch beschleunigten Entstehung nun einem radikalen „Entschleunigungsproze[ss]

<sup>858</sup> HA. Bd. 3. S. 256 (V. 8470).

<sup>859</sup> Müller. 1969. S. 205; vgl. Hildenbrock 1986. S. 61; vgl. Osten 2003c. S. 15.

<sup>860</sup> Müller 1963. S. 27; Müller 1969. S. 205; vgl. Gelzer 1992. S. 129; vgl. Kaiser 1994. S. 33.

<sup>861</sup> Müller 1963. S. 20.

<sup>862</sup> Schöne 1994. S. 145.

<sup>863</sup> HA. Bd. 3. S. 256 (V. 8472).

<sup>864</sup> Ebd. S. 251 (V. 8316).

<sup>865</sup> Ebd. S. 255 (V. 8437).

<sup>866</sup> Vgl. Mommsen 1992. S. 154, vgl. Drux 2006. S. 31.

<sup>867</sup> HA. Bd. 3. S. 256 (V. 8483).

<sup>868</sup> Müller 1963. S. 27; Müller 1969. S. 205; vgl. Hölscher-Lohmeyer 1992. S. 104.

durch Rückgriff auf die Evolution.<sup>869</sup> So ist Homunculus letztlich zwar imstande, den neuronalen Defekt des Sich-Übereilens zu überwinden, muss dazu aber die gesamte Schöpfung von vorn beginnen. Die im Brief an Tauscher erwähnte „Vorstellung einer successiven Schöpfung“<sup>870</sup> wird hier noch einmal deutlich. Am 19. März 1807 hatte Goethe Friedrich Wilhelm Riemer, den damaligen Hauslehrer seines Sohnes, der später sein Sekretär werden sollte, wissen lassen, er sei der Ansicht, „[d]ie Natur [könne] zu allem, was sie machen [wolle], nur in einer Folge gelangen. Sie mach[e] keine Sprünge.“<sup>871</sup> Und bereits einige Monate zuvor hatte er ihm gegenüber deklariert, „[d]ie Natur, um zum Menschen zu gelangen, führ[e] ein langes Präludium auf von Wesen und Gestalten, denen noch gar sehr viel vom Menschen fehl[e].“<sup>872</sup> Es scheint, als ließe sich aus diesen Zeilen bereits der Weg ablesen, den er seinen Homunculus später gehen lassen wird. Denn auch er kann keine Sprünge machen, muss sich einreihen in das lange Präludium von Wesen und Gestalten, denen es noch zur vollständigen Menschwerdung fehlt. Manfred Osten fasst treffend zusammen: „Den Allmächtsphantasien der Ungeduld verordnet Goethe also ironisch ein evolutionshistorisches Moratorium von immerhin rund dreieinhalb Milliarden Jahren: Homunculus mu[ss] phylogenetisch nachsitzen.“<sup>873</sup>

Wiederholt hat die Wissenschaft Homunculus als Korrektur Fausts interpretiert, der sich mephistophelisch angeleitet stets der Eile überantwortete, das schnelle Geld oder die schnelle Liebe suche, und auch beim Zücken des Degens schnell bei der Hand sei, wodurch er – wie Manfred Osten darlegt – zum Protagonisten einer in jeder Hinsicht „modernen Tragödie der Übereilungen“ werde, „die gekennzeichnet [sei] durch jene beiden Phänomene, die Goethe als die Konstanten der Menschheitsgeschichte im *Faust* dingfest mach[e]: Irrtum (als übereiltes Denken) und Gewalt (als übereiltes Handeln).“<sup>874</sup> Während Faust sich dieser Eile, dem Fortgang seines

---

<sup>869</sup> Osten 2003a. S. 68; Osten 2003b. S. 224f.

<sup>870</sup> WA. Bd. 121. S. 265; vgl. Schad 1998. S. 361.

<sup>871</sup> *Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherr von Biedermann*. In fünf Bänden. Ergänzt und herausgegeben von Wolfgang Herwig. Zweiter Band: 1805–1817. Zürich/Stuttgart 1969. S. 201; vgl. Schad 1998. S. 361.

<sup>872</sup> *Goethes Gespräche*. Bd. 2. 1969. S. 158; vgl. Schad 1998. S. 361.

<sup>873</sup> Osten 2003b. S. 225; vgl. Arendt 2007b. S. 270; vgl. Osten 2003a. S. 68; vgl. Osten 2003c. S. 17; vgl. Osten 2007. S. 165.

<sup>874</sup> Osten 2003c. S. 17; vgl. Osten 2007. S. 162.

Strebens in veloziferischer Geschwindigkeit, nach seiner Genesung innerhalb der klassischen Walpurgisnacht auch weiterhin widmet, zieht Homunculus die Bremse, um sich einem Prozess der Entschleunigung zu unterziehen und seinerseits zu genesen.<sup>875</sup>

Doch Goethe geht es vermutlich nicht nur darum, Faust zu korrigieren, sondern er befindet es offenbar auch für notwendig, der ungeduldigen, alles übereilenden, veloziferischen Menschheit einen Spiegel vorzuhalten, denn er sieht „[...] die Zeit kommen, wo Gott keine Freude mehr an ihr [habe] und er abermals Alles zusammenschlagen [müsse] zu einer verjüngten Schöpfung.“<sup>876</sup> Diese von ihm prognostizierte, aber noch in ferner Zukunft liegende apokalyptische „Verjüngungs-Epoche“<sup>877</sup> vergegenwärtigt er in der Figur des Homunculus. Mit ihm, der den langen Weg zurück zum Ursprung der Menschheit beschreitet, zeichnet Goethe das Bild eines geistigen Wesens, das „durch eine vollkommene Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt worden [ist].“<sup>878</sup> Das Urteil klingt vernichtend, zeigt aber, wie Manfred Osten darlegt, dass Goethe offenbar „die Risiken und ‚Kollateralschäden‘ unseres [heutigen] Handelns bereits im Blick“<sup>879</sup> hat und verdeutlicht seinen ausdrücklichen Wunsch, die Menschheit dazu zu bewegen, diese Rückwendung zu ihrem Ursprung zumindest gedanklich zu vollziehen, statt sich den zerstörerischen Tendenzen der Ungeduld hinzugeben. Osten fasst zusammen: „Dem linearen Wachstumssyndrom des Fortschrittsoptimismus antwortet er mit einer Kreis-Bewegung: zurück zum Ursprung.“<sup>880</sup>

Ogleich sich die Verbindung zur vorliegenden Thematik nicht auf den ersten Blick erschließen mag, kommt der Homunculus-Episode in der Reihe der von Goethe skizzierten Gipfel-Bilder bei eingehender Betrachtung doch eine überaus bedeutsame Schlüsselposition zu. Seine Bearbeitung des Topos vom künstlichen Menschen ist

<sup>875</sup> Vgl. Osten 2003c. S. 17.

<sup>876</sup> Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823–1832. Erster Theil. Zweyte, mit einem Register versehene Ausgabe.* Leipzig: Brockhaus 1837. S. 262 (Gespräch vom 23. Oktober 1828); vgl. Osten 2003a. S. 65; vgl. Osten 2003c. S. 16.

<sup>877</sup> Eckermann 1837. Bd. 1. S. 262.

<sup>878</sup> Eckermann 1836. Bd. 2. S. 155 (Gespräche vom 16. Dezember 1829).

<sup>879</sup> Osten 2003a. S. 71.

<sup>880</sup> Ebd. S. 68.

zugleich Rückgriff auf antike Motivgeschichte und gewagter Blick in die naturwissenschaftliche Zukunft, und offenbart in diesem Sinne ein Prinzip der Polarität, wie es vor allem auch in den Berichten über seine Gipfelbesteigungen zum Tragen kommt und aus dem letztlich sowohl für Goethe selbst wie auch im Hinblick auf sein literarisches Schaffen bedeutsame Gegensatzpaare erwachsen: Neptunismus versus Vulkanismus, Beschleunigung versus Entschleunigung, Verselbstung versus Entselbstung.

Es ist bereits bemerkt worden, dass der innerhalb der Geschichte um das kleine Geistwesen zum ersten Mal in aller Deutlichkeit aufgeworfene Streit zwischen Neptunismus und Vulkanismus, den Mephisto im Hochgebirge aufgreifen wird, von Goethes bis in die Straßburger Zeit mit Herder zurückreichender Beschäftigung mit den „Uranfängen der Wasser-Erde“<sup>881</sup> zeugt. Die Szene spannt damit also einen Bogen über beinahe sechs Jahrzehnte, von den frühen 1770er Jahren, in denen Goethe in das „Interesse der Berggegenden“ eingeweiht worden war, bis in die späten 1820er Jahre, in denen er sich – inzwischen von ihrer psychisch-emotionalen Anziehungskraft distanziert – „ruhig mit ihnen befassen“ kann, indem er sie nunmehr in erster Linie „in mineralogischer Hinsicht“<sup>882</sup> betrachtet.

Den Weg, den Homunculus beschreitet, vor der Folie von Goethes Gipfelerlebnissen zu betrachten, liegt aber nicht nur aufgrund des in den betreffenden Szenen skizzierten Widerstreits zwischen neptunistischer und vulkanistischer Theorie der Entstehung der Erdoberfläche – und damit natürlich auch der Gebirge – nahe, sondern vor allem, weil sich in Homunculus' Entscheidung für die Entschleunigung und Entselbstung auf frappierende Weise Muster widerspiegeln, denen sich Goethe im Zuge seiner Gipfelbesteigungen vielfach selbst unterworfen hatte.

So hatte er – wie bereits erwähnt – in Bezug auf seine Brockenbesteigung im Winter 1777 von einer „freywilligen Entäuserung“ gesprochen, mit der er die „Fäden“ seines „daseyns“ zu ordnen versucht habe. Während es ihn selbst in die Höhe der Gebirge gezogen hatte, um dem beschleunigten Leben in Weimar für eine Zeit zu entkommen und wieder zu sich selbst zu finden, zieht es seinen in gewissem Sinne ebenfalls auf der Suche nach sich selbst befindlichen Homunculus in die Weite des Meeres. Der Einfluss von Herder könnte sich in diesem Zusammenhang nicht nur in

---

<sup>881</sup> HA. Bd. 13. S. 63.

<sup>882</sup> Johann Peter Eckermann: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823–1832. Erster Theil.* Leipzig: Brockhaus 1836. S. 110.

Bezug auf erdgeschichtliche Denkansätze, sondern auch unter Berücksichtigung des Berichts über dessen Seereise von 1769 geltend machen, zu der er sich – wie bereits ausführlich erläutert wurde – in einer krisenhaften Situation entschlossen hatte. Seine Reise hatte in diesem Sinne also ebenfalls der Entschleunigung gedient und ihm im Angesicht der Weite des Meeres offenbar einen ähnlich intensiven Blick auf sein Leben verschafft, wie ihn Goethe auf den Gipfeln suchte. Dem auch von Homunculus gewählten Weg der Entschleunigung steht nicht nur Fausts Streben, sondern vor allem Wagners Hang zur widernatürlichen Beschleunigung entgegen, mit dem er dem von Goethe nicht nur im Postscriptum des erwähnten Briefes an Nicolovius, sondern auch in einem Brief an Carl Friedrich von Reinhard vom 26. Dezember 1825 als „velociferisch“ bezeichneten „Genius der Zeit“<sup>883</sup> verhaftet bleibt und damit an das Bild eines Wissenschaftlers anschließt, das Goethe bereits innerhalb des Berichts über die 1770 unternommene Wanderung durchs Elsass in Bezug auf den in den Dudweiler Steinkohlegruben tätigen Chemiker Stauf gezeichnet hatte. Indem er Wagners hybriden Versuch misslingen lässt, intensiviert er also in gewissem Sinne sein schon 1811/12 im Zuge der Niederschrift der Vogesen-Tour in *Dichtung und Wahrheit* formuliertes kritisches Urteil über die „Chemiker jener Zeit“.<sup>884</sup> In der in den Jahren 1830 und 1831 in Angriff genommenen Überarbeitung und Ergänzung der Berichte über die Reise in die Schweiz greift er diese Kritik erneut auf und konstatiert, das genialische Streben habe sich in den 1770er Jahren in erster Linie dadurch manifestiert, dass es „die vorhandenen Gesetze überschritt[en], die eingeführten Regeln um[geworfen] und sich für grenzenlos erklärt[...] [habe].“<sup>885</sup> Auch Wagner versucht, die Gesetze der Natur zu überschreiten, alle bisher geltenden Regeln außer Kraft zu setzen und sich mit der angestrebten „Überzeugung“ für grenzenlos zu erklären. Sein Scheitern offenbart in diesem Sinne also nicht nur Goethes Skepsis gegenüber der von Friedrich Wöhler als möglich erachteten Erzeugung von Leben im Labor, sondern bekräftigt über den Kontext der naturwissenschaftlichen Debatten hinaus auch nochmals seine in der Rückschau proklamierte Abkehr von der innerhalb des Sturm und Drang erwachsenen Genius-Gipfel-Affinität im Sinne eines Strebens „ins

---

<sup>883</sup> WA. Bd. 133. S. 198.

<sup>884</sup> HA. Bd. 9. S. 422.

<sup>885</sup> HA. Bd. 10. S. 161.

Grenzenlose“.<sup>886</sup> In dieser Abkehr zeigt sich letztlich sozusagen auch die bereits erwähnte veränderte Wahrnehmung der Gipfelwelt, die der Ambivalenz des Schrecklich-Erhabenen, der Schattenseite des Gipfelblicks, seit der Jahrhundertwende neue Räume zu eröffnen beginnt.

Walter Erhart wendet diese These auf Mary Shelleys Roman *Frankenstein* an und erläutert, „[d]as durch menschliche Hybris technisch hergestellte Ungeheuer besetz[e] [...] buchstäblich die Stelle des früher der Natur zugeschriebenen Schrecklich-Erhabenen.“<sup>887</sup> Der künstlich geschaffene Mensch avanciere somit „zu einer neuen Verkörperung des Erhabenen.“<sup>888</sup> Diese jedoch impliziert sowohl bei Shelley als auch bei Goethe das Scheitern. Frankenstein – zwischenzeitlich bemerkenswerterweise aufgrund seiner Schuldgefühle angesichts der Erschaffung eines Monsters in die Abgeschiedenheit der alpinen Gebirgswelt geflohen!<sup>889</sup> – findet am Ende den Tod, und auch Wagners Experiment verdeutlicht, dass das Sich-Erheben auf einen Gipfel nicht nur Weitblick verheißen, sondern auch einen tiefen Absturz bedeuten kann.

Über die intertextuellen Bezüge zu Goethes Gipfel-Berichten und dem sich diesbezüglich vollziehenden paradigmatischen Wandel hinaus, ist der Geschichte um Wagners künstlich erschaffenes Menschlein aber vor allem deshalb eine entscheidende Rolle beizumessen, weil sie durch die erwähnte Umkehrung des mephistophelischen Walpurgistreibens sowohl auf Fausts erstes Gipfelerlebnis rekurriert, als auch zugleich als wesentliche Hinführung zu seiner aus dem phantasmagorischen Helena-Traum resultierenden Verbringung ins Hochgebirge anzusehen ist, denn erst durch Homunculus' Führung gelingt es Faust letztlich, in die Sphäre der klassischen Walpurgisnacht vorzudringen und Helena auf die Spur zu kommen.

---

<sup>886</sup> HA. Bd. 10. S. 161.

<sup>887</sup> Erhart 1997. S. 91.

<sup>888</sup> Ebd. S. 92.

<sup>889</sup> Ebd. S. 90. – Hinsichtlich der ihn umgebenden erhabenen Landschaft, in der er Trost zu suchen erhofft, deklariert Frankenstein: „It had then filled me with a sublime ecstasy that gave wings to the soul, and allowed it to soar from the obscure world into light and joy. The sight of the awful and majestic in nature had indeed always the effect of solemnizing my mind, and causing me to forget the passing cares of life.“ (*The novels and selected works of Mary Shelley*. Hrsg. von Nora Crook. Bd. 1: *Frankenstein, or The modern Prometheus*. London: Pickering 1996. S. 72).

In diesem Sinne stellt die Homunculus-Episode das zentrale Bindeglied zwischen der Blocksberg-Szenerie im *Faust I* und der bedeutsamen Gipfel-Szene zu Beginn des 4. Aktes im *Faust II* dar, um die es innerhalb des nun folgenden letzten Kapitels zu Goethes Gipfeln gehen soll.

#### 3.4.5.4 Faust im Hochgebirg

Der sich zu Beginn des 3. Aktes noch zu erfüllen scheinende Traum Fausts, Helena zu erobern und dauerhaft an sich zu binden, löst sich am Ende des Aktes buchstäblich in Luft auf. Von der Trauer um Euphorion übermannt, entgleitet Helena ihm endgültig und folgt ihrem Sohn ins Totenreich nach. Während einer letzten Umarmung entschwindet „das Körperliche“<sup>890</sup>, in Fausts Armen bleiben nur ihre Kleider zurück. Doch auch diese lösen sich wenig später auf, umfassen Faust und tragen ihn mit sich fort. Was mit ihm im Inneren dieser aus den letzten körperlichen Spuren Helenas entstandenen Wolke geschieht, entzieht sich dem Einblick des Lesers. Da Goethe das Motiv des Schlafes, des Paralyse-Zustands, jedoch bereits bei Fausts erster Begegnung mit der am kaiserlichen Hof heraufbeschworenen Helena bemüht hatte, liegt die Vermutung nahe, dass ihn wohl auch am tragischen Ende dieser Episode eine Art ohnmächtiger Schlaf umfängt. Mit Hans Mayer ließe sich diesbezüglich von einer Art „Heilschlaf“ sprechen, „der immer dort eingesetzt wird, wo eine Häufung von Schuldgefühlen [...] die Tragödie weiterzuführen hätte [...]“<sup>891</sup>

Zu Beginn des 4. Aktes öffnet Goethe nun den Blick auf „starre, zackige Felsengipfel“.<sup>892</sup> An den Bergessaum schwebt eben eine Wolke heran, die der Leser, indem sie sich öffnet und Faust dem Hochgebirge preisgibt, sogleich als das in der vorigen Szene aus der entschwindenden Helena hervorgegangene mysteriöse Luftphänomen erkennt. Dieses habe ihn – so berichtet Faust – „über Land und Meer geführt“<sup>893</sup>, er scheint also eine beachtliche Strecke zurückgelegt zu haben.

---

<sup>890</sup> HA. Bd. 3. S. 300.

<sup>891</sup> Mayer 1973. S. 93.

<sup>892</sup> HA. Bd. 3. S. 304.

<sup>893</sup> Ebd. (V. 10042).

Es sei an dieser Stelle noch einmal an das bereits erwähnte Bild des schlafend auf den Berggipfel verbrachten Flachlandbewohners erinnert, das Carsten Zelle bei Barthold Heinrich Brockes nachweist und somit als schon für das 17. Jahrhundert durchaus gängigen literarischen Topos definiert, der auch Goethe nicht unbekannt gewesen sein dürfte. Was sich jedoch im *Irdischen Vergnügen in Gott* noch als hypothetisch erdachtes „Schreckenserlebnis des ersten Augenblicks“<sup>894</sup> andeutet, widerfährt Faust nun tatsächlich.

Der Umstand, auf dem Gipfel eines Berges aus einem Traum zu erwachen, scheint in ihm aber keineswegs Schrecken auszulösen. Vielmehr glaubt er, der gen Osten davonziehenden Wolkenmasse nachblickend, darin noch „ein göttergleiches Fraungebild“<sup>895</sup>, bei genauerem Beschauen aber auch ein „jugenderstes, längstentbehrtes höchstes Gut“<sup>896</sup> erahnen zu können. Der Hinweis auf die ihm einst entglittene „Seelenschönheit“<sup>897</sup> lässt den Schluss zu, dass der Verlust Gretchens noch immer nachwirkt und die gesamte Helena-Episode – wie ursprünglich von Goethe auch entsprechend betitelt – als phantasmagorisches Intermezzo gedeutet werden kann.<sup>898</sup>

Indem Faust noch der an die erste Liebe gemahnenden Wolke nachblickt, die sich nicht etwa auflöst, sondern sich „in den Äther“ erhebt und „das Beste [s]eines Innern mich sich fort[zieht]“, <sup>899</sup> kommt Mephisto mit Siebenmeilenstiefeln ebenfalls auf den Gipfel geeilt. Auf dem Felde der klassischen Walpurgisnacht hatten sich ihre Wege getrennt, an deren Ende Homunculus den Weg zu seiner wahren Menschwerdung angetreten hatte.

---

<sup>894</sup> Zelle 1987. S. 245.

<sup>895</sup> HA. Bd. 3. S. 304 (V. 10049).

<sup>896</sup> Ebd. (V. 10059).

<sup>897</sup> Ebd. (V. 10064).

<sup>898</sup> Goethe hatte die Arbeit an den Helena-Szenen bereits im Jahr 1800 begonnen, den gesamten Akt schließlich 1825 ausgearbeitet und ihn zwei Jahre später unter dem Titel *Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie, Zwischenspiel zu Faust* in der *Ausgabe letzter Hand* veröffentlicht. Zwar gelingt es ihm im Zuge zahlreicher Ergänzungen und Umstrukturierungen des 1800 entstandenen Fragments, dieses in die Faust-Handlung einzufügen und eine Begegnung Helenas und Fausts tatsächlich zu ermöglichen, es handelt sich jedoch – wie innerhalb der Forschung seit langem betont wird – um eine Art Spiel im Spiel, und so ist dem Helena-Akt – auch wenn Goethe die erste Titelformulierung später revidierte – seit jeher eine Art Sonderstellung zugeschrieben worden.

<sup>899</sup> HA. Bd. 3. S. 304 (V. 10065f.).

Während dieser sich dem neptunistischen Rat von Thales und Proteus anvertraut und sich dem „ewige[n] Gewässer“<sup>900</sup> übergeben hatte, fühlt sich Mephisto angesichts des „grässlich gährenden Gestein[s]“<sup>901</sup> zu ihren Füßen nun dazu veranlasst, noch einmal Partei für Anaxagoras zu ergreifen, indem er proklamiert, die sich unter ihnen auf-türmenden Felsmassen als ehemaligen „Grund der Hölle“<sup>902</sup> zu erkennen. Gott habe einst – so heißt es in seiner Version der vulkanistischen Theorie – die Teufel „in tiefste Tiefen“ gebannt, in denen „zentralisch glühend“ das „ewig[e] Feuer“<sup>903</sup> sie so zum Husten gebracht habe, „daß gar bald der Länder flache Kruste, / So dick sie war, zerkrachend bersten mußte.“<sup>904</sup> Er selbst sei zugegen gewesen und könne bezeugen, wie „Molochs Hammer“<sup>905</sup> Massen von Schutt und Geröll in die Ferne geschleudert habe. So kommt er – Faust das wohl verwahrte „offenbar Geheimnis“<sup>906</sup> preisgebend – zu dem Schluss: „Was ehemals Grund war, ist nun Gipfel.“<sup>907</sup>

Faust jedoch kann Mephistos „nährischen Legenden“<sup>908</sup> nichts abgewinnen und bekennt seinerseits, das Gebirge bleibe ihm „edel-stumm“, er „frage nicht woher und nicht warum.“<sup>909</sup> Für die näheren Umstände der Entstehung der Erde scheint sich Faust also nicht zu interessieren, er ist vielmehr der Ansicht, die Natur habe „sich in sich selbst gegründet“.<sup>910</sup> Auch wenn seine These, die Hügel hätten sich „bequem hinabgebildet“<sup>911</sup> wiederholt als Hinweis auf einen allmählich absinkenden Ur-Ozean gedeutet und Fausts Erläuterung daher als deutlicher Rückbezug auf die Theorie des Neptunismus betrachtet wurde,<sup>912</sup> scheint sich in seinen Worten eher eine aus der

<sup>900</sup> HA. Bd. 3. S. 251 (V. 8316).

<sup>901</sup> Ebd. S. 305 (V. 10070).

<sup>902</sup> Ebd. (V. 10072).

<sup>903</sup> Ebd. (V. 10076–10078).

<sup>904</sup> Ebd. (V. 10085f.).

<sup>905</sup> Ebd. S. 306 (V. 10109).

<sup>906</sup> Ebd. S. 305 (V. 10093). – Die hier erneut zum Einsatz kommende Altersformel des offenbaren Geheimnisses deutet darauf hin, dass der innerhalb der Geologie herrschende Widerstreit bezüglich der Entstehung der Gebirge trotz der Erkenntnisse Humboldts zu Goethes Lebzeiten nicht vollends beigelegt wurde (vgl. Mehra 1979. S. 193).

<sup>907</sup> HA. Bd. 3. S. 305 (V. 10088); vgl. Schöne 1994. S. 147.

<sup>908</sup> HA. Bd. 3. S. 305 (V. 10073).

<sup>909</sup> Ebd. (V. 10095f.) – Vgl. Dorothea Hölscher-Lohmeyer: *Auf dem Hochgebirg. „Faust“ II – Die erste Szene des vierten Aktes*. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 25 (1981). S. 249–284, hier S. 265.

<sup>910</sup> HA. Bd. 3. S. 305 (V. 10097).

<sup>911</sup> Ebd. (V. 10101).

<sup>912</sup> Vgl. Schöne 1994. S. 147.

wiedererlangten Erinnerung an „[d]es tiefsten Herzens frühesten Schätze“<sup>913</sup> resultierende Perspektive eines die Natur genießenden, aber nicht nach dem Ursprung ihrer Schönheit fragenden Subjekts zu offenbaren. Schon zu Beginn des zweiten Teils der Tragödie hatte Faust in der „anmutigen Gegend“ der „Berge Gipfelriesen“<sup>914</sup> bewundert und „[d]es Lebens Pulse“ wieder „frisch lebendig“<sup>915</sup> schlagen gefühlt. Die Berggipfel – so hatte er ausgerufen – verkündeten schon „die feierlichste Stunde“<sup>916</sup>, indem sie das erste Tageslicht bereits zu genießen imstande seien, lange bevor es sich auf die Erde herabsenke. Es kann also kaum verwundern, dass er sich – nun selbst an dieser erhabenen Stelle stehend – nicht damit aufhält, nach dem Ursprung der ihn umgebenden Landschaft zu fragen, sondern sich durch das Wolken-Erlebnis vielmehr zur Rückbesinnung auf sich selbst veranlasst fühlt. Dorothea Hölscher-Lohmeyer expliziert in diesem Zusammenhang, das durch die Gretchen-Wolke initiierte Erinnern geriere sich zugleich auch als „Akt der Selbstversicherung des Faustischen Ichs nach dem Verlust der Helena [...] der Versicherung seiner selbst als einer immer von neuem aufbrechenden Lebenskraft.“<sup>917</sup>

Dies erkennt wohl auch Mephisto. Zwar versäumt er es nicht, auf Fausts Äußerungen zu reagieren und noch einmal seinen Standpunkt bezüglich der Ausformung der Erdoberfläche deutlich zu machen,<sup>918</sup> ist dann aber sogleich bemüht, sich das beeindruckende Panorama und Fausts Stimmung zunutze zu machen, um ihm den verhängnisvollen Satz zu entlocken.<sup>919</sup>

Doch, daß ich endlich ganz verständig spreche,  
 Gefiel dir nichts an unsrer Oberfläche?  
 Du übersahst, in ungemessnen Weiten,  
 Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten. (Matth. 4.)  
 Doch, ungenügsam, wie du bist,  
 Empfandest du wohl kein Gelüst?<sup>920</sup>

<sup>913</sup> HA. Bd. 3. S. 304 (V. 10060).

<sup>914</sup> Ebd. S. 148 (V. 4695).

<sup>915</sup> Ebd. (V. 4679).

<sup>916</sup> Ebd. (V. 4696).

<sup>917</sup> Hölscher-Lohmeyer 1981. S. 261.

<sup>918</sup> „Was geht mich’s an! Natur sei, wie sie sei! / ’s ist Ehrenpunkt: der Teufel war dabei!“ (HA. Bd. 3. S. 306, V. 10124f.).

<sup>919</sup> Vgl. Hölscher-Lohmeyer 1981. S. 270.

<sup>920</sup> HA. Bd. 3. S. 306 (V. 10128–10133).

In diesem Zusammenhang interessant ist der von Jane K. Brown sowie von Harro Müller-Michaels eingebrachte Hinweis, Fausts Pakt mit dem Teufel könne als Umkehrung eines Satzes von Rousseau gelesen werden.

In den *Träumereien des einsamen Spaziergängers* von 1782 habe dieser konstatiert, alles auf Erden befinde sich „in einem beständigen Fluß“<sup>921</sup> und kein Mensch habe bisher dauerhaftes Glück erfahren. Es gebe selbst „bei dem feurigsten Genuß“ kaum einen „Augenblick, in dem das Herz mit Wahrheit ausrufen könnte: ‚Möchte doch dieser Augenblick immer fort dauern!‘“<sup>922</sup> Goethe – so argumentieren beide – habe den von Rousseau als höchst unwahrscheinlich dargestellten Umstand des Erlebens eines solch erfüllten Augenblicks „zum zentralen Gegenstand der Wette gemacht [...]“.<sup>923</sup>

Müller-Michaels erläutert darüber hinaus, in Rousseaus *Träumereien* konstituiere sich das Geschehen durch einen „zweckfrei-meditative[n] Geisteszustand“ als eine „Form des inneren Erlebens“, „die die Gesetze der Vernunft [...] zugunsten einer ‚tieferen‘ Erfahrung des Individuums außer Kraft setz[e]“.<sup>924</sup> Eine solche Art des Erlebens führe zu „Selbsterkenntnis“ bzw. zu einem „emphatische[n] beglückende[n] Selbstgefühl des Individuums“, bei dem „das Erlebnis der Zeitenthobenheit“ eine zentrale Rolle spiele.<sup>925</sup>

In einem solchen Zustand der Selbsterkenntnis im Zuge des Erlebens einer vollkommenen Zeitenthobenheit befindet sich Faust offenbar auf dem Hochgebirge und es scheint kein Zufall, dass sich Mephisto genau im Moment dieses beglückenden Selbstgefühls mit der Versucherfrage einschaltet. Und Faust bekennt, ihn habe in der Tat „Großes“<sup>926</sup> angezogen. Während Mephisto sogleich an die Vorzüge einer bürgerlichen Existenz oder ein fürstliches Leben im Überfluss denkt, scheint sich Faust im Zuge seines Selbstgesprächs auf der Felsplatte, auf der ihn die Wolke abgesetzt hatte, in erster Linie „seiner selbst als tätiges Ich“<sup>927</sup> wieder bewusst geworden zu sein.

<sup>921</sup> Jean-Jacques Rousseau: *Träumereien des einsamen Spaziergängers*. In: Ders.: *Schriften*. Bd. 2. Hrsg. von Henning Ritter. München, Wien: Hanser 1978. S. 637–760, hier. S. 698; vgl. Müller-Michaels 2005. S. 51.

<sup>922</sup> Rousseau 1978. S. 699; vgl. Jane K. Brown: *Faust als Revolutionär: Goethe zwischen Rousseau und Hannah Arendt*. In: *Goethe-Jahrbuch* 126 (2009). S. 79–89, hier S. 80f.; vgl. Müller-Michaels 2005. S. 51.

<sup>923</sup> Vgl. Müller-Michaels 2005. S. 52.

<sup>924</sup> Müller-Michaels 2005. S. 50.

<sup>925</sup> Ebd. S. 51.

<sup>926</sup> HA. Bd. 3. S. 306 (V. 10134).

<sup>927</sup> Hölscher-Lohmeyer 1981. S. 262.

Und so lässt er seinen Begleiter wissen, es gehe ihm nicht darum, Ruhm und Reichtum zu erlangen, sondern er fühle sich „zu großen Taten“, „zu kühnem Fleiß“<sup>928</sup> angespornt. Der Blick aufs Meer und das ewige Wechselspiel aus Ebbe und Flut habe ihn in ein „Mißbehagen des Gefühls versetzt“<sup>929</sup> und in ihm den Wunsch aufkeimen lassen, die „[z]wecklose Kraft unbändiger Elemente“ zu bannen und „[d]as herrische Meer vom Ufer auszuschließen“.<sup>930</sup>

Was aus diesem Bekenntnis resultiert, lässt sich in Kürze zusammenfassen: Mephisto rät Faust, in den Krieg des Kaisers einzuschreiten, um „[z]u seinem Vorteil etwas auszuziehen“<sup>931</sup>, mit anderen Worten, um „dem Kaiser Thron und Lande“ zu sichern und von ihm im Gegenzug „[d]ie Lehn von grenzenlosem Strande“<sup>932</sup> zu erhalten. Zwar gelingt es Faust dank Mephistos Mithilfe, die Gegner des Kaisers zurückzuschlagen, ihm zum Sieg zu verhelfen und infolge dieser Ereignisse tatsächlich in den Besitz beträchtlicher Ländereien um die Gegend des Strandes zu gelangen, sein auf dem Hochgebirge gefasster Plan der Eindämmung des Meeres jedoch wird nicht weiter verfolgt und verläuft im Sande.

Aufgrund dieser vermeintlich fehlenden Handlungsstringenz hat die Forschung die Einordnung des gesamten 4. Aktes, aber vor allem des Auftakts im Hochgebirge, stets als problematisch erachtet. So ist die Gipfel-Szene häufig auf den an die Helena-Episode anklingenden Eingangsmonolog Fausts reduziert oder lediglich als Hinführung zu dessen Verstrickung in die Wirren des Krieges und dem daraus resultierenden Leben als Großgrundbesitzer betrachtet worden, also als eine Art Bindeglied zwischen dem Abschluss der Helena-Tragödie am Ende des 3. Aktes und dem im 5. Akt problematisierten „tätige[n] Leben im gesellschaftlichen Gefüge.“<sup>933</sup>

Erich Trunz definiert den 4. Akt im Kommentarteil der von ihm textkritisch durchgesehenen *Hamburger Ausgabe* der Werke in erster Linie als „ein Bild des staatlichen Lebens“, als Handlungsraum, in dem Faust erneut mit der höfischen Sphäre in Berührung komme und in dem die Bilderreihe des Stücks so um „die Darstellung der

---

<sup>928</sup> HA. Bd. 3. S. 308 (V. 10182, 10184); vgl. Hölscher-Lohmeyer 1981. S. 270f.

<sup>929</sup> Ebd. S. 308 (V. 10205).

<sup>930</sup> Ebd. S. 309 (V. 10219, 10229).

<sup>931</sup> Ebd. (V. 10237).

<sup>932</sup> Ebd. S. 311 (V. 10304, 10306).

<sup>933</sup> Anmerkungen zum 4. Akt. In: HA. Bd. 3. S. 696.

politischen Welt am Kaiserhof<sup>934</sup> ergänzt werde. Zwar bezeichnet er die Eingangsszene durchaus als Wendepunkt und schreibt ihr insofern eine hohe Bedeutung bei, als dass sich in dem in den Äther auffahrenden Wolkenbild Gretchens bereits Fausts eigenes Schicksal andeute und sich daher von seinem Monolog aus verstehen lasse, warum ihm am Ende seines Lebens schließlich doch die unverdiente Gnade zuteil werde,<sup>935</sup> eine eingehende Auseinandersetzung mit der gewählten Kulisse des Hochgebirges allerdings bleibt bedauerlicherweise aus.

Dabei könnte sich der Rückbezug auf Goethes eigene Gipfelerlebnisse – wie auch im Hinblick auf die *Walpurgisnacht* im ersten Teil – nicht nur bezüglich der Einordnung der Szene selbst als durchaus hilfreich erweisen, sondern darüber hinaus die innerhalb der *Faust*-Forschung bislang wenig beachtete Gipfel-Thematik endgültig als zentralen Motiv-Bereich und bedeutendes gestalterisches Prinzip etablieren.

Im Zuge der Auseinandersetzung mit Goethes Reisen in die Schweiz ist bereits darauf hingedeutet worden, dass sich die Niederschrift des rückblickenden Berichts über die bedeutsame erste Schweizreise im Jahr 1775 erst ungewöhnlich spät vollzieht und vermutlich mit dem Ableben Augusts in unmittelbare Verbindung zu setzen ist.<sup>936</sup> Zwar belegen Notizen, dass Goethe schon 1813 erste schematische Entwürfe anfertigt,<sup>937</sup> zu einer Ausarbeitung aber kommt es in der Tat erst gegen Ende des Jahres 1830.

Genau eine Woche, nachdem ihn die Nachricht vom Tode seines Sohnes erreicht hatte, notiert Goethe am 17. November 1830 in seinem Tagebuch: „Fortgesetztes Dictiren an dem Jahre 1775“.<sup>938</sup> In den folgenden Tagen häufen sich entsprechende Einträge. So verzeichnet er am 20. November die „Fortsetzung der Schweizerreise“<sup>939</sup>, am 21. November dann die Beschäftigung mit der „[f]ernere[n] Wanderung auf den Gotthard“<sup>940</sup>, von der auch die Einträge der folgenden Tage zeugen.<sup>941</sup> Offenbar

<sup>934</sup> Anmerkungen zum 4. Akt. In: HA. Bd. 3. S. 696.

<sup>935</sup> Ebd. S. 700.

<sup>936</sup> Vgl. Schnyder-Seidel 1989. S. 12.

<sup>937</sup> Vgl. WA. Bd. 82 (III. Abt.: Goethes Tagebücher. 5. Bd.: 1813–1816). S. 30 (Eintrag vom 4. April 1813: „Schweizerreise Schema“) und S. 84 (Eintrag vom 22. November 1813: „Schweizerreise“).

<sup>938</sup> WA. Bd. 89 (III. Abt.: Goethes Tagebücher. 12. Bd.: 1829–1839). S. 332.

<sup>939</sup> Ebd. S. 333.

<sup>940</sup> Ebd. S. 334.

dauert die Arbeit über den Jahreswechsel hinaus an und kommt schließlich Mitte Januar 1831 zum Abschluss.<sup>942</sup>

Der *Faust II* ist zu diesem Zeitpunkt bereits größtenteils abgeschlossen, einzig der 4. Akt steht noch aus. Wie sich die Fertigstellung des ersten Teils der Tragödie über Jahrzehnte hinausgezögert hatte, scheint Goethe auch die Vollendung des zweiten Teils einige Mühe zu bereiten. Umso bemerkenswerter die Tatsache, dass er sich der endgültigen Bewältigung dieses von ihm selbst als ‚Berg‘ bezeichneten Stückes ausgerechnet im Anschluss an die Aufarbeitung eines für ihn offenbar zentralen Gipfel-erlebnisses widmet.

Hatte er Zelter noch am 4. Januar 1831 mitgeteilt, er wisse nicht, wie ihm die Götter zur Niederschrift der noch fehlenden Szenen verhelfen könnten,<sup>943</sup> liefert ihm der in den folgenden Tagen intensiv vorangetriebene Plan, über die Schweizreise von 1775 – so ließe sich mit Goethes eigenen Worten formulieren – „mit [sich] selbst abzuschließen“<sup>944</sup>, offenbar auch neue Impulse zur Fertigstellung des *Faust II*. So bekundet er Mitte Februar gegenüber Eckermann, das Stück lasse ihn nun nicht mehr los und er habe das Manuskript des zweiten Teils heften und die Stelle des vakanten 4. Aktes mit weißem Papier auffüllen lassen, um sich selbst dazu anzutreiben, „das zu vollenden, was noch zu thun [sei].“<sup>945</sup> Diese Aufgabe wird sich in den folgenden Monaten zu seinem „Hauptgeschäft“ entwickeln, das er schließlich – wie entsprechende Einträge in seinem Tagebuch belegen – Ende Juli 1831 zum Abschluss bringt.<sup>946</sup>

Bereits in früheren Jahren hatte sich die Arbeit an den autobiografischen Schriften und seinem *Faust* wiederholt überschritten. So notiert er etwa am 16. Dezember 1816 in seinem Tagebuch „Meine Biographie: Schema des 2. Theils von Faust“<sup>947</sup> oder am 25. Februar 1825 „Für mich Betrachtungen über das Jahr 1775, besonders

<sup>941</sup> Vgl. ebd. (Eintrag vom 22. November 1830: „Die Tour auf den Gotthard redigirt.“) sowie S. 335 (Eintrag vom 24. November 1830: „Fortsetzung an 1775.“; Eintrag vom 25. November 1830: „1775 fortgesetzt.“).

<sup>942</sup> Vgl. WA. Bd. 90 (III. Abt.: Goethes Tagebücher. 13. Bd. 1831–1832). S. 5 (Eintrag vom 7. Januar 1831: „[...] die Schweizerreise von 1775 durchgegangen.“), S. 11 (Eintrag vom 15. Januar 1831: „Fortsetzung der Schweizreise von 1775 durchgegangen.“).

<sup>943</sup> WA. Bd. 141. S. 72.

<sup>944</sup> HA. Bd. 9. S. 283.

<sup>945</sup> Eckermann 1836. Bd. 2. S. 274 (Gespräch vom 17. Februar 1831).

<sup>946</sup> WA. Bd. 90. S. 112 (Eintrag vom 21. Juli 1831: „Abschluß des Hauptgeschäftes“; Eintrag vom 22. Juli 1831: „Das Hauptgeschäft zu Stande gebracht“).

<sup>947</sup> WA. Bd. 82. S. 295.

Faust“.<sup>948</sup> Und auch zuvor waren aus der engen zeitlichen Abfolge – wie in Bezug auf den Entwurf der *Walpurgisnacht* und die Niederschrift des Berichtes über die Vogesen-Tour deutlich wurde – bemerkenswerte intertextuelle Übereinstimmungen hervorgegangen. Es kann angesichts der in den Monaten zuvor intensivierten Auseinandersetzung mit den eigenen Gebirgserlebnissen demnach also kaum als Zufall angesehen werden, dass die betreffenden Szenen des 4. Aktes ohne Ausnahme in Gebirgsregionen – zuerst auf dem Hochgebirg, dann auf dem Mittelgebirg und schließlich auf dem Vorgebirg – verortet sind und auch sonst zahlreiche Anklänge an Goethes Beschäftigung mit der Gipfel-Thematik aufweisen.

Er selbst erläutert am 13. Februar 1831 gegenüber Eckermann, dieser Abschnitt seines Werkes habe „einen ganz eigenen Charakter, so daß er, wie eine für sich bestehende kleine Welt, das Übrige nicht berühr[e], und nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließ[e].“<sup>949</sup> Als Ganzes bleibe das Werk „incommensurabel“ und locke daher „gleich einem unaufgelösten Problem, die Menschen zu wiederholter Betrachtung immer wieder an[...]“.<sup>950</sup> Er ist sich der Sonderstellung des 4. Aktes also durchaus bewusst und prognostiziert für die zukünftige Auseinandersetzung mit seinem Werk eine Problematik, die innerhalb der Faust-Forschung tatsächlich wiederholt zutage getreten ist. Es scheint daher angebracht, Goethes ausdrücklichem Rat zu folgen und die betreffenden Szenen in ihrem „ganz eigenen Charakter“ und losgelöst vom Rest des Stückes zu betrachten, sich ihnen also nicht in erster Linie unter Bezugnahme auf den unmittelbaren Handlungskontext, sondern eher im Rückgriff auf Goethes eigene Gipfel-Episoden anzunähern.

Goethe hatte sich mit seiner ersten Reise in die Schweiz eine Weile aus Frankfurt und vor allem von Lili Schönemann distanzieren wollen. Es war ihm darum gegangen, sein Leben neu zu ordnen, sich seiner selbst vor der Kulisse der erhabenen Gebirgswelt neu bewusst zu werden. Er hatte „die Herrlichkeit der Welt“<sup>951</sup> erblickt und in

---

<sup>948</sup> WA. Bd. 87 (III. Abt.: Goethes Tagebücher. 10. Bd.: 1825–1826). S. 23.

<sup>949</sup> Eckermann 1836. Bd. 2. S. 263.

<sup>950</sup> Ebd. S. 264; vgl. Kommentar zur Entstehungsgeschichte. In: HA. Bd. 3. S. 462.

<sup>951</sup> WA. Bd. 78. S. 6 (Tagebucheintrag vom 17. Juni 1775).

den *Tag- und Jahresheften* – wie bereits erwähnt – schließlich im Bezug auf das Jahr 1775 vermerkt, die Reise habe ihm „mannigfaltigen Blick in die Welt“<sup>952</sup> eröffnet.

Die Parallele zu Faust ist auffallend, denn auch er muss nach dem Verlust Helenas wieder zu sich selbst finden. Und obwohl er den Gipfel auch dieses Mal nicht aus eigenem Antrieb besteigt, wird ihm das einer solch exponierten Kulisse inhärente erhabene Gefühl doch gleichermaßen zuteil.

An dieser Stelle sei die bereits zitierte Passage aus Goethes 1784 verfasstem Aufsatz *Über den Granit* in Erinnerung gerufen, vor der Fausts Situation auf dem Hochgebirg sich ebenfalls präziser zu konturieren vermag:

Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhest du unmittelbar auf einem Grunde [...]. An diesem Augenblicke, da die innern anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt [...]. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins, ich überschau die Welt, [...] meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben [...].<sup>953</sup>

Auch Faust scheint sich auf dem Gipfel wieder auf einem festen Grunde geerdet zu wissen und sich „zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt“ zu fühlen. Wie Goethe im Zuge seiner ersten Besteigung des Gotthard, so liegen auch ihm in diesem Augenblick naturwissenschaftliche Fragen fern und so fasst er – statt sich in Mephistos geologischen Disput einzulassen – einen Plan ins Auge, der womöglich bereits während des Wolkenflugs in ihm aufgekeimt war,<sup>954</sup> der sich aber offenbar erst durch „das Fußfassen“<sup>955</sup> auf dem Gipfel konkretisiert und die Entscheidung, tätig werden zu wollen, tatsächlich herbeiführt.

Angesichts dieser deutlichen Anklänge an Goethes frühe Gipfelerlebnisse, mit denen er sich – wie im Rückgriff auf seine Aufzeichnungen sowie entsprechende Briefe umfassend erläutert wurde – stets über krisenhafte Situationen hinwegzuhelfen imstande war, drängt sich die Frage nach dem Grund für Fausts Scheitern umso mächtiger auf.

---

<sup>952</sup> HA. Bd. 10. S. 430.

<sup>953</sup> HA. Bd. 13. S. 255f.; vgl. Schöne 1982. S. 48–50.

<sup>954</sup> Vgl. Arendt 1972. S. 134.

<sup>955</sup> Hölscher-Lohmeyer 1981. S. 265.

Denn dieser findet zwar nach dem tragischen Ausgang der Helena-Episode auf den Höhen des Gebirges in sein Leben zurück, widersteht der mephistophelischen Versuchung und fasst sogar den Mut, „große Taten“ zu vollbringen, doch seine Gipfel-Vision von der Beherrschung des Meeres bleibt unerfüllt und in seinem Abstieg vom Hochgebirg, über das Mittel- und Vorgebirg bis ins Tal offenbart sich im übertragenen Sinne auch sein in der Verstrickung in den kaiserlichen Krieg angelegter Absturz, an dessen Ende schließlich der Mord an Philemon und Baucis und die daraufhin von der Sorge über ihn verhängte Strafe der Bildheit stehen wird. Warum also übereignet Goethe seinem Faust das Erlebnis der Selbsterkenntnis auf dem Gipfel, wenn dieses ihn dennoch nicht vor einem Absturz zu bewahren vermag?

Gegenüber Eckermann erläutert Goethe am 17. Februar 1831, der erste Teil seines *Faust* sei „fast ganz subjectiv“ und es sei „alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen [...]“.<sup>956</sup> Dagegen sei im zweiten Teil „fast gar nichts Subjectives, es erschein[e] hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt [...]“.<sup>957</sup> Auch wenn diesem Bekenntnis sicherlich nicht uneingeschränkt beigeprägt werden kann, trifft es auf Goethes Wahrnehmung des Gebirges dennoch insofern zu, als dass es auf treffende Weise den Wandel verdeutlicht, der sich diesbzüglich seit Beginn des 19. Jahrhunderts und vor allem in den 1820er Jahren vollzogen hatte und im Zuge dessen – im scharfen Kontrast zu den Berichten über seine frühen Gipfelbesteigungen – die Ambivalenz aus Erhabenheit und drohendem Absturz vermehrt ins Zentrum der Betrachtung gerückt war. Es ist also – so ließe sich schlussfolgern – kein von den eigenen Erlebnissen befangenes und leidenschaftliches Individuum, das Faust zu Beginn des 4. Aktes ins Hochgebirge führt, sondern es ist der alte Goethe, der sich zwar wiederholt mit einem Blick vom Gipfel auf die Welt seiner selbst vergewissert hatte und sich auch am Ende seines Lebens – wie in den Monaten nach dem Tod seines Sohnes deutlich wird – gedanklich noch immer ins Gebirge zu retten versucht, der aber inzwischen zu der Einsicht gelangt sein muss, dass sich die Realität auf dem Gipfel nur temporär ausblenden lässt, sich aber bereits im Zuge des Abstiegs wieder Bahn zu brechen beginnt, dass das Gefühl, die „Seele [werde] über sich selbst und über alles erhaben“<sup>958</sup>, also niemals von langer Dauer sein

<sup>956</sup> Eckermann 1836. Bd. 2. S. 275.

<sup>957</sup> Ebd. S. 276.

<sup>958</sup> HA. Bd. 13. S. 255f.; vgl. Schöne 1982. S. 48–50.

kann. In diesem Sinne wäre Fausts Hochgebirgserlebnis, der Umstand, auf dem Gipfel eines Berges aus einem Traum zu erwachen und von dort aus auf die Welt herabblicken zu können, als dramaturgisch bewusst gesetztes Moment der Verzögerung zu verstehen, das dem Protagonisten zwar zum Überwinden der Katastrophe um den Verlust von Helena verhilft und kurzzeitig den „Raum zu großen Taten“<sup>959</sup> zu eröffnen scheint, von dem aus er durch seinen mephistophelischen Begleiter aber erneut in die „tollen Strudelein“<sup>960</sup> des Lebens zurückgestoßen wird.

Diese Deutung der Hochgebirgsszene zu Beginn des 4. Aktes im *Faust II* mag gewagt anmuten, vollzieht sich allerdings im konsequenten Rückverweis auf die in allen der Untersuchung zugrunde liegenden Texten wiederholt diagnostizierte enge Verknüpfung von biografischer und poetischer Sphäre, in der die Goethe eigene – teils unbewusst sich ereignende, teils bewusst gesetzte – Verwischung der Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit einmal mehr in aller Deutlichkeit zutage tritt. Die im vorliegenden Kontext beschrittenen Wege zur Deutung oder mindestens Annäherung an die betreffenden Gipfel-Texte können auf dieser Grundlage sicherlich kaum als gesichert gelten und stehen innerhalb der Forschung zur kritischen Diskussion. In jedem Fall aber dürfte deutlich geworden sein, dass der Gipfel-Thematik in Goethes Werk eine weitaus höhere Bedeutung beizumessen ist, als dies bisher der Fall war, und dass seine Gipfel-Texte darüber hinaus als bedeutsame Zeugnisse eines sich im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert etablierenden literarischen Motivs anzusehen sind.

### 3.5 Lenz: Der Blick vom Gipfel ins Leere

Nachdem in den vorangegangenen Kapiteln mit der umfassenden Untersuchung der Gipfel-Bilder Goethes ein wesentlicher Schritt zur Etablierung eines sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert kristallisierenden literarischen Motivs unternommen und der Ausgangspunkt für Goethes „Interesse der Bergegenden“ in die 1770er Jahre verortet wurde, soll sich der Blick nun auf Jakob Michael Reinhold Lenz richten, einen Dichter, der ebenfalls Teil der sich zu dieser Zeit von Straßburg aus

---

<sup>959</sup> HA. Bd. 3. S. 308 (V. 10182).

<sup>960</sup> Ebd. S. 305 (V. 10104).

formierenden literarischen Jugendbewegung ist, dem ein großer schriftstellerischer Erfolg, wie er Goethe im Anschluss an die Straßburger Zeit zuteil wird, allerdings verwehrt bleibt. Zwar gilt Lenz heute als einer der wichtigsten Vertreter des Sturm und Drang und seine Werke finden in der Forschung durchaus Beachtung, lange jedoch hat er im deutschen Literaturdiskurs kaum eine Rolle gespielt, Hans-Gerd Winter registriert sogar bis weit ins 20. Jahrhundert hinein deutliche Anzeichen eines regelrechten „Anti-Lenz-Syndroms.“<sup>961</sup> Eine literaturgeschichtliche Auseinandersetzung mit Lenz habe sich – so konstatiert etwa auch Ariane Martin in ihrer 2002 publizierten Habilitationsschrift unter Rückbezug auf ein breites Spektrum an Forschungsbeiträgen – bis in die Gegenwart hinein oftmals vor allem vor der Folie von Goethes in *Dichtung und Wahrheit* rückblickend gefälltem vernichtenden Urteil vollzogen und so habe dessen unbedingte Distanzierung von der sogenannten Genie-Zeit seit jeher die Wahrnehmung des Dichters Lenz maßgeblich beeinflusst.<sup>962</sup>

Inzwischen ist Lenz' gescheiterte Verortung in der Welt, sein Leiden am Leben, anhand der überlieferten Dokumente umfassend nachgezeichnet worden. Auf eine knappe Skizzierung einiger zentraler Stationen seines Weges kann im vorliegenden Kontext dennoch nicht verzichtet werden. Dabei sind ebenfalls notwendigerweise Verbindungslinien zu Goethe auszuziehen. Anstelle des im wissenschaftlichen Diskurs bislang häufig vollzogenen Rückgriffs auf die erwähnte Passage in *Dichtung und Wahrheit* soll es in den folgenden Kapiteln jedoch in erster Linie darum gehen, vor dem Hintergrund von Goethes während der Straßburger Zeit erwachender Leidenschaft für das Gebirge anhand ausgewählter Texte und Dokumente Lenz' Naturempfinden nachzuzeichnen, das in den frühen 1770er Jahren zunächst noch dem auch bei Goethe nachweisbaren Muster des genießenden Erlebens zu entsprechen scheint, das sich dann aber offenbar drastisch wandelt und ihn die Landschaft, vor allem die Gebirgslandschaft fortan in vollkommen anderer Weise wahrnehmen lässt – in einer Weise, die Georg Büchner schließlich ein halbes Jahrhundert später zum innovativen Gestaltungsmuster seiner *Lenz*-Novelle verdichten und damit gleichsam den Geltungsbereich des literarischen Motivs des Gipfelblicks wesentlich erweitern wird.

<sup>961</sup> Hans-Gerd Winter: *J. M. R. Lenz*. Stuttgart: Metzler 1987. S. 140; vgl. Ariane Martin: *Die kranke Jugend. J.M.R. Lenz und Goethes Werther in der Rezeption des Sturm und Drang bis zum Naturalismus*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002. S. 15.

<sup>962</sup> Vgl. Martin 2002. S. 15f.

### 3.5.1 Der „Fall“ des Jakob Michael Reinhold Lenz: Ein Absturz vom Gipfel des Sturm und Drang

1751 als Sohn eines pietistischen Pfarrers in Livland geboren, scheinen Lenz' Wege vorbestimmt. Der strenge Vater sieht in ihm wie selbstverständlich seinen Nachfolger und so geht Lenz 1768 nach Königsberg, um Theologie zu studieren. Von Beginn an allerdings fühlt er sich nicht in das Amt eines Geistlichen berufen, bricht das Studium drei Jahre später ab und widmet sich verstärkt der Schriftstellerei, mit der er dem seit früher Jugend bestehenden Gefühl der Fremdbestimmtheit entgegenzuwirken und eine real vermisste Autonomie poetisch heraufzubeschwören versucht.<sup>963</sup>

Der Vater jedoch verdammt weltliches Schreiben als sündhaft – es kommt zum „irreversiblen Bruch“<sup>964</sup>. Zwar hatte Lenz eine Befreiung von pietistischer Indoktrination durchaus ersehnt, das Zerwürfnis mit dem Vater aber wird er bis zu seinem Tod nicht verwinden und die von diesem so vehement abgelehnte Schriftstellerei nie gänzlich ohne den bitteren „Beigeschmack der Sündhaftigkeit“<sup>965</sup> ausüben können.

Von Königsberg aus führt ihn sein Weg im Frühsommer 1771 nach Straßburg, wo sich ihm schon bald die Möglichkeit zu bieten scheint, in Gesellschaft junger aufstrebender Dichterkollegen die neu gewonnene Freiheit von der väterlichen Direktive uneingeschränkt zu erproben. Vor allem das Aufeinandertreffen mit Goethe spielt hier eine überaus bedeutsame Rolle. In den nur wenigen gemeinsamen Wochen bis zu dessen Abreise im August entwickelt sich offenbar eine enge und gegenseitige Freundschaft, dank der Lenz in der Straßburger Literatur-Szene umgehend Fuß zu fassen vermag.<sup>966</sup>

---

<sup>963</sup> Vgl. Käser 1987. S. 260f.

<sup>964</sup> Martina Kitzbichler: *Aufbegehren der Natur. Das Schicksal der vergesellschafteten Seele in Georg Büchners Werk*. Opladen: Wetsdeutscher Verlag 1993. S. 86; vgl. Goethe. Eine psychoanalytische Studie. Bd. 1. 1983. S. 59; vgl. Bettina Rabelhofer: *Das verborgene Elend der Lächler. Die Ambivalenz im Spiel mit der eigenen Identität bei Jakob Michael Reinhold Lenz*. In: *Literatur als Geschichte des Ich*. Hrsg. von Eduard Beutner und Ulrike Tanzer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. S. 34–46, hier S. 37f.

<sup>965</sup> *Goethe. Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 59.

<sup>966</sup> Vgl. Sigrid Damm: *Vögel, die verkünden Land. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz*. Frankfurt am Main: Insel 1989. S. 89–94; vgl. *Goethe. Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 60; vgl. Kitzbichler 1993. S. 86.

Obgleich ihn und Goethe in dieser kurzen, aber intensiven und überaus prägenden Phase viel verbindet, Lenz in Goethe gar einen Seelenverwandten gefunden zu haben glaubt, verlaufen die Wege der beiden in den folgenden Jahren vollkommen unterschiedlich. Kurt R. Eissler erläutert, die Zeit in Straßburg sei herrlich gewesen „für den Starken und gefahrvoll für jemanden, dessen psychische Widerstandskraft [durch] ein[en] innere[n] verborgene[n] Ri[ss]“<sup>967</sup> beeinträchtigt worden sei. Und tatsächlich zeigt sich im Falle von Lenz schon zu dieser Zeit eine tiefe psychische Zerrissenheit.

Einerseits hegt er den beinahe übermächtigen Wunsch nach Freiheit und Selbstbestimmtheit und versucht zeit lebens, seinen Widerstand gegen die ihm auferlegten Zwänge vor allem auf dem Felde der literarischen Tätigkeit aufrecht zu erhalten. So ist etwa in den *Anmerkungen übers Theater*

[...] die Rede von Charakteren, die sich ihre Begebenheiten erschaffen, die selbstständig und unveränderlich die ganze große Maschine selbst drehen, ohne die Gottheiten in den Wolken anders nötig zu haben, als wenn sie wollen zu Zuschauern; nicht von Bildern, von Marionettenpuppen – von Menschen.<sup>968</sup>

Zugleich allerdings empfindet er dieses „Geniebekenntnis zur Freiheit des Ichs [...] untergründig als schuldhaft“<sup>969</sup> und ist nicht in der Lage, die ihm im Zuge seiner pietistischen Erziehung eingepflanzten Dogmen endgültig hinter sich zu lassen.<sup>970</sup>

Während seine Mitstreiter in ihren Werken konsequent das selbsttätige, schöpferische, kämpferische Subjekt ins Zentrum rücken, offenbart sich bei Lenz stets ein Mangel ebendieser individuellen Selbstbestimmtheit. Axel Schmitt konstatiert entsprechend, was man im Sturm und Drang gemeinhin „als Individualität ekstatisch

<sup>967</sup> Goethe. *Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. S. 60.

<sup>968</sup> Jakob Michael Reinhold Lenz: *Werke und Briefe in drei Bänden*. Hrsg. von Sigrid Damm. München/Wien: Hanser 1987 [nachfolgend zitiert als *Werke und Briefe*]. Bd. 2. S. 654; vgl. Goethe. *Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 59; vgl. Kaiser 1979. S. 230; vgl. Käser 1987. S. 257, 267; vgl. Axel Schmitt: *Die „Ohn-Macht der Marionette“: Rollenbedingtheit, Selbstentäußerung und Spiel-im-Spiel-Strukturen in Lenz' Komödien*. In: *Jakob Michael Reinhold Lenz. Studien zum Gesamtwerk*. Hrsg. von David Hill. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994. S. 67–80, hier S. 70.

<sup>969</sup> Kaiser 1979. S. 225.

<sup>970</sup> Vgl. Goethe. *Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 59; vgl. Kitzbichler 1993. S. 86f.; vgl. Schmitt 1994. S. 70f. – Der in Straßburg ausgerechnet im Angesicht einer Chance auf Befreiung entstandene Essay *Meine Lebensregeln* vermag ein beredtes Zeugnis dieses zwanghaften Schuldempfindens abzuliegen.

feier[e], erschein[e] komplementär dazu bei Lenz als eine Leerstelle, als eine Selbst-Entäußerung, Selbst-Flucht des Ich.<sup>971</sup>

Zur zentralen Symbolfigur dieses Flüchtens avanciert in der Rezeption vor allem Läufer, der Protagonist in Lenz' vermutlich bereits in Königsberg angelegtem, aber erst 1771/72 niedergeschriebenem Drama *Der Hofmeister*, der die an ihn gestellten bürgerlich-gesellschaftlichen Ansprüche nicht mit den eigenen in Einklang zu bringen vermag und schließlich keinen anderen Ausweg sieht, als den Konflikt „zwischen vitalen Lebensbedürfnissen und Triebunterdrückung“<sup>972</sup> durch eine Selbstkastration aus dem Weg zu räumen. Manfred Durzak erläutert, auf diese überaus drastische Weise vollziehe Läufer letztlich „die von den Lebensumständen seiner Existenz ohnehin über ihn verhängte Verstümmelung seiner Lebensantriebe [...]“.<sup>973</sup> Wie Läufer bleibt auch der Dichter Lenz zeitlebens ein Opfer pietistisch-bigotter Moral und auch bei ihm wendet sich der Zorn des den Verhältnissen machtlos Ausgelieferten letztlich gegen das eigene Ich.<sup>974</sup>

Deutliches Anzeichen ist ein nach dem geglückten Entzug aus der väterlichen Kontrolle offenbar nahtlos an deren Stelle tretendes unerbittliches Gewissen als eine das eigene Handeln weiterhin streng überwachende Instanz. Folge dieser „selbstauf-erlegte[n] Unterdrückung“<sup>975</sup> ist notwendigerweise eine permanente „Gewissens-angst“<sup>976</sup>, die nicht nur die literarische Tätigkeit enorm beeinträchtigt, sondern auch das Knüpfen und Aufrechterhalten sozialer Kontakte – vor allem normale Beziehungen zu Frauen – nahezu unmöglich macht.<sup>977</sup> Über die Antwort auf die in der wissenschaftlichen Debatte vielfach aufgeworfene Frage, ob Lenz' fehlende soziale Kompetenz, seine „katastrophale Psycho- und Soziogenese“<sup>978</sup>, mit einem sich 1776 ereignenden Vorfall in Weimar in Verbindung steht, dessen Umstände nicht näher bekannt sind, der im Dezember aber offenbar zum Bruch mit Goethe und zur

<sup>971</sup> Schmitt 1994. S. 71; vgl. Rabelhofer 2000. S. 34.

<sup>972</sup> Manfred Durzak: *Lenz' Der Hofmeister oder Die Selbstkasteiung des bürgerlichen Intellektuellen. Lenz' Stück im Kontext des bürgerlichen Trauerspiels*. In: *Jakob Michael Reinhold Lenz. Studien zum Gesamtwerk*. Hrsg. von David Hill. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994. S. 110–119, hier S. 116.

<sup>973</sup> Durzak 1994. S. 116; vgl. Kaiser 1979. S. 231; vgl. Rabelhofer 2000. S. 41; vgl. Schmitt 1994. S. 72.

<sup>974</sup> Vgl. Durzak 1994. S. 117; vgl. Kaiser 1979. S. 229f.; vgl. Rabelhofer 2000. S. 39.

<sup>975</sup> Kitzbichler 1993. S. 87; vgl. Käser 1987. S. 261.

<sup>976</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 2. S. 619; vgl. Käser 256f. u. 261f.

<sup>977</sup> Vgl. *Goethe. Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 59f.; vgl. Kitzbichler 1993. S. 86f.

<sup>978</sup> Käser 1987. S. 255.

Ausweisung aus der Stadt führt, kann nur spekuliert werden. Als nahezu gesichert hingegen gilt, dass diese traumatische Begebenheit wesentlich zum Ausbruch einer schon seit längerer Zeit angelegten psychischen Erkrankung beiträgt.

So konstatiert etwa Eissler, die Vertreibung aus Weimar, wohin Lenz seinem ehemaligen Straßburger Weggefährten im April 1776 nach einem Jahr wenig einträglicher freiberuflicher Tätigkeit in der Hoffnung auf geordnete Verhältnisse nachgefolgt war, habe letztlich zur endgültigen „Vernichtung Lenzens als Person“<sup>979</sup> geführt.

Auf den Spuren Goethes, auf einem 1775 noch gemeinsam beschrittenen Weg, zieht es ihn nach dem Weimarer Zwischenfall im Dezember allein nach Emmendingen, zu Goethes Schwester Cornelia und ihrem Mann, die gerade ihr zweites Kind erwarten. Von der zwischen ihm und Cornelia bestehenden äußerst innigen Freundschaft zeugt nicht nur die Tatsache, dass die Schlossers ihn ohne zu zögern für einige Monate aufnehmen, sondern vor allem der Umstand, dass Lenz nach der Geburt der Tochter zum Paten des Mädchens ernannt wird. Umso schwerer muss ihn die Nachricht von Cornelias Tod treffen. Sie erreicht ihn in Zürich, unmittelbar nach der Rückkehr von einer kleinen Schweizrundreise, die er im Mai von Emmendingen aus angetreten und auf der er unter anderem den Gotthard bestiegen hatte. Umgehend kehrt er zu Schlosser zurück, um dem Freund beizustehen, erträgt Cornelias Fehlen allerdings selbst nur schwer. An Lavater schreibt er nach seiner Ankunft, nichts sei imstande, ihm „diese Lücke“<sup>980</sup> füllen. Nur wenige Tage vermag er zu verweilen und bricht Ende Juni bereits wieder in Richtung Schweiz auf.<sup>981</sup>

Kaum in Basel angekommen, schmiedet er gemeinsam mit dem bei Schlosser getroffenen Freiherrn von Hohenthal Pläne zu einer weiteren Rundreise, diesmal „über Neu[en]burg u[nd] Yverdon nach Lausanne und Genf, [...] ins Walliserland und zu den Eisgebirgen – [...] nach Graubünden und von da nach Zürich zurück[...]“<sup>982</sup> Zu einer unterwegs geplanten erneuten Gotthardbesteigung und der Weiterreise „in das glückliche geliebte Italien“<sup>983</sup> kommt es nicht. Aus nicht näher bekannten Gründen trennt sich Lenz bei Sitten von seinem Begleiter. Aus den Anfang August an Lavater

<sup>979</sup> Goethe. *Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 65.

<sup>980</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 3. S. 533.

<sup>981</sup> Vgl. Damm 1989. S. 286f.; vgl. Goethe. *Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 68; vgl. Kitzbichler 1993. S. 87; vgl. Schmidt 1994. S. 35.

<sup>982</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 3. S. 536; vgl. Damm 1989. S. 287.

<sup>983</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 3. S. 537.

gerichteten Briefen wird ersichtlich, dass er offenbar vollkommen mittellos ist und das Zimmer in einem Wirthaus in Bern, in dem er untergekommen ist, nicht bezahlen kann. Lavater begleicht die Ausstände und nimmt ihn in Zürich auf. Geplant sind ein paar Tage – Lenz bleibt bis November.<sup>984</sup>

Im Anschluss ist er einige Zeit bei Christoph Kaufmann und dessen Verlobten Elise Ziegler in Winterthur zu Gast. Hier scheint die Krankheit zum ersten Mal offen zutage zu treten. Die genauen Umstände sind nicht bekannt. Briefe aus diesen Tagen geben allerdings Anlass zur Annahme, dass Lenz häufig die Gegend durchstreift, von Winterthur aus vermutlich sogar längere Wanderungen alleine unternimmt. So schreibt er etwa am 12. Dezember an Jakob Sarasin, er sei soeben von einer „kleine[n] Streiferei an den Bodensee, durch St. Gallen nach Appenzell“<sup>985</sup> zurückgekehrt. Was ihn antreibt und wie es ihm unterwegs ergeht, ist nicht durch Dokumente zu rekonstruieren. Sicher ist allerdings, dass sich in dieser Zeit etwas ereignet, das die Freunde in außerordentliche Sorge versetzt und sie dazu veranlasst, ihm zu einem Aufenthalt bei Pfarrer Johann Friedrich Oberlin im Steintal zu raten. Am 20. Januar 1778 trifft Lenz in Waldersbach ein.<sup>986</sup>

Oberlins innerhalb der folgenden Wochen verfasster Bericht wird als eine zentrale Grundlage von Büchners *Lenz*-Novelle zum literarhistorisch bedeutsamen Dokument avancieren. Zu helfen allerdings vermag der Geistliche seinem kranken Schützling nicht und veranlasst bereits Anfang Februar dessen Abreise nach Straßburg. Als Lenz Waldersbach am 8. Februar per Kutsche verlässt, hat sich sein schon bei der Ankunft kritischer Zustand offenbar zu einer ernsten Psychose ausgewachsen.

Im Sommer 1779 kehrt er nach einer mehrmonatigen Kur in die Heimat zurück, um sich mit dem Vater auszusöhnen und sich in Riga um eine Anstellung an der Domschule zu bemühen. Beide Vorhaben scheitern. Lenz reist nach Russland ab, ist dort weiterhin schriftstellerisch tätig und übt kurzzeitige Beschäftigungen als Hofmeister aus. Eine längerfristige Anstellung jedoch bleibt ihm zeitlebens verwehrt. Im April 1792 wird er in einer Moskauer Straße tot aufgefunden.<sup>987</sup>

---

<sup>984</sup> Vgl. Damm 1989. S. 287f.

<sup>985</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 3. S. 565.

<sup>986</sup> Vgl. Damm 1989. S. 295f; vgl. Jan-Christoph Hauschild: *Georg Büchner. Biographie*. Stuttgart/Weimar: Metzler 1993. S. 498f.; Kitzbichler 1993. S. 87.

<sup>987</sup> Vgl. Damm 1989. S. 416; vgl. Käser 1987. S. XV; vgl. Kaiser 1979. S. 225f.

Es kann nicht verwundern, dass Gerhard Kaiser ihn als „die menschlich unglücklichste Gestalt des Sturm und Drang“<sup>988</sup> bezeichnet. Und tatsächlich wird Lenz die für diese Zeit charakteristische Genius-Gipfel-Affinität nicht zuteil. Und zwar weder im übertragenen Sinne als „Ausdruck für das ins freie Subjekt verlagerte Lebensgefühl“<sup>989</sup>, noch im Hinblick auf eine reale Gipfelerfahrung, die als bedeutsames Erlebnis hätte nachwirken und – wie im Falle von Goethe – nicht nur positiv auf seinen Gemütszustand, sondern auch befördernd auf die schriftstellerische Arbeit hätte Einfluss nehmen können. Stattdessen evoziert die Beschäftigung mit Lenz das kontrastive Bild von Gipfel und Abgrund, das nicht nur in Bezug auf die Konzeption seiner dramatischen Dichtungen zutreffend erscheint, sondern in bemerkenswerter Weise die Entwicklung seines Geisteszustands widerspiegelt, auf die im Zuge der Auseinandersetzung mit Büchners Novellen-Text noch einzugehen sein wird.

Als historischer Ausgangspunkt der Literarisierung einer sich erstmals nach rein ästhetischen Maßstäben vollziehenden Naturwahrnehmung im Sinne eines genießenden Aneignens vor allem der ursprünglich zumeist gefürchteten Gebirgslandschaft ist Rousseaus Briefroman *Nouvelle Héloïse* identifiziert worden. Lenz schätzt das 1761 erschienene Werk über alle Maßen, bezeichnet es in seinen Anmerkungen übers Theater gar als „das beste Buch, das jemals mit französischen Lettern ist abgedruckt worden [...]“<sup>990</sup>. Dieses „Glaubensbekenntnis“<sup>991</sup> ist nach Ansicht von Hans Robert Jauß in erster Linie als wesentliches Indiz eines in Lenz' zivilisationskritischen Dramen stets nachweisbaren „Rousseauismus“<sup>992</sup> zu interpretieren. So lassen sich etwa im *Hofmeister* deutliche Anklänge an Rousseaus Roman ausmachen, wenn Lenz seinen Protagonisten Läufer direkt auf „die Neue Heloïse“ Bezug nehmen und ihn gegenüber Gustchen sogar verkünden lässt, „[e]s könn[e] [ihm] gehen wie Abälard –“<sup>993</sup>.

<sup>988</sup> Kaiser 1979. S. 225.

<sup>989</sup> Arendt 1972. S. 131; vgl. Arendt 2007a. S. 320f.; vgl. Kaiser 1979. S. 185f.; vgl. Karthaus 2007. S. 27; vgl. *Theorie der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang*. 2003. S. 18; vgl. Langen 1975. S. 118f. u. 157; vgl. Michels 1981. S. 15.

<sup>990</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 2. S. 662; vgl. Schmidt 1875. S. 121.

<sup>991</sup> Jauß 1984. S. 621.

<sup>992</sup> Ebd. S. 620.

<sup>993</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 1. S. 69; vgl. Schmidt 1875. S. 121. – Die Parallele zwischen Läufer und St. Preux besteht freilich nur auf den ersten Blick, denn dass sich zwischen Läufer und Gustchen tatsächlich eine Liebelei entspinnt ist keinesfalls auf gegenseitiger Zuneigung zurückzuführen, sondern

In seinem 1776 verfassten, allerdings Fragment gebliebenen Briefroman *Der Waldbruder*, der 1797 erstmals in Schillers *Horen* veröffentlicht wird, sind im Hinblick auf die in den Text eingebetteten Briefe ebenfalls konzeptionelle Ähnlichkeiten zu verzeichnen.<sup>994</sup>

Eine Analogie lässt sich allerdings nicht nur bezüglich dramentheoretischer Aspekte aufstellen. Vielmehr fordert das Wissen um Lenz' genaue Kenntnis des Textes in vorliegendem Rahmen unweigerlich zur Frage auf, ob und inwieweit die in Rousseaus Roman geschilderte Durchwanderung der Gebirgsnatur und deren Wirkung auf den Protagonisten von Lenz als besonders eindringlich wahrgenommen wird und sich möglicherweise sogar in seinen eigenen literarischen Texten sowie in Briefen und Notizen widerspiegelt.

Gelegenheit zur Durchwanderung der Natur bietet sich Lenz vor allem in der Straßburger Zeit, während seiner Stationierung im elsässischen Fort-Louis von Frühsommer bis Ende August 1772 sowie im Anschluss in Landau bis Ende des Jahres. Auch er erkundet vermutlich von Straßburg aus die Landschaft der Vogesen, in der zu Beginn des Jahrzehnts Goethes „Interesse der Berggegenden“ entbrennt. Die Vermutung liegt daher nahe, dass sich bei Lenz die Betrachtung der ihn umgebenden Natur in dieser Zeit ebenfalls unter ästhetisch-genießenden Prämissen vollzieht.

Und tatsächlich finden sich in den Briefen, die er dem Straßburger Freund und engen Vertrauten Johann Daniel Salzmann in dieser Zeit schreibt, deutliche Belege einer durchaus erbaulichen Aneignung der Landschaft. Zwar belegen sie zunächst eine tiefe Traurigkeit aufgrund des Abschieds von Friederike Brion, zu der Lenz innerhalb der Wochen seines Aufenthalts in dem von Sesenheim nur rund sechs Kilometer entfernten Fort-Louis eine große Zuneigung entwickelt hatte, sie verdeutlichen aber auch, dass die Reise zu Pferde durch die äußeren Ausläufer der Vogesen nach Weißenburg und weiter nach Landau ihm offenbar durchaus über den Schmerz der Trennung hinwegzuhelfen vermag. Sigrid Damm konstatiert, die durchwanderte Natur habe in gewisser Weise die durch Friederikes Abwesenheit entstandene Lücke

---

geschichte, weil der geduckt und missbraucht vor sich hin lebende Läufer darin die einzige Möglichkeit sieht, sich selbst als Mensch wahrnehmen zu können, und weil Gustchen eines Ersatzes für den entfernt studierenden Geliebten Fritz bedarf (vgl. Kaiser 1979. S. 231).

<sup>994</sup> Vgl. Kaiser 1979. S. 226.

zu füllen vermocht und sei ihm eine „Gefährtin“<sup>995</sup> geworden. An Salzmann schreibt Lenz am 18. September aus Landau, er lese begierig im „große[n] Buch“ der Natur, auch wenn sie es ihm seit Tagen durch anhaltenden Regen wiederholt „vor der Nase“ zuzuschlagen versuche.<sup>996</sup>

Das Hochgefühl hält jedoch offenbar nicht sehr lange an. Im Oktober lässt er den Freund wissen, „[s]eine Seele ha[be] bei aller anscheinenden Lustigkeit, jetzt mehr als jemals, eine tragische Stimmung.“<sup>997</sup> Umgehend jedoch ergänzt er, es handle sich seiner Ansicht nach lediglich um eine „sanfte Melancholei“, die sich durchaus mit „Glückseligkeit“ vertrage und die sich wohl „einst in reine und dauerhafte Freude auflösen [werde], wie ein dunkler Sommermorgen, in einen wolkenlosen Mittag.“<sup>998</sup> In dieser Phase scheint er erneut Zuflucht in der Natur zu suchen, denn es heißt im betreffenden Brief weiter:

An den Brüsten der Natur hange ich jetzt mit verdoppelter Inbrunst, [...] ihr mütterliches Antlitz lächelt mir immer und oft werd ich versucht, [...] mich auf den Boden niederzuwerfen und ihr mit einem stummen Kuß für ihre Freundlichkeit zu danken. In der Tat, ich finde in der Flur, um Landau, täglich neue Schönheiten und der kälteste Nordwind kann mich nicht von ihr zurückschrecken. Hätt ich doch eines göttlichen Malers Pinsel, ich wollte Ihnen gleich einige Seiten von diesem trefflichen Amphitheater der Natur hinmalen, so lebhaft hat's sich in meiner Phantasie abgedrückt. Berge, die den Himmel tragen, Täler voll Dörfern zu ihren Füßen, die dort zu schlafen scheinen, wie Jakob am Fuß seiner Himmelsleiter. –<sup>999</sup>

Die Zeilen erinnern unweigerlich an St. Preux, der sich in der Hoffnung, sich „in den wilden Gegenden verlieren zu können“<sup>1000</sup>, in die Natur zurückgezogen hatte und den mit der Trennung von Julie über ihn hereingebrochenen Kummer im Angesicht der beeindruckenden Gebirgslandschaft letztlich zu mäßigen imstande gewesen war. Ob Lenz während seiner eigenen Reise tatsächlich Rousseaus Protagonisten im Sinn hat, kann nicht anhand überlieferter Dokumente belegt, sondern auf der Grundlage seiner genauen Kenntnis des Romans lediglich vermutet werden. Das in der *Nouvelle Héloïse*

<sup>995</sup> Damm 1989. S. 110.

<sup>996</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 3. S. 276; vgl. Damm 1989. S. 110.

<sup>997</sup> Ebd. S. 290.

<sup>998</sup> Ebd.

<sup>999</sup> Ebd. S. 291.

<sup>1000</sup> Rousseau 2003. S. 69.

skizzierte Muster der ästhetischen Naturwahrnehmung jedenfalls scheint sich in Lenz' Zeilen ebenfalls zu offenbaren.

Dieses vermag allerdings nicht dauerhaft positiv nachzuwirken. Die von Lenz als „sanfte Melancholei“ zunächst beiseite geschobenen depressiven Phasen brechen immer wieder in seinen Alltag ein und setzen Denkprozesse in Gang, die – gegenläufig zu der vermeintlich uneingeschränkten Hingebung zur Natur – durchaus ambivalente, zum Teil sogar äußerst negative Empfindungen hervorrufen. So ist etwa in seiner vermutlich in den Jahren 1771 bis 1773 entstandenen Abhandlung *Über die Natur unsers Geistes* zu lesen:

Jemehr ich in mir selbst forsche und über mich nachdenke, destomehr finde ich Gründe zu zweifeln, ob ich auch wirklich ein selbstständiges von niemand abhängendes Wesen sei, wie ich doch den brennenden Wunsch in mir fühle. [...] [D]er Gedanke ein Produkt der Natur zu sein, das alles nur ihr und dem Zusammenlauf zufälliger Ursachen zu danken habe, das von ihren Einflüssen lediglich abhänge und seiner Zerstörung mit völliger Ergebung in ihre höheren Ratschlüsse entgegensehen müsse, hat etwas Schreckendes – Vernichtendes in sich [...].<sup>1001</sup>

Solch pessimistische, beinahe nihilistische Äußerungen resultieren aus dem seit der Jugend konditionierten und sich im Verlauf der 1770er Jahre enorm intensivierenden Gefühl der Determiniertheit. Die Natur beflügelt Lenz, zugleich aber fühlt er sich ihr ausgeliefert, empfindet sich als Spielball auf ihn einwirkender Prozesse, gegen die ein Auflehnen nahezu aussichtslos erscheint.

Bezüglich der Wahrnehmung von Natur hatte sich diese Ambivalenz, das gleichzeitige Empfinden von Lust und Schrecken, wie bereits erläutert, bis ins 18. Jahrhundert hinein vor allem im Hinblick auf den Erlebnisraum Gebirge manifestiert. An dieses Muster unmittelbar anschließend schreibt auch Lenz dem Gebirge in seinen Werken durchaus unterschiedliche Funktionen zu.<sup>1002</sup> So unternimmt etwa die Familie seines *Landpredigers* zum Vergnügen „eine Wallfahrt in die benachbarten Gebirge“<sup>1003</sup>, zugleich aber führt ebendieser Landprediger seine der Naturlyrik verfallene Frau in

<sup>1001</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 2. S. 619; vgl. Käser 256f.

<sup>1002</sup> Vgl. Raymond 1993. S. 192.

<sup>1003</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 2. S. 442.

„eine der furchtbarsten und wildesten“ Gegenden dieses Gebirges, um ihr am Rande „einer Felsenhöhe, von der man ohne Schwindel nicht hinabsehen konnte“<sup>1004</sup> die Lust am Dichten über die Natur auszutreiben.<sup>1005</sup>

Trotz dieser widersprüchlichen Empfindungen, die die Natur in Lenz auslöst, bleibt sie für ihn dennoch stets ein bedeutsamer Rückzugsort – gerade in krisenhaften Situationen zieht es ihn immer wieder in ihre Abgeschiedenheit.

So auch im Sommer 1776. Lenz verbringt die ersten Wochen in Weimar damit, wichtige Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens kennenzulernen, um in regem Austausch mit ihnen möglichst schnell in der Weimarer Gesellschaft Fuß fassen, die als bedrückend empfundene Abhängigkeit endlich überwinden und fortan im Kreise um Goethe selbstständig tätig sein zu können. Doch die Schere zwischen den realen Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung und dem Ideal, das Lenz anstrebt, klafft bald immer weiter auseinander.<sup>1006</sup> Zunächst versucht er zu verdrängen, was sich konträr zu seinem Wunschbild der Gestaltung der eigenen Zukunft in Weimar abspielt.<sup>1007</sup> Doch nach zwei Monaten beginnt er zu realisieren, dass sich seine Wünsche nicht erfüllen werden. Auf eine soziale Absicherung, wie sie Goethe genießt, ist für ihn nicht zu hoffen. Stattdessen befindet er sich erneut in einem Verhältnis der Abhängigkeit – diesmal der Abhängigkeit vom Herzog, der seinen Aufenthalt finanziert.<sup>1008</sup> An Herder schreibt er am 9. Juni, noch vor wenigen Monaten sei er „in glücklicherer Stimmung“ gewesen, nun aber sei sein Herz „taub [...], ein hinschwindender Schatten [...]“<sup>1009</sup>

Als dieses Gefühl übermächtig zu werden droht, entschließt sich Lenz, der Stadt für einige Zeit den Rücken zu kehren und bricht – vermutlich in den frühen Morgenstunden des 27. Juni 1776 – allein und ohne Gepäck in Richtung des nur wenige Kilometer entfernten Berka auf. In seinem Zimmer im Gasthof hinterlegt er eine Notiz, die den Freunden Auskunft über seinen Verbleib geben soll und in der er ihnen genaue Instruktionen über die Aufbewahrung und Nachsendung seiner

---

<sup>1004</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 2. S. 449.

<sup>1005</sup> Vgl. Raymond 1993. S. 192.

<sup>1006</sup> Vgl. Käser 1987. S. 264.

<sup>1007</sup> Käser 1987. S. 263.

<sup>1008</sup> Vgl. Damm 1989. S. 226–228.

<sup>1009</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 3. S. 464.

Habseligkeiten erteilt.<sup>1010</sup> Zwar lässt er in einem Brief an Heinrich Christian Boie Anfang August verlauten, er habe sich vor allem „deswegen von aller menschlichen Gesellschaft abgesondert“, weil er „viel sehr viel zu tun“<sup>1011</sup> habe, angesichts der gedrückten Stimmung vor seinem Aufbruch liegt allerdings die Vermutung nahe, dass sein Weggang aus Weimar wohl eher als Flucht zu deuten ist – als Flucht in die Natur.

Über die genauen Umstände der Unterkunft im dörflichen Berka ist wenig bekannt, doch Lenz teilt brieflich mit: „Ich bin auf dem Lande und in mir selbst sehr glücklich, nach dem ich am Hofe fast verwittert war.“<sup>1012</sup> Er nimmt die in Weimar zum Stillstand gekommene literarische Tätigkeit wieder auf, schreibt Gedichte, kleine Stücke und beginnt die Arbeit an seinem Briefroman *Der Waldbruder*. Vor der Folie dieser während der Monate in Berka enorm gesteigerten Produktivität konstatiert Gerhard Kaiser treffend, bei Lenz entstehe „[a]us menschlicher und weltanschaulicher Gefährdung [...] eine dichterische Produktion“, die „geniale Anläufe“ hervorbringe – zu einer wirklichen „Erfüllung“<sup>1013</sup> aber vermag sie ihm nicht zu verhelfen.

Der Sommer in Berka ist ein Betäuben, ein Ausblenden der Enttäuschung, die bei der Rückkehr nach Weimar umso heftiger erneut über Lenz hereinzubrechen droht. Zwar schreibt er Johann Georg Zimmermann, er „finde einen unaussprechlichen Reiz an der Einsamkeit, sie allein befriedig[e] alle [s]eine Bedürfnisse [...]“<sup>1014</sup>, zur Ruhe aber kommt er offenbar nicht. So fügt er hinzu: „Ich wünschte von Herzen es erschiene einmal von einer Feder wie die Ihrige eine Psychologische Diätetik für besondere Individua und besondere Fälle in die sie geraten können.“<sup>1015</sup>

Auf die eigene prekäre Situation anspielend, nimmt Lenz in diesen Zeilen vermutlich unmittelbar Bezug auf Zimmermanns seit der Mitte des Jahrhunderts publizierte Schriften, vor allem wohl auf die 1773 erschienene Abhandlung *Von der Einsamkeit*, an dessen Beginn der am königlichen Hof in Hannover tätige Mediziner die Gründe seiner Beschäftigung mit diesem Sujet wie folgt skizziert:

<sup>1010</sup> Vgl. Damm 1989. S. 227–231.

<sup>1011</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 3. S. 490.

<sup>1012</sup> Ebd. S. 487.

<sup>1013</sup> Kaiser 1979. S. 226.

<sup>1014</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 3. S. 484; vgl. Damm 1989. S. 234.

<sup>1015</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 3. S. 484.

In diesem unruhvollen Leben, unter dem Zwange der Welt und der Pflichten, unter der drückenden Last der Geschäfte, unter diesem für mich ewig fremden und ewig trüben Himmel, möchte ich noch einmal die Freuden meiner muntern Jugend zurückrufen, etwas von jenen unschuldigen Freuden meiner besten Jahre, in welchen ich keine höhere Wollust gekannt, als die Wollust des einfachen Denkens; keine bessere Vergnügungen als die häuslichen, die itzt auf ewig von mir verschwunden sind. Ueber einige wichtige Verhältnisse des Menschen möchte ich nachdenken. Ueber etwas das in allen Zeiten und unter den berühmtesten Völkern der stillen Betrachtung würdig gewesen, das mit allmächtigem Reize unter allen Himmelstrichen auch schöne Seelen fortgerissen, über ein ebenfalls ewig für mich verschwundenes Glück, über die Einsamkeit.<sup>1016</sup>

Zimmermann schreibt dem Alleinsein im Sinne der bewusst initiierten „Entfernung von der Gesellschaft der Menschen“<sup>1017</sup> einen enorm hohen Stellenwert, ja eine regelrecht therapeutische Wirkung zu und betrachtet die Einsamkeit als einen Gegenstandsbereich, der „die ganze Kunst zu leben“<sup>1018</sup> umfasst. Lenz dürften diese Zeile bekannt gewesen sein, gerade den Hinweis auf den „Zwange der Welt und der Pflichten“, auf die „Last der Geschäfte“ wird er womöglich unmittelbar auf sich selbst bezogen haben. Ebenso eine Passage, in der Zimmermann erläutert, einigen Menschen bleibe „die Liebe für die Einsamkeit“ aufgrund eines übermächtigen „Triebes zum gesellschaftlichen Leben“<sup>1019</sup> verwehrt, in der sich aus heutiger Sicht Lenz' Situation in Weimar in besonders eindringlicher Weise abzuspiegeln vermag.

Die Begierde mit seines gleichen zu leben treibt den Menschen oft so sehr von sich selbst weg, daß er dabey den Umgang mit sich selbst ganz verlernet. [...] Durch den Wunsch, der Welt zu gefallen, wird [...] der Gedanke in sich selbst zu sehen zerstöret. Unsere eigene Gesellschaft wird uns ekelhaft, weil wir in dem Umgange mit andern und in der Zerstreung die Hülfe zu finden glauben, die unser eigener Umgang uns versaget.<sup>1020</sup>

In seinem unbedingten Wunsch, Teil der Weimarer Gesellschaft zu werden, der sich letztlich zu einem regelrechten Zwang auswächst, sich permanent beweisen zu

---

<sup>1016</sup> Johann Georg Zimmermann (Königlich Großbritannischer Leibmedicus in Hannover): *Von der Einsamkeit*. Leipzig: Weidmanns Erben und Reich 1773. S. 5f.

<sup>1017</sup> Ebd. S. 7.

<sup>1018</sup> Ebd. S. 6.

<sup>1019</sup> Ebd. S. 12.

<sup>1020</sup> Ebd. S. 14.

müssen, entfernt auch Lenz sich zunehmend von sich selbst und trägt damit unbewusst vermutlich sogar zur Manifestation seiner scheiternden Integration bei. Rudolf Käser jedenfalls erläutert, die andauernden „Selbstdarstellungsversuche“ hätten seine „Ichspaltung“<sup>1021</sup> wesentlich begünstigt.

Flüchtet Lenz also im Sommer 1776 überereilt aus Weimar ins ländliche Berka, um sich – vielleicht tatsächlich unter Rückgriff auf Zimmermanns Erläuterungen – den Mechanismen gesellschaftlichen Handelns, denen er sich in der Stadt unterwerfen zu müssen glaubt und die ihn zu zerbrechen drohen, zu entziehen? Flicht er in die Einsamkeit einer ländlichen Gegend, um der Gefährdung seiner Person entgegenzuwirken? Und treibt ihn ein ähnliches Bestreben im Jahr nach der Ausweisung aus Weimar in die Schweiz, um sich „in die wilden Alpengebirge [...] zu vertiefen“<sup>1022</sup>?

Der Vergleich mit dem jungen Herder drängt sich auf, der 1769 unter wachsendem Druck aus Riga geflohen und sich der Einsamkeit auf dem Meer übereignet hatte. Während dieser jedoch in der Abgeschlossenheit neue Perspektiven zu ersinnen imstande gewesen war und wieder zu sich selbst hatte kommen können, geriert sich das Alleinsein bei Lenz als ein Zustand, den er auf Dauer keineswegs als lustvoll zu empfinden vermag, sondern unter dem er zunehmend leidet. Zwar versucht auch er, sich durch eine bewusst initiierte Einsamkeit den Mechanismen der Fremdbestimmung für eine gewisse Zeit zu entziehen, um sich in einer Krise auf sich selbst zu besinnen und daraus neue Kraft zu schöpfen, eine Wirkung, wie sie sich im Zuge von Herders Schiffsreise oder Goethes Gipfelbesteigungen eingestellt hatte, bleibt bei Lenz jedoch aus. Die Flucht in die Natur verhilft ihm allenfalls dazu, seine existenziellen Nöte kurzzeitig auszublenden, eine dauerhafte Stärkung der eigenen Person aber bewirkt sie nicht. Entsprechend lässt er Lavater unmittelbar nach seiner Besteigung des Gotthard wissen, er habe den Anblick „genossen – und gelitten.“<sup>1023</sup>

Lenz sucht in krisenhaften Situationen immer wieder bewusst die Einsamkeit. Im Gegensatz zu Goethe allerdings ist er nicht in der Lage, das Alleinsein zu bewältigen und aus dieser Bewältigung neue Stärke und Zuversicht zu ziehen, sondern zerbricht mit Marquards Worten am „Verlust der Einsamkeitsfähigkeit: [der] Schwächung der

---

<sup>1021</sup> Käser 1987. S. 264.

<sup>1022</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 3. S. 531.

<sup>1023</sup> Ebd. S. 533.

Kraft zum Alleinsein, de[m] Schwund des Vermögens, Vereinzelung zu ertragen, d[em] Siechtum der Lebenskunst, Einsamkeit positiv zu erfahren.“<sup>1024</sup>

Unter Rückgriff auf die im Kapitel zu Herder bereits erläuterten Thesen Thomas Machos ließe sich argumentieren, Lenz habe im Zuge seiner streng pietistischen Erziehung die Kulturtechnik des Alleinseins womöglich gar nicht erst erlernen, geschweige denn ausreichend erproben können, und sei folglich nicht in der Lage gewesen, das komplexe System eines „methodischen Individualismus“<sup>1025</sup> zu entwickeln, das ihm Strategien zur „Initiierung und Kultivierung von Selbstwahrnehmungen“<sup>1026</sup> hätte bereitstellen können.

Daher sowie aufgrund seines tiefen Bedürfnisses nach gesellschaftlicher Anerkennung ist er offenbar nicht in der Lage, die von Macho als eine der ältesten Einsamkeitstechniken definierte Trennung – von Orten, Personen oder bestimmten Lebensumständen – sowie das Verweilen an entsprechenden „Einsamkeitsorten“<sup>1027</sup> zu verkraften. Frappierenderweise ist es mit der Gebirgsgegend des Steintals letztlich sogar ein ebensolcher Einsamkeitsort, der ihn vollends seiner lebensweltlichen Stabilität beraubt.

### 3.5.2 Büchners Lenz im Gebirg

Über Lenz' Aufenthalt im Steintal ist abgesehen von dem Bericht Oberlins wenig bekannt. Der ansonsten recht rege briefliche Austausch mit Freunden kommt während der fatalen Wochen in Waldersbach zu Beginn des Jahres 1778 nahezu vollständig zum Erliegen. Die Tatsache, dass die Wissenschaft heute dennoch um die Bedeutung der damaligen Ereignisse weiß, verdankt sich in erster Linie der literarischen Aufarbeitung durch den jungen Studenten Georg Büchner, der rund fünfzig Jahre nach Lenz in Straßburg weilte, dem durch einen Freund die Zeilen Oberlins in die Hände fallen und der diese sowohl unter Rückbezug auf sein medizinisches Fachwissen, als auch durch eingehende Rezeption der Schriften von Lenz zu einem

---

<sup>1024</sup> Marquard 1994. S. 111; vgl. *Goethe. Eine psychoanalytische Studie*. Bd. 1. 1983. S. 71.

<sup>1025</sup> Macho 2000. S. 43.

<sup>1026</sup> Ebd. S. 28.

<sup>1027</sup> Ebd. S. 38.

poetischen Text verdichtet, dem in der Forschung heute übereinstimmend eine „literarische Sonderstellung“<sup>1028</sup> zugeschrieben wird. Abgesehen von der sprachlichen Modernität des Textes spielen im Hinblick auf diese Beurteilung zumeist vor allem Büchners originäre pathografische Erzählleistung,<sup>1029</sup> seine radikale Idealismuskritik<sup>1030</sup> sowie seine besondere Affinität zu Lenz aufgrund frappierender biografischer Parallelen<sup>1031</sup> eine tragende Rolle.<sup>1032</sup>

Obgleich diese Aspekte im Zuge der folgenden Untersuchung weitgehend in den Hintergrund treten, markiert Büchners Erzählung auch im vorliegenden Kontext zweifelsohne eine bedeutende Zäsur, manifestiert sich in ihr doch im Hinblick auf die literarische Ausgestaltung des landschaftlichen Raumes der Gebirgswelt eine vollkommen neue Facette.

Zwar ist auf Büchners poetische Indienstnahme der Landschaft im wissenschaftlichen Diskurs vielfach am Rande verwiesen worden, nur in einer überschaubaren Anzahl von Untersuchungen aber wurde dieser Gegenstandsbereich tatsächlich in den Mittelpunkt gestellt. Eine ausschließliche Beschäftigung mit den Gipfel-Szenen

<sup>1028</sup> Carolin Seling-Dietz: *Büchners Lenz als Rekonstruktion eines Falls „religiöser Melancholie“*. In: Georg-Büchner-Jahrbuch 9 (1995–1999). S. 188–236, hier S. 188.

<sup>1029</sup> Im Hinblick auf die Ansätze der Psychiatrie im 18. und 19. Jahrhundert wird Büchners Text heute als bedeutende Vorwegnahme wichtiger Erkenntnisse bezüglich des Verstehens manisch-depressiver Störungen betrachtet (vgl. Yvonne Fauser: *Die Vorwegnahme der medizinischen Erkenntnis von manisch-depressiven Störungen in der Literatur – dargestellt an Büchners Lenz und Leonce und Lena*. In: Georg-Büchner-Jahrbuch 11 (2005–2008). S. 63–80, hier S. 63f., 80; vgl. Kitzbichler 1993. S. 103f.; vgl. Martin 2002. S. 186; vgl. Seling-Dietz 1995–1999. S. 189, 201f). Roland Borgards konstatiert, Büchner habe sich „auf der Höhe der zeitgenössischen Medizin bewegt“ und mit seiner Novelle eine „zeitgemäße Poetik des Schmerzes“ hervorgebracht (Borgards 2007. S. 426).

<sup>1030</sup> Im Juli 1835 schreibt Büchner der Familie aus Straßburg: „Wenn man mir übrigens noch sagen wollte, der Dichter müsse die Welt nicht zeigen wie sie ist, sondern wie sie sein solle, so antworte ich, daß ich es nicht besser machen will, als der liebe Gott [...]. Was noch die sogenannten Ideal-dichter anbetrifft, so finde ich, daß sie fast nichts als Marionetten [...], aber nicht Menschen aus Fleisch und Blut gegeben haben [...].“ (Georg Büchner: *Werke und Briefe*. Hrsg. von Karl Pörn-bacher, Gerharb Schaub, Hans-Joachim Simm und Edda Ziegler. 6. Auflage. München: dtv 1997. S. 306 [nachfolgend zitiert als Münchner Ausgabe]). Sein Protagonist Lenz wird diese Auffassung im Kunstgespräch mit Kaufmann untermauern.

<sup>1031</sup> In diesem Zusammenhang wird vielfach auf Büchners existenzielle Krise im Herbst 1833 kurz nach dem Wechsel von Straßburg an die Universität Gießen sowie auf die bei ihm ebenfalls eine wichtige Rolle spielende Emanzipation vom dominanten Vater verwiesen.

<sup>1032</sup> Vgl. Gabriele Michel: *Lenz – „ist er nicht gedruckt?“*. Über die vernachlässigte Bedeutung der Schriften von J.M.R. Lenz für Georg Büchners Novellentext. In: Lenz-Jahrbuch 2 (1992). S. 118–125, hier S. 118f.; vgl. Martin 2002. S. 186.

der Novelle im Sinne einer Engführung auf das Motiv des Gipfelblicks samt einer Einordnung in die entsprechende literarische Tradition ist bislang nicht erfolgt. So spricht zwar beispielsweise Gabriele Michel im Hinblick auf die Landschaftsschilderungen im *Lenz* von Büchners bewusster Auseinandersetzung mit dem ihm zur Verfügung stehenden „Traditions- und Assoziationsraum der Literatur“<sup>1033</sup>, der explizite Hinweis auf den tradierten Erlebnisraum der Bergwelt allerdings bleibt aus.

Daher soll die Auseinandersetzung mit den Gipfel-Szenen der Novelle in den folgenden Kapiteln in den Fokus gerückt werden und sich explizit unter Bezugnahme auf die literarhistorische Tradition vollziehen, an die Büchner mit seinem Text zwar in gewisser Weise anschlussfähig bleibt, die er aber im Zuge einer exakten pathografischen Analyse zugleich in bemerkenswerter Weise durchbricht und das literarische Motiv des Gipfelblicks in den Rang eines zentralen Gestaltungsprinzips erhebt. Um diese Positionierung angemessen zu beleuchten, soll in einem einleitenden Exkurs zunächst auf Büchners Zeit in Straßburg Bezug genommen und ein Blick auf seine eigenen Gipfelerlebnisse im Zuge der Wanderungen durch die Vogesen geworfen werden.

### 3.5.2.1 Büchner in Straßburg – auf Goethes Spuren durch die Vogesen

Zum Wintersemester 1831 schreibt sich der junge Georg Büchner an der Universität in Straßburg ein. Er hat die Grenzen der hessischen Heimat bislang kaum übertreten und ist von der Stadt sofort fasziniert. Zwar zählt Straßburg nicht zu den großen europäischen Metropolen der Zeit und muss den Zeitgenossen Büchners, die bereits Paris oder London bereist haben, unweigerlich eng und ein wenig verstaubt erscheinen, dennoch ist die elsässische Provinzhauptstadt in den 1830er Jahren durchaus intellektueller, kultureller und politischer Knotenpunkt.<sup>1034</sup> In ihr wird Büchner einer „französische[n] Gewitterluft“<sup>1035</sup> gewahr, in der die Nachwehen der Julirevolution noch deutlich spürbar sind und in der sich zu dieser Zeit zudem eine der konstitutionellen Monarchie zunehmend kritisch gegenüberstehende Front aus Bürgern und

<sup>1033</sup> Michel 1992. S. 119.

<sup>1034</sup> Vgl. Hauschild 1993. S. 127, 132.

<sup>1035</sup> Mühner Ausgabe. S. 277.

Studenten formiert.<sup>1036</sup> Das politisch aufgeladene Klima tritt für Büchner umgehend in scharfen Kontrast zur „teutsche[n] nasskalte[n] Holländeratmosphäre“<sup>1037</sup> Darmstadts.

Zunächst rekrutieren sich seine Bekanntschaften weitgehend aus Kreisen der Kommilitonen an der medizinischen Fakultät, durch den Kontakt zu einigen deutschsprachigen Theologen – vor allem zu der Familie seines Freundes August Stöber – gewinnt er von Beginn an aber auch umfassende Einblicke in die „deutschorientierte Dichterwelt des Elsaß“.<sup>1038</sup> In der eingehenden Beschäftigung mit Schriften deutscher Autoren des ausgehenden 18. Jahrhunderts sieht sich Büchner wohl schon bald als unmittelbarer Nachfahre der Vertreter einer Jugendbewegung, die Straßburg rund fünfzig Jahre zuvor ebenfalls zu ihrem Zentrum erkoren hatte.

Auf deren Spuren wandelt er aber nicht nur durch die engen Gassen der Stadt, sondern unternimmt auch zahlreiche Ausflüge in die Vogesen. Die sich ihm dort darbietenden Eindrücke hält er – wie Goethe ein halbes Jahrhundert zuvor – in Briefen und Notizen fest.

So etwa in einem Schreiben vom 8. Juli 1833 an die Familie, in dem er von einer kürzlich unternommenen mehrtägigen Wanderung „durch das liebliche Land“<sup>1039</sup> des Elsass berichtet und den „herrlichen Anblick“ vom „höchsten Punkt der Vogesen, de[m] an 5000 Fuß hohen Bölgern“<sup>1040</sup> schildert:

Man übersieht den Rhein von Basel bis Straßburg, die Fläche hinter Lothringen bis zu den Bergen der Champagne, den Anfang der ehemaligen franche Comté, den Jura und die Schweizergebirge vom Rigi bis zu den entfertesten Savoyischen Alpen. Es war gegen Sonnenuntergang, die Alpen wie blasses Abendrot über der dunkel gewordenen Erde. [...] Bei Sonnenaufgang war der Himmel etwas dunstig, die Sonne warf einen roten Schein über die Landschaft. Über den Schwarzwald und den Jura schien das Gewölk wie ein schäumender Wasserfall zu stürzen, nur die Alpen standen hell darüber, wie eine blitzende Milchstraße. Denkt euch über der dunklen Kette des Jura und über dem Gewölk im Süden, soweit der Blick reicht, eine ungeheure, schimmernde Eiswand, nur noch oben durch die Zacken und Spitzen der einzelnen Berge unterbrochen.<sup>1041</sup>

---

<sup>1036</sup> Vgl. Hauschild 1993. S. 132.

<sup>1037</sup> Münchner Ausgabe. S. 277.

<sup>1038</sup> Hauschild 1993. S. 151.

<sup>1039</sup> Münchner Ausgabe. S. 280.

<sup>1040</sup> Ebd. S. 281.

<sup>1041</sup> Ebd.

Dieser Ende Juni angetretene Ausflug, der das vorläufige Ende von Büchners Zeit in Straßburg markiert – zum Wintersemester wird er das Studium in Gießen fortsetzen –, erscheint im Rahmen der vorliegenden Untersuchung in doppelter Hinsicht besonders bedeutsam.

Zum einen, weil Büchner im Zuge eines Abstechers zu dem mit der Enkelin Oberlins verheirateten Pfarrer Ludwig Friedrich Rauscher in St. Dié bereits zu diesem Zeitpunkt Kenntnis vom Besuch eines gewissen Jakob Michael Reinhold Lenz in Waldersbach im Jahr 1778 erlangt haben könnte.<sup>1042</sup> Belege für diese Vermutung gibt es allerdings nicht.

Zum anderen ist die Parallele zu Goethe bemerkenswert, der nach bestandenen Examen zum Abschluss seines mehrjährigen Aufenthalts in Straßburg mit Kommilitonen ebenfalls eine solche Reise unternommen hatte. Es sei an dieser Stelle noch einmal daran erinnert, dass Goethe rückblickend konstatiert hatte, dort sei er „eigentlich in das Interesse der Berggegenden eingeweiht“<sup>1043</sup> worden. Wird also auch Büchner auf seiner Tour in dieses Interesse eingeweiht? Die Sichtung der Briefe aus den unmittelbar folgenden eineinhalb Jahren jedenfalls lässt diese These eindeutig zu, formuliert Büchner in ihnen doch stets den scharfen Gegensatz, in den die ihm unbedeutend erscheinende Landschaft Hessens in der Erinnerung notwendigerweise zur beeindruckenden Gipfelwelt der Vogesen treten muss.

Von seinem Elternhaus in Darmstadt aus, wohin er nach nur vier Wochen in Gießen aufgrund einer ernsten Erkrankung hatte zurückkehren müssen, schreibt er dem Freund August Stöber, mit dem er „zum Erstenmal das Gebirg“<sup>1044</sup> durchstrichen hatte, am 9. Dezember 1833: „Manchmal fühle ich ein wahres Heimweh nach Euren Bergen. Hier ist alles so eng und klein. Natur und Menschen, die kleinlichsten Umgebungen, denen ich auch keinen Augenblick Interesse abgewinnen kann.“<sup>1045</sup>

Zusätzlich zu der körperlichen Angeschlagenheit steckt Büchner in dieser Zeit auch psychisch in einer Krise. Kaum in Gießen angekommen, sieht er sich mit zahlreichen Situationen konfrontiert, die ihm wichtige Entschlüsse abverlangen – ein Umstand, der ihn offenbar zusehens in eine ernst zu nehmende Depression stürzt.

---

<sup>1042</sup> Vgl. Hauschild 1993. S. 214, 501.

<sup>1043</sup> HA. Bd. 9. S. 419.

<sup>1044</sup> Münchner Ausgabe. S. 311.

<sup>1045</sup> Ebd. S. 284.

Zum einen zeichnet sich – ähnlich wie dies auch bei Lenz der Fall gewesen war – eine merklich stärker werdende Diskrepanz zwischen Büchners eigenen Vorhaben und den von seinem Vater vorgegebenen Studienplänen ab. Darüber hinaus ist er seit der Straßburger Zeit heimlich verlobt und steht nun vor der Entscheidung, die Verbindung weiterhin geheim zu halten oder das Verlöbnis gegenüber der Familie öffentlich zu machen. Hinzu kommt das sich in dieser Phase immer stärker abzeichnende unbedingte Bedürfnis, sich politisch zu engagieren, das bei seinem Vater auf wenig Gegenliebe stößt.<sup>1046</sup> Sicher fehlt ihm in dieser schwierigen Zeit in Gießen in erster Linie der persönliche Zuspruch der Verlobten Wilhelmine Jaeglé und seiner Straßburger Freunde. Was er allerdings vermutlich beinahe ebenso sehr vermisst, ist die Nähe zum Elsass und der Vogesen-Natur.<sup>1047</sup> Im März 1834 schreibt er im sogenannten Fatalismusbrief an Minna Jaeglé nach Straßburg: „Hier ist kein Berg, wo die Aussicht frei sei. Hügel hinter Hügel und breite Täler, eine hohle Mittelmäßigkeit in Allem; ich kann mich nicht an diese Natur gewöhnen, und die Stadt ist abscheulich.“<sup>1048</sup> Der Blick in die Natur also vermag seine gedrückte Stimmung nicht zu heben – im Gegenteil.

Nur wenige Monate später verlässt Büchner Gießen. Seit der Veröffentlichung des *Hessischen Landboten* steht er unter strenger Überwachung durch die Behörden, wird vernommen und wiederholt als Zeuge geladen. Den Rest des Jahres verbringt er auf Anordnung des Vaters in Darmstadt.<sup>1049</sup> Als er einer erneuten gerichtlichen Vorladung Ende Februar 1835 nicht Folge leistet, ergeht Haftbefehl. Büchner entschließt sich Anfang März zur Flucht.<sup>1050</sup>

Das Ziel ist natürlich Straßburg – es zieht ihn zurück ins Elsass. In den Sommermonaten verbringt er erneut einen großen Teil seiner Zeit in der Natur, streift – wie der jüngere Bruder Ludwig in den Vorbemerkungen zu den 1850 veröffentlichten *Nachgelassenen Schriften* rückblickend konstatiert – „[t]agelang [...] in den schönen

---

<sup>1046</sup> Vgl. Hauschild 1993. S. 263f.

<sup>1047</sup> Vgl. ebd. S. 265.

<sup>1048</sup> Münchner Ausgabe. S. 288.

<sup>1049</sup> Vgl. Hans Mayer: *Georg Büchner und seine Zeit*. 2. Auflage. 16.–22. Tausend. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974. S. 197.

<sup>1050</sup> Vgl. Hauschild 1993. S. 455; vgl. Mayer 1974. S. 230f.

Gebirgen des Elsaß umher [...] und [scheint] mit seiner Umgebung zu verwachsen, sich in sie aufzulösen.“<sup>1051</sup>

Sein Bruder Georg habe zeitlebens, so erinnert sich Ludwig, ein „inniges, fast schwärmerisches Zusammenleben mit der Natur“ angestrebt, habe ihre „Geheimnisse zu ergründen“ gesucht und sie stets „mit dem doppelten Auge des Dichters und Forschers“<sup>1052</sup> betrachtet. Im Sommer des Jahres 1835 jedoch sucht Büchner in der Abgeschiedenheit der Gebirgsgegenden wohl vor allem Ruhe – und er scheint sie zu finden, wie ein vermutlich nur wenige Monate nach der übereilten Flucht an Gutzkow geschriebener Brief verdeutlicht, in dem es heißt: „Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Tal [...]“<sup>1053</sup> Während die Durchwanderung der Vogesen zu Beginn der 1770er Jahre für Goethe nur der Auslöser seines Interesses für die Bergwelt gewesen war, er sich in den folgenden Jahren aber vermehrt in Richtung Schweiz orientiert hatte, bleibt Büchners Leidenschaft für diese Gegend also offenbar ungebrochen.<sup>1054</sup>

Vor diesem Hintergrund ist seinen eigenen Vogesen-Wanderungen bezüglich seiner *Lenz*-Novelle eine weitaus bedeutendere Rolle zuzuschreiben, als dies bislang häufig der Fall war. So hat die Forschung seine originäre literarische Verknüpfung einer kranken Psyche mit der Natur<sup>1055</sup> zwar thematisiert, die Entstehung des Textes in dem für Büchner so einschneidenden Jahr der Emigration nach Straßburg aber zumeist in erster Linie auf seine Beschäftigung mit dem Bericht Oberlins zurückgeführt. Jan-Christoph Hauschild etwa kommentiert, Büchner habe sofort um die „instrumentelle Eignung“ des Berichts „als Stoff für eine Künstlernovelle“ gewusst, in der sich die „Ansprüche, Kämpfe und Niederlagen der Sturm-und-Drang-Bewegung“<sup>1056</sup> am Beispiel von Lenz einprägsam hätten darstellen lassen. Die Argumentation klingt schlüssig, mutet in Anbetracht Büchners leidenschaftlicher Äußerungen

<sup>1051</sup> Georg Büchner: *Nachgelassene Schriften*. Hrsg. von Ludwig Büchner. Frankfurt am Main: J. D. Sauerländer 1850. S. 46 [nachfolgend zitiert als *Nachgelassene Schriften*]; vgl. Hauschild 1993. S. 505.

<sup>1052</sup> *Nachgelassene Schriften*. S. 46.

<sup>1053</sup> Münchner Ausgabe. S. 311.

<sup>1054</sup> Vgl. Schmidt 1994. S. 230.

<sup>1055</sup> Vgl. Paul Landau: *Lenz* [1909]. In: *Georg Büchner*. Hrsg. von Wolfgang Martens. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1965 (= Wege der Forschung LIII). S. 32–46, hier S. 40.

<sup>1056</sup> Vgl. Hauschild 1993. S. 499.

über die Gebirgslandschaft der Vogesen allerdings etwas zu strategisch an. So scheint vor der Folie seiner innigen Hinwendung zu dieser Gegend und unter Rückbezug auf die zitierten Passagen der Briefe, die zweifelsohne bereits auf spätere Naturschilderungen vorausweisen,<sup>1057</sup> vielmehr die Frage berechtigt, ob ihn das Schicksal des Dichters Lenz womöglich deshalb in besonderer Weise berührt, weil sich dessen besorgniserregender Zustand gerade im Angesicht einer Kulisse zugespitzt hatte, die Büchner selbst als überaus beruhigend empfindet. Die folgenden Erläuterungen mögen erste Anhaltspunkte zur Beantwortung dieser Frage liefern.

### 3.5.2.2 Die novellistische Wende: „er stand nun am Abgrund“

Im Oktober 1835, rund ein halbes Jahr nach seiner Ankunft in Straßburg, lässt Büchner die Familie brieflich wissen, er habe sich „allerhand interessante Notizen über einen Freund Goethes, einen unglücklichen Poeten Namens Lenz verschafft“, der sich zur selben Zeit wie Goethe in Straßburg aufgehalten habe und „halb verrückt“<sup>1058</sup> geworden sei. Er plane, heißt es weiterhin, darüber einen Beitrag in der von Karl Gutzkow herausgegebenen *Deutschen Revue* erscheinen zu lassen.<sup>1059</sup> Schon einige Tage zuvor hatte er der Familie mitgeteilt, es habe sich ihm mit diesem „große[n] Literaturblatt“, das ab dem Beginn des folgenden Jahres wöchentlich erscheinen solle, „eine Quelle eröffnet“ und man habe ihn „zu monatlichen Beiträgen aufgefordert.“<sup>1060</sup> Zwar wird es dazu aufgrund eines gegen Ende des Jahres erlassenen Vorabverbots der Zeitschrift nicht kommen,<sup>1061</sup> während der Sommermonate aber treibt Büchner seine umfassende Recherche über Jakob Michael Reinhold Lenz intensiv voran.

<sup>1057</sup> Vgl. Michels 1981. S. 17; vgl. Schmidt 1994. S. 231.

<sup>1058</sup> Münchner Ausgabe. S. 310.

<sup>1059</sup> Vgl. Münchner Ausgabe. S. 310; vgl. Jan-Christoph Hauschild: *Georg Büchner. Studien und neue Quellen zu Leben, Werk und Wirken. Mit zwei unbekanntem Büchner-Briefen*. Königstein im Taunus: Athenäum 1985 (= Büchner-Studien 2). S. 47; vgl. Hauschild 1993. S. 510; vgl. Landau 1965. S. 32; vgl. Martin 2002. S. 207; vgl. Mayer 1974. S. 276; vgl. Karls Viëtor: *„Lenz“, Erzählung von Georg Büchner* [1937]. In: *Georg Büchner*. Hrsg. von Wolfgang Martens. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1965 (= Wege der Forschung LIII). S. 178–196, hier S. 191.

<sup>1060</sup> Münchner Ausgabe. S. 309.

<sup>1061</sup> Vgl. Hauschild 1993. S. 512; vgl. Landau 1965. S. 35. – Die Novelle bleibt zu Lebzeiten Büchners unveröffentlicht. Gutzkow lässt sie nach seinem Tod schließlich 1839 im *Telegraph für Deutschland* abdrucken (vgl. Hauschild 1993. S. 516; vgl. Martin 2002. S. 185; vgl. Mayer 1974. S. 277).

Jan-Christoph Hauschild deklariert, der Autor Lenz sei für Büchner schon früh „ein Medium eigener Ansichten und Befindlichkeiten“<sup>1062</sup> gewesen. Vermutlich kennt er die tragische Geschichte um den Sturm-und-Drang-Dichter also seit der Straßburger Studienzeit, hat während der damaligen Wanderungen durchs Elsass und die Vogesen vielleicht bereits die eine oder andere Erzählung über Lenz' Aufenthalt im Steintal aufgeschnappt. Während ihn sein Weg im Zuge der mehrtägigen Tour 1833 aber nicht nach Waldersbach geführt hatte, ist das nur einen Tagesmarsch von Straßburg entfernte Dorf im Sommer 1835 mit großer Wahrscheinlichkeit Ziel mindestens eines Ausflugs.<sup>1063</sup> Die Vermutung liegt vor allem deshalb nahe, weil der Freund und häufige Wandergefährte August Stöber über Lenz' Schicksal im Bilde ist, hatte sein Vater Ehrenfried doch 1826 nach dem Tod Oberlins in dessen Nachlass den Bericht über die Ereignisse zu Beginn des Jahres 1778 gefunden und seither verwahrt.<sup>1064</sup> August übereignet die Papiere seinem Freund Georg, der sich offenbar umgehend in die Lektüre vertieft.

Schon zu Schulzeiten hatte er sich mit den Folgen seelischen Ungleichgewichts befasst und sich während des Studiums über fachliche Fragen auf diesem Gebiet häufig mit seinem Vater ausgetauscht, der als Arzt unter anderem auch psychiatrische Gutachten erstellte.<sup>1065</sup> Die von der Forschung in Büchners Novellen-Text nachgewiesene „minutiöse Schilderung der Symptomatik und Dynamik einer seelischen Erkrankung“<sup>1066</sup> verdankt sich zweifelsohne dieser enormen Fachkenntnis.

Doch es ist nicht nur der Mediziner Georg Büchner, den der Fall Lenz aus fachlicher Sicht reizt, es ist auch der Dichter Büchner, der sich im Zuge seiner Recherche für den zu diesem Zeitpunkt noch als Aufsatz geplanten Text eingehend mit Lenz' Werken zu beschäftigen beginnt. Wieder ist es August Stöber, der ihm Zugang zu der 1828 von Ludwig Tieck herausgegebenen dreibändigen Werkausgabe verschafft.<sup>1067</sup>

<sup>1062</sup> Hauschild 1993. S. 503; vgl. Selig-Dietz 1995–1999. S. 190.

<sup>1063</sup> Vgl. Hauschild 1993. S. 502.

<sup>1064</sup> Vgl. ebd. S. 499.

<sup>1065</sup> Vgl. Selig-Dietz 1995–1999. S. 191.

<sup>1066</sup> Selig-Dietz 1995–1999. S. 188.

<sup>1067</sup> Vgl. Walter Hinderer: *Portrait Büchners*. In: *Vormärz: Biedermeier, Junges Deutschland, Demokraten. 1815–1848*. Hrsg. von Bernd Witte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1980 (= Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte 6). S. 310–321, hier S. 316; vgl. Kitzbichler 1993. S. 81; vgl. Martin 2002. S. 197; vgl. Mayer 1974. S. 276f.; vgl. Michel 1992. S. 119.

Die Lektüre gewährt Büchner nicht nur einen tiefen Einblick in zentrale Texte des Sturm und Drang, anhand derer er letztlich wohl auch eine „eigene[...] Standortbestimmung“<sup>1068</sup> vollzieht, sondern offenbart – und dieser Aspekt erscheint im vorliegenden Kontext besonders bedeutsam – zweifelsohne auch Lenz’ ambivalentes Verhältnis zur Natur, das sich in seinen Schriften bereits früh Bahn gebrochen hatte und dem Büchner in der Vorbereitung auf die geplante Ausarbeitung seines Textes daher vermutlich große Bedeutung bemisst.<sup>1069</sup> So wird er möglicherweise eine Passage im 3. Gesang des 1775 in Straßburg entstandenen Gedichts *Petrarch* zur Kenntnis genommen haben, in der es heißt:

Er reiste spät im Herbst, des Himmels Antlitz war  
 Trübwolkgig wie sein Herz, und Sturm zerriß sein Haar,  
 Er reiste Tag und Nacht durchs pfeifende Gesträuche,  
 Voll Graun und Finsternis, fühllos wie eine Leiche.  
 Bald überwältigte des Äthers Gleichgewicht  
 Der schweren Wolken Zug, die auf sein blaß Gesicht,  
 Dem die Verzweiflung längst der Tränen Trost verschlossen,  
 Auf sein versengt Gesicht des Himmels Tränen gossen.<sup>1070</sup>

Lenz hatte sich wiederholt intensiv der Dichtung Francesco Petrarcas gewidmet und die Beschäftigung noch einmal intensiviert, nachdem er von Goethes Schwester Cornelia 1775 einen Band mit Schriften Petrarcas erhalten hatte.<sup>1071</sup> Obgleich eine unmittelbare Bezugnahme zu dessen Bericht über die Besteigung des Mont Ventoux im Jahre 1336 bei Lenz nicht nachzuweisen ist, offenbart die in seinen Versen zum Ausdruck gebrachte Wechselwirkung zwischen Landschaft und Subjekt doch bemerkenswerte Anklänge an Petrarcas Zeilen und weist darüber hinaus in gewissem Sinne auch bereits auf Büchners Novellen-Text voraus.

Auf Petrarca erneut Bezug genommen hatte Lenz in der Anfangssequenz seines vermutlich im Sommer 1776 in der Zurückgezogenheit im ländlichen Berka begonnenen Briefromans *Der Waldbruder*, aus der aus heutiger Perspektive zweifelsohne in erster Linie Lenz’ Situation in Weimar und seine Flucht in die Natur ersichtlich wird,

<sup>1068</sup> Michels 1981. S. 16.

<sup>1069</sup> Vgl. Michel 1992. S. 121f.

<sup>1070</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 3. S. 132.

<sup>1071</sup> Vgl. Anmerkungen zu den Gedichten. In: *Werke und Briefe*. Bd. 3. S. 792f.

aus der Büchner im Zuge einer möglichen Lektüre aber wohl vor allem wichtige Anregungen zur Verortung seiner Lenz-Figur in eine dörfliche Abgeschiedenheit zu beziehen imstande ist.<sup>1072</sup> Im ersten Brief des Romanfragments schreibt der Protagonist mit dem bezeichnenden Namen Herz an seinen Freund Rothe:

Ich schreibe Dir dieses aus meiner völlig eingerichteten Hütte, zwar nur mit Moos und Baumblättern bedeckt, aber doch für Wind und Regen gesichert. Ich hätte mir nie vorgestellt, daß dies Klima auch im Winter so mild sein könne. Übrigens ist die Gegend, in der ich mich hingebaut, sehr malerisch. Grotesk übereinander gewälzte Berge, die sich mit ihren schwarzen Büschen dem herunterdrückenden Himmel entgegen zu stemmen scheinen, tief unten ein breites Tal, wo an einem kleinen hellen Fluß die Häuser eines armen aber glücklichen Dorfs zerstreut liegen. Wenn ich denn einmal herunter gehe und den engen Kreis von Ideen in dem die Adamskinder so ganz existieren, die einfachen und ewig einförmigen Geschäfte und die Gewißheit und Sicherheit ihrer Freuden übersehe, so wird mir das Herz so enge und ich möchte die Stunden verwünschen, da ich nicht ein Bauer geworden bin. Sie sehen mich oft verwundrungsvoll an, wenn ich so unter ihnen herumschleiche und nirgends zu Hause bin, mit ihrem Scherz und Ernst nicht sympathisieren kann, so daß ich mich am Ende wohl schämen und in ihre Form zu passen suchen muß, da sie denn ihren Witz nach ihrer Art meisterhaft über meine Unbehelfsamkeit wissen spielen zu lassen. Alles dies beleidigt mich nicht, weil sie meistens recht haben und ein Zustand wie der meinige durch die äußern Symptome die er veranlasst, schon seit Petrarca's Zeiten jedermann zum Gespött dienen muß.<sup>1073</sup>

Zwar wird auch Büchners Lenz eine Integration in die Idylle einer Gewissheit und Sicherheit versprechenden dörflichen Gemeinschaft eindringlich ersehnen, der verzweifelte Versuch, sich in die „Form“ dieses Zusammenlebens einzugliedern, wird allerdings misslingen. Die von Herz als malerisch bezeichneten „grotesk übereinander gewälzte[n] Berge“, die in Lenz' Romanfragment das Dorfleben umrahmen und durchaus auf eine ästhetisch-genießende Aneignung von Natur rekurrieren, deutet Büchner daher zur furchterregenden Kulisse psychotischer Zusammenbrüche um.

Diese führt er bereits zu Beginn der Novelle in außergewöhnlicher Intensität vor. Vollkommen unvermittelt und ohne dem Leser eine thematische Hinführung anzubieten, stellt Büchner seinen Protagonisten in die „unerme[ss]liche Weite der

<sup>1072</sup> Vgl. Michels 1981. S. 17f.

<sup>1073</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 2. S. 380.

Vogesennatur.<sup>1074</sup> Im ersten Satz heißt es schlicht: „Den 20. ging Lenz durch’s Gebirg.“<sup>1075</sup> Roland Borgards erläutert in seiner 2007 veröffentlichten *Poetik des Schmerzes*, Büchner entwerfe mit diesem ersten Satz bereits eine „eigentümliche Bewegung“<sup>1076</sup>, denn Lenz gehe nicht nur, er gehe „durch’s Gebirg“ als müsse er gegen die Landschaft angehen, als stemme diese ihm beständig einen Widerstand entgegen.<sup>1077</sup>

Es sei an dieser Stelle daran erinnert, dass sich in Lenz’ *Waldbruder* die Berge „dem herunterdrückenden Himmel entgegen“<sup>1078</sup> gestemmt hatten. Sie hatten sich in der Wahrnehmung des Betrachters also emporgehoben, um dem über ihnen thronenden Firmament gleichsam die Stirn zu bieten. Dieses Bild hatte Jakob Michael Reinhold Lenz auch in dem im Oktober 1772 aus Landau an Salzmann gesendeten Brief heraufbeschworen, in dem die Rede gewesen war von „Berge[n], die den Himmel tragen, Täler[n] voll Dörfern zu ihren Füßen, die dort zu schlafen scheinen, wie Jakob am Fuß seiner Himmelsleiter.“<sup>1079</sup>

In Büchners Text gestaltet sich der Gang durch die Natur bereits von Beginn an vollkommen anders. Von Nebel verhangene Tannen und schneebedeckte Felsen umgeben Lenz, ein kleines Rinnsal plätschert übers Gestein und kreuzt seinen Weg. Er jedoch sieht davon nichts. „Er [geht] gleichgültig weiter, es [liegt] ihm nichts am Weg, bald auf- bald abwärts.“<sup>1080</sup> Auch Müdigkeit verspürt er offenbar nicht, setzt beharrlich einen Fuß vor den anderen, ohne die sich um ihn erstreckende Landschaft wahrzunehmen. Es drängt Lenz in der Brust, im scharfen Kontrast zur Weite der Natur, aus deren Empfinden sich unter normalen Umständen ein Gefühl von Erhabenheit entzünden könnte, verspürt er in sich eine beängstigende Enge, und muss sich aufgrund dieser verkehrten Verhältnisse, die er zwar durchaus zu erkennen, aber nicht zu reflektieren und einzuordnen imstande ist, notwenigerweise wünschen, auf dem Kopf

<sup>1074</sup> Hermann Pongs: *Büchners ‚Lenz‘* [1935]. In: *Georg Büchner*. Hrsg. von Wolfgang Martens. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1965 (= Wege der Forschung LIII). S. 138–150, hier S. 138; vgl. Michels 1981. S. 18.

<sup>1075</sup> Müncher Ausgabe. S. 137.

<sup>1076</sup> Borgards 2007. S. 426.

<sup>1077</sup> Vgl. ebd.

<sup>1078</sup> *Werke und Briefe*. Bd. 2. S. 380.

<sup>1079</sup> Ebd. Bd. 3. S. 291.

<sup>1080</sup> Müncher Ausgabe. S. 137.

gehen zu können.<sup>1081</sup> Selten vermag die Natur tatsächlich etwas aufzubieten, das ihn für einen kurzen Moment aus seiner stumpfen Lethargie herausreißt:

Nur manchmal, wenn der Sturm das Gewölk in die Täler warf, und es den Wald herauf dampfte, und die Stimmen an den Felsen wach wurden, bald wie fern verhallende Donner, und dann gewaltig heran brausten, in Tönen, als wollten sie in ihrem wilden Jubel die Erde besingen, und die Wolken wie wild wiehernde Rosse heransprengten, und der Sonnenschein dazwischen durchging und kam und sein blitzendes Schwert an den Schneeflächen zog, so daß ein helles blendendes Licht über die Gipfel in die Täler schnitt; oder wenn der Sturm das Gewölk abwärts trieb und einen lichtblauen See hineinriß, und dann der Wind verhallte und tief unten aus den Schluchten, aus den Wipfeln der Tannen wie ein Wiegenlied und Glockengeläute heraufsummte, und am tiefen Blau ein leises Rot hinaufklomm, und kleine Wölkchen auf silbernen Flügeln durchzogen und alle Berggipfel scharf und fest, weit über das Land hin glänzten und blitzten, riß es ihm in der Brust, er stand, keuchend, den Leib vorwärts gebogen, Augen und Mund weit offen, er meinte, er müsse den Sturm in sich ziehen, Alles in sich fassen, er dehnte sich aus und lag über der Erde, er wühlte sich in das All hinein, es war eine Lust, die ihm wehe tat [...].<sup>1082</sup>

In diesen wenigen Augenblicken tritt Lenz mit der Natur in Kontakt, wird ihrer Größe gewahr – genießen aber kann er den Anblick nicht. Zu aufgewühlt ist es in seinem Inneren, die Lust die er angesichts der beeindruckenden Naturphänomene verspürt, vermag ihn nicht zu genießendem Innehalten anzuregen, sondern bereitet ihm Schmerz.<sup>1083</sup> Sie erinnert nur noch terminologisch an die ambivalente Empfindung aus Lust und Schrecken, die in den von der Physikotheologie beeinflussten Texten des 17. Jahrhunderts eine intensivierete Auseinandersetzung mit der Welt und dem in ihr verorteten Ich nach sich gezogen hatte. Zu einer solchen Auseinandersetzung ist Büchners Protagonist jedoch nicht in der Lage. Umgehend erhebt er sich wieder und setzt seinen Weg fort, „nüchtern, fest, ruhig als wäre ein Schattenspiel vor ihm vorübergezogen, er [weiß] von nichts mehr.“<sup>1084</sup>

Gegen Abend erreicht er das Gipfelplateau und lässt sich auf der verschneiten Hochebene nieder. Der Sturm, der tagsüber nicht nur das Gebirge, sondern auch

<sup>1081</sup> Vgl. Müncher Ausgabe. S. 137.

<sup>1082</sup> Münchner Ausgabe. S. 137.

<sup>1083</sup> Treptow 2001. S. 149.

<sup>1084</sup> Münchner Ausgabe. S. 138.

seine Stimmung aufgewühlt hatte, ist inzwischen scheinbar abgeflaut. Die Wolken stehen ruhig am Himmel und erlauben einen ungetrübten Panorama-Blick in die Weite, der „nichts als Gipfel“<sup>1085</sup> offenbart. Statt sich dieser erhabenen Szenerie jedoch genießend zu übereignen, wird für Lenz „[d]er abgegrenzte Landschaftsausschnitt [...] zur Projektionsfläche eines planen Ichs [...]“<sup>1086</sup> Über ihn bricht ein Gefühl der beklemmenden Einsamkeit herein, es erfasst ihn „eine namenlose Angst“.<sup>1087</sup>

Wie Tiecks Protagonist Christian, der ebenfalls „auf einer Odyssee durch monströse Gebirgslandschaften in psychische Verwirrung“<sup>1088</sup> geraten und nach seinem merkwürdigen Erlebnis auf dem Gipfel des Runenbergs verwirrt ins Tal hinabgerannt war, ergreift nun auch Lenz überstürzt die Flucht.<sup>1089</sup>

In seiner 1994 veröffentlichten umfangreichen Studie zu den in Büchners Novelle skizzierten Wechselwirkungen von Naturdeskription und emotionaler Verfassung des Protagonisten spricht Harald Schmidt bezüglich dieses Phänomens von „melancholische[n] Raumerlebnisstörungen“<sup>1090</sup>, die von den Empfindungsmechanismen innerhalb eines ästhetischen Raummodells der Landschaft, wie es etwa in Rousseaus *Nouvelle Héloïse* zutage trete, scharf abzugrenzen sei. Schmidt konstatiert, in Büchners Naturschilderungen bilde sich ein steter Wechsel der Gemütszustände der Figur Lenz ab, aus dem zwangsläufig auch ein Wechselspiel unterschiedlicher Formen der Landschaftswahrnehmung resultiere.<sup>1091</sup> So fänden Lenz' Zustände – die dumpfe

<sup>1085</sup> Münchner Ausgabe. S. 138.

<sup>1086</sup> Michels 1981. S. 22.

<sup>1087</sup> Münchner Ausgabe. S. 138.

<sup>1088</sup> Axel Kühnlenz: „Wie den Leuten die Natur so nahtrat...“: Ludwig Tiecks *Der Runenberg* als Quelle für Büchners *Lenz*. In: Georg-Büchner-Jahrbuch 7 (1988/1989). S. 297–310, hier S. 298; vgl. Hauschild 1993. S. 503)

<sup>1089</sup> In seinem Aufsatz verweist Axel Kühnlenz noch auf weitere strukturelle und inhaltliche Parallelen zwischen Tiecks *Runenberg* und Büchners *Lenz*, die ihn zu der Annahme veranlassen, Tiecks Text habe im Zuge der Konzeption der Novelle eine wesentliche Rolle gespielt. Schon die Ausgangssituation der Protagonisten gestalte sich ähnlich. Wie Lenz fliehe auch Christian vor dem Einfluss eines dominanten Vaters und den Zwängen des Systems. Und auch er falle letztlich „nach einem gescheiterten Versuch, in dörflicher Abgeschiedenheit und unter einfachen Menschen ein ‚neues Leben‘ zu beginnen“ (Kühnlenz 1988/1989. S. 298) dem Wahnsinn anheim. In beiden Erzählungen geriere sich also die „Natur als Medium psychopathologischer Prozesse“ (Kühnlenz 1988/1989. S. 297). Der grundlegende Unterschied bestehe letztlich darin, dass Büchner „die pathologische Symptomatik, die bei Tieck im Kontext des Phantastischen steh[e], in die Phantasmen einer schizophrenen Persönlichkeit“ (Kühnlenz 1988/1989. S. 309) überführe.

<sup>1090</sup> Schmidt 1994. S. 26.

<sup>1091</sup> Vgl. ebd. S. 36.

Schwermut, die stille Melancholie, der sich bis zur Raserei steigernde Wahn – stets eine von Büchner bewusst gesetzte Entsprechung in der seinen Protagonisten umgebenden Natur. Büchner habe auf der Grundlage zahlreicher zeitgenössischer Briefe und Dokumente die Dualität aus einer psychopathischen, allmählich in den Wahn abgleitenden Form von Melancholie und einer gemäßigeren Form im Sinne einer zwar betäubenden, aber stillen Schwermut poetisch zu rekonstruieren und die in seiner Erzählung skizzierte Raumordnung unmittelbar auf sie zu beziehen versucht.<sup>1092</sup> Er konstruiert die Natur in seiner Novelle also konsequent vom Subjekt aus, rekurriert stets auf dessen wechselnde psychische Zustände.<sup>1093</sup>

Es sei an dieser Stelle noch einmal an Lenz' Brief aus Landau erinnert, in dem er selbst von einer „sanften Melancholie“ gesprochen hatte und in dem bereits deutlich das ambivalente Empfinden der Natur zutage getreten war, das sich von Büchner – poetisch verdichtet – nun bis zum psychotisch gestörten Erleben des Naturraumes steigert.

Unter dieser Prämisse ist der im Zuge literarischer Naturschilderungen seit dem 18. Jahrhundert verwendete Landschaftsbegriff im Hinblick auf Büchners Novellentext grundsätzlich infrage zu stellen. Harald Schmidt deklariert, es müsse in diesem Fall statt der Indienstnahme tradiertener Erkenntnisse über ein ästhetisches Erleben von Landschaft vielmehr eine differenzierte Betrachtung der unterschiedlichen „Subjektdispositionen“<sup>1094</sup> erfolgen, um die wechselseitige Einflussnahme von Natur und Psyche umfassend zu begreifen. So sind Lenz' „remittierende Affektlagen“<sup>1095</sup>, in denen ihn zwar eine gewisse Schwermut befällt, in denen er sich aber dennoch zumindest vorübergehend wohlfühlt, durchaus vor der Folie eines ästhetisch-landschaftlichen Naturempfindens zu interpretieren. In diesem Sinne nimmt er im Zuge eines am Tag nach seiner Ankunft mit Oberlin unternommenen Wanderritts in der Umgebung zwar nach wie vor einen „grauen ernsten Anflug“ wahr, die „breite[n] Bergflächen“, „großen Felsenmassen“ und die sich „gewaltig, ernsthaft

---

<sup>1092</sup> Vgl. Schmidt 1994. S. 66.

<sup>1093</sup> Vgl. Michels 1981. S. 18.

<sup>1094</sup> Schmidt 1994. S. 67.

<sup>1095</sup> Ebd. S. 111.

oder schweigend still<sup>1096</sup> erhebenden Gipfel vermögen ihn allerdings bei Weitem nicht in eine solche Angst zu versetzen wie noch am Tage zuvor.

Die Phasen der schweren psychotischen Zustände allerdings sind keinesfalls als Landschaftserlebnisse nach genießend-aneignendem Muster zu deuten, sondern nach Schmidt als „spezifische psychopathische Raumerlebensweisen“<sup>1097</sup>, deren poetische Rekonstruktion aus dem Muster üblicher Landschaftsschilderungen notwendigerweise konsequent herausfällt.

Diese Trennung in ästhetisches und psychopathisches Raumerleben setzt eine Raumpluralität voraus bzw. das Verständnis von Räumen von ihrer Funktion her. So wird in Büchners Text in eindrücklicher Weise deutlich, dass Landschaft nicht per se als Raum zur Verfügung steht, der genießend erfahren und vergegenwärtigt werden kann, sondern vielmehr ein aktives Subjekt erfordert, das die Natur in seiner Wahrnehmung überhaupt erst zur Landschaft werden lässt.<sup>1098</sup> Es bedarf also eines „landschaftskonstituierende[n] Akt[s]“<sup>1099</sup>, in dem sich das Subjekt die Natur schauend und fühlend anzueignen und sie erst auf dieser Grundlage als Landschaft wahrzunehmen vermag. Schmidt definiert die äußere Natur demnach lediglich als funktionales Fundament, ästhetisch vergegenwärtigte Landschaft hingegen als „Bewu[ss]tseinsprodukt“, als das „Resultat konstruktiver und selektiver Mechanismen [...], in denen visuelle und emotionale, individuelle und kollektive [...] Konstituenten wirksam werden.“<sup>1100</sup> Landschaft sei in diesem Sinne nichts anderes als ein „emotional geladene[s] imaginäre[s] Konstrukt“.<sup>1101</sup> An dieser Stelle sei noch einmal auf Joachim Ritters These rückverwiesen, erst eine lebensweltliche Distanz ermögliche eine ästhetisch-genießende Zuwendung zur Natur als Landschaft und der Mensch müsse sich als Subjekt über die Natur als Objekt erheben.

Da im Falle von Büchners Protagonisten Lenz jedoch von einer subjektzentrierten Aneignung von Landschaft im Sinne Ritters nicht die Rede sein kann, sondern Lenz aufgrund eines wachsenden Verlusts „rationaler Selbst- und Realitätskontrolle“ notwendigerweise auch einen „dramatischen Verfügungsverlust über den Umraum“

---

<sup>1096</sup> Münchner Ausgabe. S. 139.

<sup>1097</sup> Schmidt 1994. S. 67.

<sup>1098</sup> Vgl. ebd. S. 68–70.

<sup>1099</sup> Schmidt. 1994. S. 75.

<sup>1100</sup> Ebd. S. 78.

<sup>1101</sup> Ebd. S. 82.

erleidet, hält es Schmidt für angebracht, die Raumwelten in Büchners Novelle von dem bis dato gültigen „Raummodell der Landschaft“<sup>1102</sup> grundsätzlich abzusondern. Zwar ist Lenz die Erinnerung an den natürlichen Raum und das in ihm mögliche Empfinden des eigenen Ichs noch präsent, aufgrund einer fortschreitenden Ent-rückung und eines damit einhergehenden Verlusts der räumlichen Tiefe und eines zur „Wahrnehmung des Erhabenen konstitutive[n] Sinn[s] für Distanz“<sup>1103</sup> aber kann diese Art des Erlebens von ihm nicht mehr vollzogen werden.

Die Wirkprinzipien einer Naturästhetik, wie sie sich seit Rousseau herausgebildet und bei Goethe ebenfalls offenbart hatte, scheinen im Falle von Büchners Lenz also nicht mehr zu greifen. Hans Otto Röber erläutert, „[ä]sthetische Naturwahrnehmung, sei sie kompensatorisch oder kritisch, setz[e] als Subjekte Individuen voraus, die in subsistenzerhaltende Individualitätsformen bürgerlicher Gesellschaft integriert [seien].“<sup>1104</sup> Dies aber trifft auf Lenz nicht zu, da ihm die Gesellschaft nicht die Sicherheit zu bieten vermag, die Voraussetzung für ein ästhetisches Empfinden erhabener Natur wäre. Stattdessen zerfällt die Welt für ihn zunehmend in einzelne Bruchstücke, die eine Verortung des Ichs nicht mehr zulassen. Der Landschaftsraum dehnt sich in seiner Wahrnehmung nach beiden Seiten bis zur völligen Entgrenzung aus, weitet sich unermesslich und schrumpft zugleich enorm in sich zusammen. Die Bergflächen, die sich im Auge des Betrachters gemeinhin in die Höhe erheben, ziehen sich für Lenz aus großer Höhe zusammen, die Felsenmassen breiten sich drohend nach unten aus.<sup>1105</sup>

So vermag sich sein Blick vom Gipfel nicht auf den Horizont zu richten und an einem Punkt in der Ferne Halt zu finden, sondern führt dem ohnehin haltlosen Subjekt drohend die Möglichkeit des eigenen Absturzes vor Augen.<sup>1106</sup> Das Gipfel-erlebnis verhilft ihm nicht mehr zu einem Gefühl von Festigung, wie es etwa Goethe auf dem Brocken zuteil geworden war, sondern es erweckt und schürt in ihm im Gegenteil erhebliche Ängste.<sup>1107</sup>

---

<sup>1102</sup> Schmidt 1994. S. 95.

<sup>1103</sup> Röber 2000–2004. S. 184.

<sup>1104</sup> Ebd.

<sup>1105</sup> Vgl. Michels 1981. S. 21–23.

<sup>1106</sup> Vgl. Arendt 1972. S. 172; vgl. Röber 2000–2004. S. 185; vgl. Straub 2014. S. 112.

<sup>1107</sup> Vgl. Arendt 1972. S. 177; vgl. Straub 2014. S. 112; vgl. Viëtor 1965. S. 184.

Dieter Arendt konstatiert, so werde das „ursprüngliche Erlebnis der Erhabenheit [...] umgekehrt in die Erfahrung des Nichts [...].“<sup>1108</sup>

Indem Lenz die ihn umgebende Landschaft nicht mehr als erhaben begreifen kann, fällt er folglich schon zu Beginn der Novelle aus dem Muster einer „bürgerliche[n] Kollektivwahrnehmung“<sup>1109</sup> heraus. So entsteht für den Leser – sowohl des 19. Jahrhunderts als auch von heute – unwillkürlich schon beim Einstieg in die Lektüre ein Kontrast zu der Wahrnehmung von Natur, die auf Grundlage anderer literarischer Gipfel-Szenen oder der eigenen Erfahrung zu erwarten wäre.<sup>1110</sup> Mit dem Rückgriff auf den zu diesem Zeitpunkt wahrnehmungspsychologisch etablierten Topos der Berglandschaft wolle Büchner – so die These Hans Otto Röbers – beim Lesepublikum offenbar eine „standardisierte Reaktion“<sup>1111</sup> hervorrufen, zu der das Empfinden von Lenz in der Folge in einen umso schärferen Kontrast trete.

Die in einem Gespräch mit Eckermann von Goethe als Zentrum der Gattung Novelle definierte „unerhörte Begebenheit“<sup>1112</sup> ereignet sich im Falle von Büchners Text also gleich zu Beginn und vor der beeindruckenden Kulisse einer Gebirgslandschaft.<sup>1113</sup> Während Dieter Arendt in diesem Zusammenhang konstatiert, der zentrale novellistische Konflikt konstituiere sich „im Nebeneinander von Hochgebirge und Tallandschaft“<sup>1114</sup>, scheint die eigentlich verstörende Dissonanz doch in der Hauptsache darin zu bestehen, dass der auktoriale Erzähler zu Beginn eine ästhetisch als Landschaft wahrzunehmende und als erhaben zu begreifende Gebirgswelt skizziert, sich Lenz in dieser aber nicht zurechtzufinden imstande ist. Er kann nicht unterscheiden zwischen dem, was sich nur in seinem Bewusstsein abspielt, und dem, was sich in der ihn umgebenden Natur tatsächlich ereignet – er nimmt in diesem Sinne also nicht *die* Natur als solche wahr, sondern *seine* Natur.<sup>1115</sup> Die Grenzen zwischen

---

<sup>1108</sup> Arendt 1972. S. 172.

<sup>1109</sup> Röber 2000–2004. S. 183.

<sup>1110</sup> Vgl. ebd.

<sup>1111</sup> Röber 2000–2004. S. 183.

<sup>1112</sup> Eckermann 1836. Bd. 1. S. 319.

<sup>1113</sup> Vgl. Arendt 1972. S. 174.

<sup>1114</sup> Arendt 1972. S. 174.

<sup>1115</sup> Vgl. Svend Erik Larsen: *Die Macht den Machtlosen. Über Lenz und Woyzeck*. In: *Georg Büchner im interkulturellen Dialog. Vorträge des Kolloquiums vom 30.9.–1.10.1987 in der Universität Aalborg*. Hrsg. von Klaus Bohnen und Ernst-Ullrich Pinkert. München: Fink 1988 (= TEXT & KONTEXT. Sonderreihe. Bd. 25). S. 176–194, hier S. 187; vgl. von Matt 1980. S. 201.

Innen und Außen, zwischen Subjekt und Welt, verwischen zusehens, Punkte der Orientierung bieten sich Lenz nahezu keine.<sup>1116</sup>

Dies offenbart sich auch innerhalb des zweiten Gebirgserlebnisses. Lenz hatte Oberlin, der zu einer Reise in die Schweiz aufgebrochen war, durch das Gebirge begleitet, sich auf der anderen Seite von ihm getrennt und den Rückweg nach Waldbach allein angetreten. Umgehend breitet sich in ihm erneut das schon zu Beginn der Novelle skizzierte Gefühl des Verlassenseins aus, das sich angesichts der vermeintlich substanzlosen Weite zunehmend in ein Empfinden der vollkommenen „Verlorenheit im unendlichen Raum“<sup>1117</sup> steigert. Von der Landschaft vermag er nur noch „breite Flächen“ und „gewaltige Linien“<sup>1118</sup> wahrzunehmen. Völlig orientierungslos irrt er durch den Wald, lässt sich an der einen oder anderen Stelle nieder, starrt vor sich hin, erhebt sich dann und setzt seinen Weg gleichmütig fort. Die Nacht ist bereits hereingebrochen, als er durch Zufall eine Hütte findet, in der man ihm Unterschlupf gewährt. Ein krankes Mädchen liegt regungslos auf einem Bett, bewegt die Lippen, ohne jedoch wirklich zu sprechen, wie im Fieberwahn. In einer Ecke des Zimmers sitzt eine alte Frau und hält Wache über das Kind.

Als ein Mann das Haus betritt, beginnt das Mädchen, sich unruhig auf seinem Lager hin- und herzuwinden, unverständliche Töne auszustoßen. Als es sich schließlich beruhigt, wendet sich der Mann an Lenz und berichtet, er habe „eine Stimme im Gebirge gehört und dann über den Tälern ein Wetterleuchten gesehen, auch habe es ihn angefasst und er habe damit gerungen wie Jakob.“<sup>1119</sup>

In Begleitung einiger Holzfäller tritt Lenz am nächsten Tag den Rückweg nach Waldbach an. Er ist beruhigt, in Gesellschaft gehen zu können, doch die Ereignisse der letzten Nacht wirken eindringlich in ihm nach. In Gedanken versunken lässt er die letzten Stunden, die Worte des Mannes über die Stimmen im Gebirge, Revue passieren: „Die Welt war ihm helle gewesen, und an sich ein Regen und Wimmeln nach einem Abgrund, zu dem ihn eine unerbittliche Gewalt hinriß.“<sup>1120</sup> Der Tod des Mädchens, von dem er wenig später erfährt, und ein gescheiterter Versuch, es wieder

---

<sup>1116</sup> Vgl. Larsen 1988. S. 187f.; vgl. Kitzbichler 1993. S. 90.

<sup>1117</sup> Schmidt 1994. S. 99.

<sup>1118</sup> Münchner Ausgabe. S. 147.

<sup>1119</sup> Ebd. S. 147f.

<sup>1120</sup> Ebd. S. 149.

zum Leben zu erwecken, lassen dieses Gefühl des Abgleitens in den Abgrund schließlich übermächtig werden.

Obgleich ihm der Gang durch die Gebirgswelt wiederholt furchterregend erschienen war und ihn die Erlebnisse selbst nach der Rückkehr in Oberlins Gegenwart und die vermeintliche Sicherheit des Dorfes vor allem in der nächtlichen Einsamkeit stets eingeholt hatten, zieht es ihn auch in dieser Situation, im Angesicht des sich vor ihm auftuenden Abgrunds, erneut „hinaus in's Gebirg.“<sup>1121</sup> Dieses Handeln erscheint paradox, geradezu grotesk, verdeutlicht aber, dass sich Lenz von der Flucht in die Gebirgsnatur trotz allem offenbar eine Besserung seines Zustands erhofft. Im Gespräch mit Kaufmann, der ihm zur Rückkehr ins Elternhaus geraten hatte, hatte er erklärt, sich keinesfalls von dieser Gegend trennen und zu seinem Vater zurückkehren zu können, denn „wenn [er] nicht manchmal auf einen Berg könnte und die Gegend sehen könnte; [...] [er] würde toll!“<sup>1122</sup>

Roland Borgards erläutert, in diesem Bedürfnis offenbare sich der zwanghafte Versuch einer Selbsttherapie durch Zufügung von Schmerz, die in der Psychiatrie an der Schwelle zum 19. Jahrhundert eine bedeutende Rolle gespielt habe und die etwa auch Lenz' Sprünge ins eiskalte Brunnenwasser erkläre.<sup>1123</sup> Während diese von Oberlin fälschlicherweise als Suizidversuche gedeutet worden waren, stellt Büchner sie in den Kontext einer zeitgenössischen wissenschaftlichen Diskussion, mit der er als Mediziner durchaus vertraut ist. Schon 1803 hatte etwa der an der Universität Halle tätige

---

<sup>1121</sup> Münchner Ausgabe. S. 151.

<sup>1122</sup> Ebd. S. 146.

<sup>1123</sup> Siehe dazu: Johann Christian Reil: *Rhapsodien über die Anwendung psychischer Curmethode auf Geisteszerrüttungen*. Halle: Curtsche Buchhandlung 1803. S. 192: „Das Wasser, ein Element, für welches der Mensch eine natürliche Furcht hat, und welches auf eine mannichfaltige Art zur Cur der Wahnsinnigen gebraucht werden kann. Das beste Mittel [...] besteht darin, daß man sie mit kaltem Wasser begießt.“ – Joseph Mason Cox: *Praktische Bemerkungen über Geisteszerrüttungen. Mit Beilagen über die Ausstellung von Zeugnissen und Gutachten in Fällen von Wahnsinn*. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Nebst einem Anhang über die Organisation von Versorgungsanstalten für unheilbar Irrende vom Professor Reil. Halle: Rengersche Buchhandlung 1811. S. 140: „Wenn schon die partielle Anwendung der Kälte bei Geisteszerrüttungen einigen Vortheile gebracht hat: so ist das allgemeine Eintauchen des Körpers in kaltes Wasser noch wirksamer gewesen. Dieses allgemeine Bad verdient [...] einen hohen Rang unter den gegen die Verrücktheit wohlthätigen Mitteln [...].“

Medizinprofessor Johann Christian Reil in seinen *Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen* deklariert:

Körperreize, welche direct durchs Gemeingefühl allerhand Arten des Schmerzes erregen passen vorzüglich zum Anfang der Cur und für die erste Periode der Krankheit. Durch sie wird der Irrende unterjocht, zum unbedingten Gehorsam genöthigt und zur Cur vorbereitet. Sie wecken die Besonnenheit, nöthigen den Starrsüchtigen, sich umzusehen, und halten den Unstäten an sich, als an die Ursache des Schmerzes, fest. Die Gefühle, welche sie erregen, bringen Betrübniß, Muthlosigkeit, Furcht, Biagsamkeit und andere Affekten der Seele hervor, die die Phantasie auf eine eigne Art beschäfftigen und dem Triebe zum Handeln eine neue Richtung mittheilen.<sup>1124</sup>

Bekannt ist Büchner möglicherweise auch der 1834 erschienene erste Band von Johannes Müllers *Handbuch der Physiologie des Menschen*, in dem der Autor erklärt, „die integrierende Reizung eines Theiles [des Körpers] wirk[e] belebend auf das Ganze zurück.“<sup>1125</sup> Zu Beginn des 19. Jahrhunderts geht die Wissenschaft demnach davon aus, durch Schmerzreize könne das Selbstgefühl der von Geisteszerrüttung betroffenen Patienten gesteigert und ihnen ein verloren gegangener Umriss zurückgegeben werden. Offenbar setzt sich Büchners Lenz also der für ihn furchterregenden Natur deshalb immer wieder ganz bewusst aus, weil er durch den so entstandenen, in diesem Fall psychischen Schmerz eine Kontur wiederzuerlangen sucht.<sup>1126</sup>

Einen Schmerzreiz, wie der Anblick des Gebirges ihn anfangs in ihm ausgelöst hatte, vermag Lenz seinem Körper mit dieser letzten Gipfelbesteigung allerdings nicht beizubringen. Gott für den Tod des Mädchens verfluchend, wüst zeternd und in seinem Innern einen regelrechten „Triumph-Gesang der Hölle“<sup>1127</sup> entfachend, erreicht er den Gipfel. Nun jedoch drängt sich nichts mehr heran, es drängt sich auch nichts mehr in seiner Brust, er fühlt keine schmerzende Lust mehr. Stattdessen erscheint ihm der Himmel wie „ein dummes blaues Aug“.<sup>1128</sup> Lenz lacht – wahnsinnig – bis ihn „der Atheismus“ ergreift, ihn unversehens ruhig werden und ihn „kalt und

<sup>1124</sup> Reil 1803. S. 194f.

<sup>1125</sup> Johannes Müller: *Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen*. Bd. 1. Coblenz: Hölscher 1834 [hier zitiert aus der 3. Auflage von 1838. S. 64].

<sup>1126</sup> Vgl. Borgards 2007. S. 438

<sup>1127</sup> Münchner Ausgabe. S. 151.

<sup>1128</sup> Ebd.

unerschütterlich durch das unheimliche Dunkel<sup>1129</sup> ins Tal zurückkehren lässt. Am nächsten Tag überfällt ihn bei der Erinnerung an die Ereignisse ein „großes Grauen“, zugleich aber auch eine „wahnsinnige Lust [...] diese Qual zu wiederholen“<sup>1130</sup> und erneut einen Blick in den Abgrund zu werfen. Oberlin schickt ihn schließlich fort, unfähig, den Kranken länger vor sich selbst und seiner Umwelt zu schützen.

Die Korrespondenz zwischen Subjekt und Landschaft, in die sich Büchners Protagonist mit seinem Gang ins Gebirge zu Beginn der Novelle begeben hatte, endet mit dem Einsteigen in die Kutsche, die ihn endgültig von dieser Gegend entfernen wird. Der Blick hinaus in die vorbeiziehende Natur bewirkt nichts mehr in ihm, er geht ins Leere. „– – So lebte er hin.“<sup>1131</sup>

Wie eingangs bereits erwähnt, ist Büchners *Lenz*-Novelle innerhalb des literaturwissenschaftlichen Diskurses – gerade in den letzten Jahren – vielfach vor allem aufgrund der außergewöhnlichen pathografischen Erzählleistung ein enormer Stellenwert beigemessen worden. Diesbezüglich wurde stets auf Büchners medizinisches Fachwissen verwiesen und sein gesteigertes Interesse an dem Fall zudem auf biografische Parallelen zurückgeführt.

Der Frage, ob das Schicksal des am Leben gescheiterten Dichters Lenz den jungen Büchner nicht womöglich gerade deshalb in solch intensiver Weise beschäftigt, weil sich dessen endgültiger Absturz in die Geisteskrankheit vor der für Büchner selbst so bedeutsamen Kulisse der elsässischen Bergwelt vollzieht, ist bisher allerdings nicht nachgegangen worden. Dabei liegt sie angesichts der in den vorliegenden Kapiteln herausgestellten Aspekte durchaus auf der Hand. Es ließe sich sogar konstatieren, die pathografisch genaue und eindrucksvolle Nachzeichnung des zunehmenden Realitätsverlusts habe eigentlich erst in Verbindung mit den einprägsamen Naturschilderungen – und vor allem im Hinblick auf die Gipfel-Szenen – zu voller Entfaltung gelangen können. Büchners eigene Wanderungen durch die Vogesen jedenfalls dürften bei der Konzeption der Szenen – neben der Lektüre der Texte von Lenz sowie zeitgenössischer medizinischer Fachliteratur – eine überaus bedeutsame Rolle gespielt haben, auch wenn seinem Protagonisten eine „ästhetische Therapie durch den

---

<sup>1129</sup> Münchner Ausgabe. S. 151.

<sup>1130</sup> Ebd.

<sup>1131</sup> Ebd. S. 158; vgl. Borgards 2007. S. 426; vgl. Michels 1981. S. 31.

landschaftlichen Blick“<sup>1132</sup>, wie sie Büchner selbst im Sommer 1835 zuteil wird, verwehrt bleibt und sich in seiner „Entzweiung mit der Natur“<sup>1133</sup> letztlich bereits die endgültige Vereinsamung andeutet.

Zweifelsohne stellt die Novelle einen literarhistorisch bedeutenden Wendepunkt dar. Büchner zeichnet seinen Lenz als mit der Natur entzweit, mit der Welt in Zwiespalt geraten.<sup>1134</sup> Dieter Arendt erläutert, Lenz’ „biographische Gebirgswanderung im idealen Verständnis als Höhen-Weg des ‚Geistes‘ [werde] der neuen Generation zur Erfahrung der Abwegigkeit im unverbindlichen Nichts [...]“<sup>1135</sup> Der historisch an der Schwelle zum Idealismus stehende Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz läutet als Figur in Büchners Erzählung das Ende ebendieser Epoche ein und muss daher notwendigerweise in scharfen Kontrast etwa zu dem 1795 von Schiller skizzierten Spaziergänger treten.<sup>1136</sup> Büchner spannt mit seiner Novelle einen weiten Bogen von der Epoche des Sturm und Drang, die mit Goethes literarischem Erscheinen eingeleitet, dann aber von der Klassik abgelöst worden war, bis zu deren Ende in Büchners eigener Gegenwart, das von Heine als „Ende der Kunstperiode“ ausgerufen wird.<sup>1137</sup> Peter von Matt konstatiert zusammenfassend, er habe mit seinem *Lenz*-Text maßgeblich dazu beigetragen, die Poesie, die sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts allzu oft als „Narkotikum“ offenbart habe, „mit ihren eigenen Mitteln um den verhängnisvollen Zauber“<sup>1138</sup> zu bringen.

Diese Entzauberung gelingt ihm gleichsam auch im Hinblick auf das Motiv des Gipfelblicks, das er von Beginn der Novelle an konsequent aus der literarischen Tradition eines ästhetisch disponierten Naturempfindens seit Rousseau herauslöst und ihm für den Leser ungewohnte Wirkmechanismen zuordnet: Der Blick vom Gipfel auf die Welt wühlt auf, beunruhigt, löst Schrecken aus, geht schließlich ins Leere, und spiegelt so auf eindrückliche Weise die pathografische Entwicklung eines

<sup>1132</sup> Schmidt 1994. S. 228.

<sup>1133</sup> Mayer 1974. S. 283.

<sup>1134</sup> Vgl. Landau 1965. S. 45f.

<sup>1135</sup> Arendt 1972. S. 180.

<sup>1136</sup> Röber 2000–2004. S. 183.

<sup>1137</sup> Vgl. Martin 2002. S. 204f.

<sup>1138</sup> Von Matt 1980. S. 202.

Protagonisten wider, der in der Natur keinen Halt mehr findet, sich in ihr fremd und verloren fühlt. In Goethes *Faust II* hatte sich diese Tendenz bereits angedeutet – bei Heine wird aus ihr eine politische Utopie erwachsen.

### 3.6 Heinrich Heines europäische Gipfel-Utopie

Ausgehend von den zuvor explizierten Gestaltungsvarianten des Gipfelblicks bei Goethe und Büchner soll mit Heinrich Heine nun zum Abschluss eine Facette in den Fokus gerückt werden, die zwar – wie innerhalb der folgenden Kapitel zu zeigen sein wird – ebenfalls in nicht unerheblichem Maße auf biografische Konditionen rekurriert, die zugleich aber über diesen konkreten Bezugsrahmen hinauszuweisen und den Blick vom Gipfel auf die Welt als Grundlage der bedeutsamen poetischen Vision eines vereinten Europa zu konzipieren vermag und damit den Gegenstandsbereich des zu etablierenden literarischen Motivs um eine wesentliche Dimension erweitert.<sup>1139</sup> Zwar lassen sich in Heines Werk verschiedene Gipfel-Bilder ausmachen – etwa die Brocken-Szenerie in der *Harzreise* oder Saras Wunschtraum „der sonnenüberglänzten Stadt auf dem Berg“<sup>1140</sup> in *Der Rabbi von Bacherach* –, diese werden im vorliegenden Kontext zum Zweck der Konzentration auf das Telos Europa aber bewusst ausgeklammert, erhebt die Studie doch keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit, sondern verfolgt vielmehr das Ziel, den Gipfelblick anhand ausgewählter exemplarischer Texte zu beleuchten und dabei möglichst unterschiedliche Verwendungsmuster aufzuzeigen. Um die Gestaltung des Motivs bei Heine vor der Folie seines Europäismus-Gedankens zu erläutern und die Tragweite des ausgewählten, im Bezugsrahmen der *Reise von München nach Genua* häufig nicht in gebotener Weise wahrgenommenen Gipfel-Bildes deutlich herauszuarbeiten, bedarf es zunächst einiger Erläuterungen zu Heines spezifischer Lebenssituation, seiner daraus resultierenden Schreibart sowie der sich früh andeutenden und auf zahlreichen Reisen intensivierten Tendenz zu Europa.

---

<sup>1139</sup> Christian Begemanns These, der Anschauung der äußeren Natur wohne neben der therapeutischen und kompensatorischen auch eine utopische Potenz inne (vgl. Begemann 1987. S. 106), trifft auf Heine in besonderem Maße zu.

<sup>1140</sup> Stefan Bodo Würffel: „... unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte –“. *Heinrich Heine und die Dialektik der Moderne*. In: *Utopie und Apokalypse in der Moderne*. Hrsg. von Reto Sorg und Stefan Bodo Würffel. München: Fink 2010. S. 129–142, hier S. 131.

### 3.6.1 Ein Leben an der Grenze

Zu Beginn der Arbeit ist die Genese der poetischen Gipfel-Bilder in direkte Verbindung zu existenziellen Ausnahmesituationen gesetzt worden, die die künstlerische Schaffenskraft offenbar erheblich anzuregen vermögen. Heine ist ein Poet, dessen Leben und Wirken durch eine Vielzahl solcher Situationen bestimmt ist und auf den dieser Umstand daher in ausdrucksvoller Weise zutrifft. Gerhard Höhn erläutert diesbezüglich treffend:

Wie kein anderer deutscher Schriftsteller war Heinrich Heine dazu prädestiniert, ein Grenzgänger zu werden, wurde er doch auf der Grenze zweier Jahrhunderte und zweier Welten geboren und wuchs zwischen zwei Kulturen und Religionen auf. Wie kein anderer fühlte er sich gezwungen, Grenzen zu passieren, zu verletzen und einzureißen. blieb sein Leben durch Überqueren geographischer, politischer und religiöser Schranken geprägt, so sein Werk durch Versetzen ästhetischer, intellektueller und schließlich existentieller Marksteine.<sup>1141</sup>

In Düsseldorf „geboren zu Ende des skeptischen achtzehnten Jahrhunderts und in einer Stadt, wo zur Zeit [s]einer Kindheit, nicht bloß die Franzosen sondern auch der französische Geist herrschte“,<sup>1142</sup> wächst Heine unter dem Eindruck eines französisch gefärbten Kosmopolitismus und eines zugleich erstarkenden preußischen Patriotismus auf.<sup>1143</sup> Als Jude betrifft ihn dieses Spannungsverhältnis in besonderem Maße.

<sup>1141</sup> Gerhard Höhn: *Heinrich Heine, ein Grenzgänger*. In: „... und die Welt ist so lieblich verworren“. *Heinrich Heines dialektisches Denken*. Hrsg. von Bernd Korländer und Sikander Singh. Bielefeld: Aisthesis 2004. S. 15–38, hier S. 15; vgl. François Bech: *Literatur und Wissenschaft*. „Streitobjekt“ Heine. In: *Sprache im technischen Zeitalter* (1979). Heft 68. S. 290–301, hier S. 300; vgl. Albrecht Betz: *Portrait Heines*. In: *Vormärz: Biedermeier, Junges Deutschland, Demokraten. 1815–1848*. Hrsg. von Bernd Witte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1980 (= Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte 6). S. 301–309, hier S. 302f.; vgl. Hans Mayer: *Von Lessing bis Thomas Mann. Wandlungen der bürgerlichen Literatur in Deutschland*. Pfullingen: Neske 1959. S. 277f., 285; vgl. Wolfgang Preisendanz: *Heinrich Heine. Werkstrukturen und Epochenbezüge*. München: Fink 1973. S. 12; vgl. Würffel 2010. S. 133.

<sup>1142</sup> Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. 16. Bde. In Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut herausgegeben von Manfred Windfuhr. Hamburg: Hoffmann und Campe 1973–1997 [nachfolgend zitiert als DHA]. Bd. 15. S. 61; vgl. René Anglade: *Heinrich Heine: Von der französischen „Spezialrevolution“ zur deutschen „Universalrevolution“*. In: *Heine-Jahrbuch* 38 (1999). S. 46–73, hier S. 47; vgl. Wolfgang Hädecke: *Heinrich Heine. Eine Biographie*. Reinbek: Rowohlt 1989; vgl. Höhn 2004. S. 15.

<sup>1143</sup> Vgl. Dieter Arendt: *Heinrich Heines poetische Vision von Europa*. In: *Études Germaniques* 59 (2004). S. 63–86, hier S. 79; vgl. Gisela Benda: *Heines Deutschlandkritik aus französischer Sicht*. In: Heine-

Zwar tritt Napoleons *Code Civil*, der die Anerkennung und Gleichberechtigung der jüdischen Bevölkerung garantieren soll, zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den französisch besetzten deutschen Gebieten und damit auch in Düsseldorf auf dem Papier in Kraft, aufgrund seiner Durchsetzung gegen den ausdrücklichen Willen des deutschen Volkes ist er aber de facto nicht umsetzbar.<sup>1144</sup> Die Juden sind somit zwar in formaler Hinsicht anerkannt und es gelingt ihnen auch zunehmend, den Schranken des Gettos zu enttrinnen, dennoch kann angesichts anhaltender Diskriminierung und antisemitischer Anfeindung von einer Emanzipation der Juden in Deutschland keinesfalls die Rede sein.<sup>1145</sup>

Für Heine kommt hinzu, dass er nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch bei seiner in Hamburg lebenden Familie als Außenseiter und Sonderling gilt und somit auch im jüdischen Milieu aus dem Rahmen fällt.<sup>1146</sup> Aus diesem Umstand resultiert eine „deutsch-jüdische Doppelidentität“<sup>1147</sup>, die sein Leben dauerhaft prägt und

---

Jahrbuch 21 (1982). S. 9–30, hier S. 10; vgl. Edith Lutz: *Die Lage der Juden in Deutschland zur Zeit Heines*. In: „*Ich Narr des Glücks*“. *Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung*. Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997. S. 31–36, hier S. 32; vgl. Alain Ruiz: *Heinrich Heines „arme Vorgänger“: Zur Tradition der deutschen Freiheitspölder und politischen Emigranten in Frankreich seit 1789*. In: Heine-Jahrbuch 26 (1987). S. 92–116, hier S. 110; vgl. Würffel 2010. S. 133.

<sup>1144</sup> Vgl. Mayer 1959. S. 279; vgl. Marcel Reich-Ranicki: *Der Fall Heine*. München: dtv 2000. S. 83; vgl. Ritchie Robertson: *Heine*. New York: Grove Press 1988. S. 14.

<sup>1145</sup> Vgl. Betz 1980. S. 303; vgl. Hädecke 1989. S. 35; vgl. *Heinrich Heine. Epoche – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Jürgen Brummack. München: Beck 1980. S. 53; vgl. Jost Hermand: *Der ‚deutsche‘ Jude Heinrich Heine*. In: *Dichter und ihre Nation*. Hrsg. von Helmut Scheuer. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1993. S. 257–273, hier S. 257f.; vgl. Walter Hinck: „*Land der Rätsel und der Schmerzen*“. *Heinrich Heines Deutschlandbild*. In: *Heinrich Heine. Neue Wege der Forschung*. Hrsg. von Christian Liedtke. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000. S. 181–197, hier S. 181; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 40, 54, 83; vgl. Robertson 1988. S. vii.

<sup>1146</sup> Vgl. Hädecke 1989. S. 39; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 84.

<sup>1147</sup> Jan-Christoph Hauschild und Michael Werner: „*Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst*“. *Heinrich Heine. Eine Biographie*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1997. S. 77; vgl. Hädecke 1989. S. 73; vgl. *Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk*. Hrsg. von Gerhard Höhn. Dritte, überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler 2004. S. 32; vgl. Höhn 2004. S. 16; vgl. Robert C. Holub: *Deutscher Dichter jüdischer Herkunft*. In: „*Ich Narr des Glücks*“. *Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung*. Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997. S. 44–50, hier S. 44, 48; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 41, 54; vgl. Markus Winkler: *Weltschmerz, europäisch. Zur Ästhetik der Zerrissenheit bei Heine und Byron*. In: *Heinrich Heine und die Romantik/Heinrich Heine and Romanticism. Erträge eines Symposiums an der Pennsylvania State University (21.–23. September 1995)*. Hrsg. von Markus Winkler. Tübingen: Niemeyer 1997. S. 173–190, hier S. 184; vgl. Würffel 2010. S. 133f.

maßgeblich dazu beiträgt, dass es ihm auch während der Studienjahre in Bonn, Göttingen und Berlin nicht gelingt, sich zu integrieren. Anfang des Jahres 1823 schreibt er aus Berlin, er lebe dort „[k]rank, isoliert, angefeindet und unfähig, das Leben zu genießen“, und Freunde habe er „fast gar keine [...]“. <sup>1148</sup>

Wiederholt muss er erfahren, dass es nicht ausreicht, sich als Deutscher zu fühlen, um auch als solcher akzeptiert zu werden. Obwohl aus dieser Erkenntnis im Laufe der Jahre etliche Identitätskrisen erwachsen und Heine zwischenzeitlich sogar proklamiert, alles Deutsche sei ihm „zuwider“, ja wirke auf ihn gar „wie ein Brechpulver“ <sup>1149</sup>, bleibt seine Liebe zu Deutschland letztlich dennoch ungebrochen. Klaus Briegleb plädiert in diesem Zusammenhang für eine exakte Trennung zwischen Deutschland als dem Land, das Heine als seine Heimat betrachtet, dem er verbunden bleibt und für das er zeitlebens in seinen Texten eintritt, und Preußen als dem in diesem Land vorherrschenden Prinzip, das die Freiheit des Schriftstellers eingrenzt und gegen das er sich immer wieder „mit den Mitteln des Sprachgebrauchs und der literarischen Existenz“ auflehnt. <sup>1150</sup> Auch Heine hat diese gedankliche Unterscheidung offenbar vollzogen und gesteht trotz vormals wiederholt negativer Äußerungen im März 1824 gegenüber Rudolf Christiani, einem seiner wenigen engen Freunde, ihm sei das Deutsche das, „was dem Fische das Wasser ist“ und er könne „aus diesem Lebenselement nicht heraus [...]“. <sup>1151</sup> Diese Zeilen verdeutlichen auf eindringliche Weise den Konflikt, in dem der junge Heine aufwächst – in einer Heimat, der er mit Liebe verbunden ist, die ihm jedoch nie dieselbe Empathie entgegen zu bringen vermag.

<sup>1148</sup> Heinrich Heine: *Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Säkularausgabe*. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Berlin [u.a.]: Akademie-Verlag seit 1970. [nachfolgend zitiert als HSA]. Bd. 20. S. 69; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 85.

<sup>1149</sup> HSA. Bd. 20. S. 50; vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 78; vgl. Jost Hermand: *Mehr als ein Liberaler: über Heinrich Heine*. Frankfurt am Main u.a.: Lang 1991. S. 17; vgl. Walter Hinck: *Heinrich Heines Deutschlandliebe*. In: „Ich Narr des Glücks“. *Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung*. Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997. S. 37–43, hier S. 38; vgl. Hinck 2000. S. 186; vgl. Holub 1997. S. 47; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 52.

<sup>1150</sup> Klaus Briegleb: *Opfer Heine? Versuche über Schriftzüge der Revolution*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986. S. 45; vgl. Benda 1982; 22; vgl. Hermand 1993. S. 270f.; vgl. Safranski 2007. S. 250.

<sup>1151</sup> HSA. Bd. 20. S. 148; vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 79; vgl. Hinck 1997. S. 38; vgl. Holub 1997. S. 48; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 53.

Nach abgeschlossenem Jurastudium und als Voraussetzung für die Promotion in Göttingen erfolgt 1825 Heines Taufe. Er verspricht sich von der Konversion bessere Chancen auf eine Anstellung im Staatsdienst oder eine Advokatur. Viele zeitgenössische Persönlichkeiten jüdischen Glaubens konvertieren in dieser Zeit zum Christentum – unter ihnen Abraham Mendelssohn, Rahel Varnhagen, Henriette Herz und Ludwig Börne. In den meisten Fällen wird der Entschluss jedoch nicht aus Überzeugung gefällt, sondern in erster Linie, um der stetig drohenden Diskriminierung zu entgehen. Die Entscheidung resultiert also vielmehr aus taktischen Überlegungen im Hinblick auf berufliche oder gesellschaftliche Perspektiven.<sup>1152</sup>

Als berufliche Alternative betrachtet Heine auch den Quereinstieg in einen Lehrberuf, etwa eine Tätigkeit an der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin.<sup>1153</sup> Als dieser Plan sich jedoch als nicht realisierbar erweist, konzentriert er sich verstärkt auf den Erwerb einer Advokatur in Hamburg – die Schriftstellerei hauptberuflich auszuüben, kommt für ihn zunächst nicht in Frage. Doch im „[v]erdammte[n] Hamburg“<sup>1154</sup> erhält er weder eine Anstellung, noch die Berechtigung, sich als Anwalt niederzulassen.

Die Taufe erweist sich also rückblickend als wenig hilfreich, bewirkt sie doch weder den erhofften Schutz vor öffentlicher Anfeindung, noch trägt sie zu einer Verbesserung seiner beruflichen Möglichkeiten bei.<sup>1155</sup> Vielmehr muss Heine erkennen, dass er auch als getaufter Jude unter Christen nicht als ihresgleichen akzeptiert werden wird und schreibt am 9. Januar 1826 enttäuscht und verzweifelt an seinen Freund Moser: „Ich bin jetzt bey Christ u[nd] Jude verhaßt. Ich bereue sehr daß ich mich getauft hab; ich seh noch gar nicht ein daß es mir seitdem besser gegangen sey, im Gegentheil, ich habe seitdem nichts als Unglück [...]“<sup>1156</sup>

<sup>1152</sup> Vgl. Betz 1980. S. 304; vgl. Hädecke 1989. S. 186; vgl. *Heine-Handbuch* 2004. S. 35; Hermand 1993. S. 257; vgl. Hinck 1997. S. 39; vgl. Hinck 2000. S. 186; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 54f.

<sup>1153</sup> Vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 111.

<sup>1154</sup> HSA. Bd. 20. S. 226.

<sup>1155</sup> Vgl. *Heine-Handbuch* 2004. S. 35; vgl. *Heinrich Heine. Epoche – Werk – Wirkung* 1980. S. 53f., 142; vgl. Hinck 2000. S. 186; vgl. Höhn 2004. S. 16; vgl. Helmut Koopmann: *Heinrich Heine. Exil – mitten in Europa*. In: „Ich Narr des Glücks“. *Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung*. Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997. S. 175–180, hier S. 175; vgl. Reich-Ranicki 1997. S. 55, 87; vgl. Robertson 1988. S. 85.

<sup>1156</sup> HSA. Bd. 20. S. 234; vgl. *Heine-Handbuch* 2004. S. 35; vgl. Holub 1997. S. 49; vgl. Koopmann 1997. S. 180; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 55, 88.

Angesichts sich zuspitzender Schwierigkeiten „besonders in Hinsicht der Religion“<sup>1157</sup>, dem daraus resultierenden zunehmenden „Lebensunterhalts- und Stellungsproblem“<sup>1158</sup> und der Tatsache, dass Heine im Verlauf der 1820er Jahre aufgrund seiner wachsenden Kritik an der preußischen Politik vermehrt ins Fadenkreuz der Behörden gerät, nimmt der schon seit einiger Zeit insgeheim gehegte Plan einer Reise nach Paris eindeutigere Konturen an – nun freilich nicht unter dem Vorzeichen einer Vergnügungsfahrt, sondern vielmehr im Angesicht einer möglicherweise notwendig werdenden Flucht.<sup>1159</sup> So schreibt er im Sommer 1826 an Moser, es dränge ihn „sehnlichst [...] dem deutschen Vaterlande Valet zu sagen“, doch es treibe ihn „[m]inder die Lust des Wanderns als die Qual persönlicher Verhältnisse [...]“.<sup>1160</sup>

Obwohl sich seine gesellschaftliche Situation mit der Veröffentlichung der ersten beiden Teile der *Reisebilder* 1826 und 1827 sowie dem *Buch der Lieder* ebenfalls 1827 zunächst verbessert, sich seine Werke beim deutschen Lesepublikum großer Beliebtheit erfreuen und das Schreiben sich zur echten Alternative zu den bislang erfolglos gebliebenen Bemühungen um eine Anstellung als Jurist zu entwickeln scheint, gelingt es Heine auf lange Sicht nicht, sich aus der finanziellen Abhängigkeit von der in Hamburg lebenden Familie zu lösen. Zudem empfindet er die „Ausschließlichkeit“ der literarischen Tätigkeit schon bald als „Mangelzustand“<sup>1161</sup> und sieht sich in der mit wachsendem Druck behafteten Anstellung bei seinem Hamburger Verleger Julius Campe in einer „fatalen Stellung“.<sup>1162</sup>

Als der vierte Teil der *Reisebilder* kurz nach dem Erscheinen zu Beginn des Jahres 1831 durch das preußische Oberzensurkollegium beschlagnahmt und verboten wird und seine Vorrede zu Robert Wesselhoefts *Kahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke* ebenfalls nur wenige Wochen nach der Veröffentlichung in Preußen auf den Index gesetzt wird, wendet sich Heine wieder seinem ursprünglichen beruflichen Ziel zu.<sup>1163</sup> An Varnhagen schreibt er am 4. Januar 1831, „[s]ein Streben

<sup>1157</sup> HSA. Bd. 20. S. 102; vgl. Betz 1980. S. 303; vgl. Holub 1997. S. 44; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 52.

<sup>1158</sup> Hauschild/Werner 1997. S. 114; vgl. Koopmann 1997. S. 175; vgl. Rieger 2011. S. 55.

<sup>1159</sup> Vgl. Betz 1980. S. 303; vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 115; vgl. *Heinrich Heine. Epoche – Werk – Wirkung* 1980. S. 141; vgl. Rieger 2011. S. 61.

<sup>1160</sup> HSA. Bd. 20. S. 265; vgl. Rieger 2011. S. 61.

<sup>1161</sup> Hauschild/Werner 1997. S. 120.

<sup>1162</sup> HSA. Bd. 20. S. 266.

<sup>1163</sup> Vgl. Hädecke 1989. S. 266f.

geh[e] dahin [sich] [...] eine sichere Stellung zu erwerben.<sup>1164</sup> Diese sucht er erneut mit einer Anstellung im Staatsdienst in Berlin zu erwirken – ein Plan, der ihm endlich die erhoffte Unabhängigkeit von der Familie hätte verschaffen können, der sich aber – wie bereits erwähnt – schon zwei Jahre zuvor nicht hatte verwirklichen lassen. Zugleich leitet er Schritte ein, um sich auf eine vakante Stelle als Ratssyndikus in Hamburg zu bewerben und bittet Varnhagen in oben erwähntem Brief, in der Presse für eine positive Berichterstattung zu sorgen, damit „man [s]eine Wahl als ein Begreifen der popularen Bedürfnisse betrachte.“<sup>1165</sup>

Als beide Vorhaben scheitern, der Druck der preußischen Zensurbehörden zunehmend steigt und Heine konkret mit regierungspolitischen Repressalien und strafrechtlicher Verfolgung rechnen muss, sieht er sich schließlich gezwungen, seinen Plan einer Ausreise nach Paris in die Tat umzusetzen und die deutsche Heimat zu verlassen. Peter Stein spricht diesbezüglich von einer „Selbst-Ausbürgerung“,<sup>1166</sup> mit der Heine einer durch die Regierung angeordneten Ausweisung habe zuvor kommen wollen. Klaus Briegleb konstatiert, das rechtzeitige freiwillige Exil sei die „notwendige Voraussetzung zur fernerhin geschützten Rede fürs Volk“<sup>1167</sup> gewesen. „[I]ch ging weil ich mußte“<sup>1168</sup>, wird Heine selbst rückblickend einräumen. Gerhard Höhn erläutert in diesem Zusammenhang, Heine habe durch die Übersiedelung zwar seinen Erfahrungsraum im Vergleich zu dem vieler seiner Zeitgenossen enorm erweitern können, er habe für „die unmittelbare Erfahrung der politischen und kulturellen Moderne“ jedoch einen hohen Preis bezahlt, denn die Emigration habe sich schon bald als „lebenslanges Exil“<sup>1169</sup> herausgestellt.

Als Exilant findet Heine in Paris zudem keinesfalls Ruhe, sondern vielmehr sich selbst erneut in einer Ausnahmesituation wieder. Der Enge des preußisch regierten

<sup>1164</sup> HSA. Bd. 20. S. 428.

<sup>1165</sup> Ebd. S. 429.

<sup>1166</sup> Peter Stein: „Prototyp einer Denk- und Schreibweise“. *Heinrich Heines Reisebilder als Auftakt zur „Julirevolution der deutschen Literatur“*. In: *Heinrich Heine. Ästhetisch-politische Profile*. Hrsg. von Gerhard Höhn. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991. S. 50–65, hier S. 60; vgl. Hinck 2000. S. 189; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 29; vgl. Rieger 2011. S. 51.

<sup>1167</sup> Vgl. Klaus Briegleb: *Schriftstellernöte und literarische Produktivität. Zum Exempel Heinrich Heine*. In: *Neue Ansichten einer künftigen Germanistik*. Hrsg. von Jürgen Kolbe. München: Hanser 1973. S. 121–159, hier S. 124; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 29; vgl. Rieger 2011. S. 51; vgl. Stein 1991. S. 60.

<sup>1168</sup> DHA. Bd. 5. S. 370.

<sup>1169</sup> Höhn 2004. S. 17; vgl. Koopmann 1997. S. 178; vgl. Rieger 2011. S. 61; vgl. Benno von Wiese: *Signaturen. Zu Heinrich Heine und seinem Werk*. Berlin: Erich Schmidt 1976. S. 208.

Deutschlands entkommen, wird er im Paris der frühen 1830er Jahre mit Umbrüchen, mit einem brodelnden Vulkan konfrontiert, der jederzeit auszubrechen droht.<sup>1170</sup>

Als besonders schmerzlich empfindet er die Tatsache, fortan gezwungen zu sein, die Heimat aus der Ferne zu betrachten – ein Umstand, der rückblickend die Verbundenheit mit Deutschland noch verstärkt haben dürfte. So erklärt er, „die deutsche Vaterlandsliebe“ beginne „erst an der deutschen Grenze, [...] beim Anblick deutschen Unglücks in der Fremde“,<sup>1171</sup> und er „lache über dieses Wort im Munde von Leuten, die nie im Exil gelebt“,<sup>1172</sup> könnten sie doch niemals nachempfinden, „wie grell es [seine] Schmerzen färb[e], und wie es Nacht und Gift in [seine] Gedanken gieß[e].“<sup>1173</sup>

Heine versteht sich nicht nur als Dichter, sondern als deutscher Dichter, der ein gesundes Nationalbewusstsein nicht als gefährlich empfindet und darin keineswegs einen Gegensatz zu einem übergeordneten Weltbürgertum sieht.<sup>1174</sup> Von dem geistigen Exil, in dem er sich die letzten fünfundzwanzig Jahre seines Lebens befindet, könne sich, so konstatiert er, nur „ein deutscher Dichter [...] eine Vorstellung machen, der sich gezwungen sähe, den ganzen Tag französisch zu sprechen, zu schreiben, und sogar des Nachts, am Herzen der Geliebten, französisch zu seufzen! Auch [s]eine Gedanken [seien] exiliert [...] in eine fremde Sprache.“<sup>1175</sup>

Zwar bewirkt das Leben im Exil keine grundlegende Veränderung seiner Denk- und Schreibart, doch es muss hinsichtlich der späten Werke stets als enorm wichtiger Einflussfaktor mitgedacht werden, trägt es doch entscheidend dazu bei, die Liebe zu seinem Land, das ihm so viele Steine in den Weg gelegt und ihn oft am Rande der Gesellschaft hatte stehen lassen, noch zu vertiefen, ja sich aus der Distanz noch engagierter für Deutschland einzusetzen.<sup>1176</sup>

<sup>1170</sup> Vgl. Anglade 1999. S. 58; vgl. Benda 1982. S. 14.

<sup>1171</sup> DHA. Bd. 5. S. 373; vgl. Hermand 1993. S. 270.

<sup>1172</sup> DHA. Bd. 11. S. 81; vgl. Hinck 1997. S. 37.

<sup>1173</sup> DHA. Bd. 11. S. 105; vgl. Winkler 1997. S. 183.

<sup>1174</sup> Vgl. Arendt 2004. S. 79; vgl. Manfred Windfuhr: *Zum Verhältnis von Dichtung und Politik bei Heinrich Heine*. In: Heine-Jahrbuch 24 (1985). S. 103–122, hier S. 108.

<sup>1175</sup> DHA. Bd. 11. S. 115.

<sup>1176</sup> Vgl. Anglade 1999. S. 47; vgl. Betz 1980. S. 301. – Diese Verbundenheit wird sich in den beiden großen Essays der 1830er Jahre (*Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* und *Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland*, das später unter dem Titel *Die romantische Schule* erscheint) in der Beschäftigung mit der deutschen Entwicklung seit Luther konkretisieren und Heine schließlich zu einer begeisterten Vorausschau auf die deutsche Zukunft bewegen.

Eines – und hier sei noch einmal explizit an die Worte Gerhard Höhns erinnert – bleibt bis zum Ende seines Lebens bestehen: seine immerwährende und kontinuierlich sich in allen Bereichen wiederholende Randexistenz: Heine – der Jude in Deutschland, der Poet unter politischem Druck, der Deutsche in Europa, der Freigeist im geistigen Exil.

Es scheint wie Ironie des Schicksals, dass er sich auch in der „Matratzengruft“<sup>1177</sup> in einer solchen Situation befindet.<sup>1178</sup> Ans Kranken- und später Sterbebett gefesselt, träumt er von körperlichen und geistigen Genüssen, ja erschafft sich in der Insel *Bimini* gar einen phantasmagorischen Zufluchtsort, um der Unerträglichkeit des Dahinsiechens zumindest im Geiste vorübergehend zu entfliehen, um die unumgängliche Konfrontation mit der eigenen Krankheit und Sterblichkeit hinauszuzögern, man könnte sagen, sie poetisch zu kaschieren, zu unterminieren.

Auch wenn Christian Enzensbergers in seiner 1977 publizierte politische Ästhetik *Literatur und Interesse* gelieferte Definition von Literatur als Kompensation sozialer Entfremdungsrealität<sup>1179</sup> angesichts dieser offenbar immer währenden Doppelidentität in frappierender Weise auf Heine zuzutreffen scheint, soll in der vorliegenden Arbeit keineswegs der Eindruck entstehen, als könne oder dürfe man sein dichterisches Werk allein auf den kompensatorischen Aspekt beschränken. Zwar bezieht er sicherlich aus den wiederholt vollzogenen Gratwanderungen oftmals wichtige Anregungen und Impulse, setzt die ihn selbst betreffenden Problemkonstellationen aber stets in einen größeren Bedeutungskontext und weitet die entsprechenden Themen konsequent von der individuellen auf eine kollektive Ebene aus.

So gehört für Heine das Wahrnehmen politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen bzw. das Erkennen und Deuten sich ankündigender Umbrüche wie selbstverständlich zu seinem poetischen Schaffensprozess, setzt er sich doch vor allem in seiner Rolle als Auslandskorrespondent für die *Augsburger Allgemeine Zeitung* und in seinen Artikeln über die *Französischen Zustände* stets kritisch mit dem politischen und kulturellen Zeitgeschehen auseinander.

---

<sup>1177</sup> DHA. Bd. 3/1. S. 177.

<sup>1178</sup> Vgl. Mayer 1959. S. 277f.

<sup>1179</sup> Vgl. Enzensberger 1977. S. 99; vgl. Marquard. 1989. S. 114.

Seine Aufgabe als Dichter besteht nach seinem eigenen Verständnis – und an dieser Stelle sei auf eine der bereits zu Beginn der vorliegenden Arbeit erwähnten Dimensionen von Kunst rückverwiesen – darin, Verletzungen der menschenrechtlichen, humanistischen Prinzipien immer wieder aufzuzeigen, zu kritisieren und „das Volk gegen die herrschenden Zustände aufzurütteln.“<sup>1180</sup> Er ist überzeugt davon, jeder Dichter besitze die Veranlagung, als eine Art Seismograf zu fungieren und anhand aktueller zeitgeschichtlicher Signale – Heine würde sie als Signaturen bezeichnen – die Zukunft einer ganzen Gesellschaft abzulesen,<sup>1181</sup> und erklärt den Dichter entsprechend gar zur „Wurzel der Zukunft“.<sup>1182</sup> In seiner *Romantischen Schule* heißt es diesbezüglich:

In der Brust der Schriftsteller eines Volkes liegt schon das Abbild von dessen Zukunft, und ein Kritiker, der [...] einen neueren Dichter sezirte, könnte [...] aus den Eingeweiden [...] sehr leicht prophezeien, wie sich Deutschland in der Folge gestalten wird.<sup>1183</sup>

Heine entwirft ein poetisches Modell der Wirklichkeit, das „zwischen realistischer Gegenwartsbewältigung und revolutionärer Zukunftserwartung vermittelt“<sup>1184</sup> und

---

<sup>1180</sup> Windfuhr 1985. S. 107; vgl. Bech 1979. S. 296f.; vgl. Betz 1980. S. 306; vgl. Hinck 2000. S. 188; vgl. Ulla Hofstaetter: „Das verschimmelte Philisterland“. *Philisterkritik bei Brentano, Eichendorff und Heine*. In: *Romantik im Vormärz*. Hrsg. von Burghard Dedner und Ulla Hofstaetter. Marburg: Hitzeroth 1992 (= Marburger Studien zur Literaturwissenschaft 4). S. 107–127, hier S. 114; vgl. Mayer 1959. S. 273; vgl. Fritz Mende: *Heinrich Heine, „Sohn der Revolution“*. In: *Heinrich Heine. Ästhetisch-politische Profile*. Hrsg. von Gerhard Höhn. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991. S. 85–100, hier S. 85; vgl. Robertson 1988. S. 13.

<sup>1181</sup> Vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 64f.; vgl. Robertson 1988. S. 23. – Mit dieser These bekräftigt Heine nicht nur sein dichterisches Selbstverständnis, sondern grenzt sich als Poet auch klar vom Typus Wissenschaftler ab. „Ich bin kein Gelehrter“, schreibt er im ersten Buch seiner Schrift *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* (DHA. Bd. 8/1. S. 13). Rolf Geißler formuliert bezüglich des Gegensatzes von Künstlertum und Wissenschaft treffend: „Wer Bewegung denken will, mu[ss] Zukunft denken können. Wissenschaft, auf Beweisbarkeit angewiesen, hat, wie immer wieder zu sehen ist, kaum prognostische Fähigkeiten, sondern kann eben erst immer post festum beweisen.“ (Rolf Geißler: *Heines Napoleon als Herausforderung unseres Denkens*. In: Heine-Jahrbuch 29 (1990). S. 92–110, hier S. 98).

<sup>1182</sup> DHA. Bd. 10. S. 256; vgl. Fritz Mende: *Bekennnis 1837. Heinrich Heines Einleitung zum Don Quixote*. In: Heine-Jahrbuch 6 (1967). S. 48–66, hier S. 58.

<sup>1183</sup> DHA. Bd. 8/1. S. 217; vgl. Bech 1979. S. 293f.; vgl. Mayer 1959. S. 290.

<sup>1184</sup> Mende 1991. S. 99; vgl. Hinck 2000. S. 188; vgl. Paul Michael Lützel: *Die Schriftsteller und Europa. Von der Romantik bis zur Gegenwart*. 2. Auflage. Baden-Baden: Nomos 1998. S. 105; vgl. Mayer 1959. S. 290.

wird so „zum Historiographen der Übergangsepoche [...], zum Deuter und Kunder des Zeitgeistes, zum Wegbereiter der Zukunft“<sup>1185</sup> – einer Zukunft, die für ihn mit dem Ende einer Kunstperiode beginnt, der Goetheschen Kunstperiode nämlich. Ihr nahendes Ende hatte er bereits 1828 erstmals verkündet – eine „Prophezezung“<sup>1186</sup>, die er nach Goethes Tod 1832 endgültig erfüllt sieht.<sup>1187</sup>

Mit der Formel vom „Ende der Kunstperiode“<sup>1188</sup> verbindet sich aus Heines Sicht hauptsächlich die geplante Überwindung eines klassischen Kunstbegriffs zugunsten einer ausdrücklich engagierten Literatur.<sup>1189</sup> In seiner zu Beginn der 1830er Jahre in Paris verfassten Schrift *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*, die 1834 erstmals als deutsche Ausgabe erscheint, deklamiert Heine entsprechend, „[d]ie Poesie [sei] jetzt nicht mehr objektiv, episch und naiv, sondern subjektiv, lyrisch und reflektierend.“<sup>1190</sup> Es dürfe nicht mehr – so ist bereits in der 1826 im zweiten Teil der *Reisebilder* veröffentlichten dritten Abteilung des *Nordsee-Zyklus* zu lesen – darum gehen, wie Goethe „mit seinem klaren Griechenauge“ zwar alles zu sehen, und doch

<sup>1185</sup> Heinrich Heine. *Epoche – Werk – Wirkung* 1980. S. 151; vgl. Hinck 2000. S. 188; vgl. Rolf Hosfeld: *Welttheater als Tragikomödie. Ein denkbarer Dialog Heines mit der Moderne*. In: Heinrich Heine. *Ästhetisch-politische Profile*. Hrsg. von Gerhard Höhn. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991. S. 136–154, hier S. 136; vgl. Lützeler 1998. S. 105; vgl. Mayer 1959. S. 290, 293; vgl. Mende 1991. S. 85f.; vgl. Rieger 2011. S. 53.

<sup>1186</sup> DHA. Bd. 12/1. S. 47.

<sup>1187</sup> Vgl. Heinrich Heine. *Epoche – Werk – Wirkung* 1980. S. 148; vgl. Walter Hinck: *Die Wunde Deutschland. Heinrich Heines Dichtung im Widerstreit von Nationalidee, Judentum und Antisemitismus*. Frankfurt am Main: Insel 1990. S. 133; vgl. Hans Robert Jauß: *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970. S. 111; vgl. Preisendanz 1973. S. 23, 26; vgl. Rieger 2011. S. 54; vgl. Harald Weinrich: *Heinrich Heines deutsch-französische Parallelen*. In: Heine-Jahrbuch 29 (1990). S. 111–129, hier S. 112; vgl. Weil 1991. S. 293; vgl. von Wiese 1976. S. 220.

<sup>1188</sup> DHA. Bd. 12/1. S. 47.

<sup>1189</sup> Vgl. Bech 1979. S. 296f.; vgl. Betz 1980. S. 306; vgl. Jürgen Ferner: *Versöhnung und Progression. Zum geschichtsphilosophischen Denken Heinrich Heines*. Bielefeld: Aisthesis 1994. S. 52f.; vgl. Karl-Heinz Fingerhut: *Heinrich Heine – der Satiriker. Eine Darstellung mit Texten und Erläuterungen*. Illustrationen von Hermann Burkhardt. Stuttgart: Metzler 1991 (= Ludwigsburger Hochschulschriften 13). S. 13; vgl. ders.: *Standortbestimmungen. Vier Untersuchungen zu Heinrich Heine*. Heidenheim: Heidenheimer Verlagsanstalt 1971. S. 103, 106; vgl. Hosfeld 1991. S. 136; vgl. Jauß 1970. S. 112, 141; vgl. Lützeler 1998. S. 105f.; vgl. Mende 1967. S. 48; vgl. Preisendanz 1973. S. 23f.; vgl. Rieger 2011. S. 54; vgl. Robertson 1988. S. 2; vgl. Stein 1991. S. 50f.; vgl. Hans Weil: *Heinrich Heines Reisebilder in Prosa. Genesis, Ideenwelt und Poetologie im Spiegel der Literaturwissenschaft*. In: *Sehen und Beschreiben. Europäische Reisen im frühem 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Wolfgang Griep. Heide: Boyens & Co 1991 (= Eutiner Forschungen 1). S. 290–299, hier S. 297f.

<sup>1190</sup> DHA. Bd. 8/1. S. 45.

„nirgends die Dinge mit seiner Gemüthsstimmung“<sup>1191</sup> zu kolorieren, sondern vielmehr darum, die an der klassischen Schönheit orientierte Ästhetik als unfruchtbar zu entlarven. In der *Romantischen Schule* wird er später schreiben:

Sie [die Goetheschen Meisterwerke] zieren unser theueres Vaterland, wie schöne Statuen einen Garten zieren, aber es sind Statuen. Man kann sich darin verlieben, aber sie sind unfruchtbar: die goetheschen Dichtungen bringen nicht die That hervor [...]. Die That ist das Kind des Wortes, und die goetheschen schönen Worte sind kinderlos.<sup>1192</sup>

Will man Heines Selbstverständnis als Dichter Glauben schenken, müsste man die These Christian Enzensbergers, Kompensation führe nicht notwendigerweise auch zu geistiger Revolution oder gar zum Hervorbringen utopischer Visionen,<sup>1193</sup> angesichts dieser deutlichen Worte als widerlegt begreifen und stattdessen mit Verweis auf Joachim Ritter konstatieren, der Dichter Heine habe auf die *Entzauberung* seiner modernen Lebenswelt stets mit einer *Verzauberung* derselben in der literarischen Sphäre reagiert und dabei – wie im weiteren Verlauf noch näher zu zeigen sein wird – durchaus poetische Utopien hervorgebracht.<sup>1194</sup>

Was aber macht Heines Werke zu vermeintlich fruchtbareren? Es ließe sich in diesem Zusammenhang sogar fragen, ob er womöglich die Signaturen seiner Zeit deutlicher zu lesen vermag, weil er unmittelbarer involviert ist. Ist er aufgrund seiner jüdischen Wurzeln, seiner bereits in frühester Jugend entwickelten Fokussierung auf Europa und der zahlreichen Kontraste, mit denen er im Laufe seines Lebens konfrontiert wird, eher imstande, gegenwartspolitische Konfliktlinien wahrzunehmen und gesamtgesellschaftlich auszudeuten als andere Dichter seiner Zeit?<sup>1195</sup>

<sup>1191</sup> DHA. Bd. 6. S. 147.

<sup>1192</sup> DHA. Bd. 8/1. S. 155.

<sup>1193</sup> Christian Enzensberger konstatiert, angesichts des Verlustes eines realen gesellschaftsutopischen Gegenstandes könne sich der Mensch in der Sphäre der Kunst, auf dem Wege der Inspiration, ersatzweise einen phantastischen suchen. Da sie die gesellschaftliche Wirklichkeit jedoch nur harmonisiere und nicht revolutioniere, indem sie ihr eine Sinnhaftigkeit unterschiebe, für die es de facto keine reale Entsprechung geben könne, bleibe die Kunst hinter dem Anspruch einer Antizipation zurück, ja habe sogar grundsätzlich die Gegenform der Utopie. Enzensberger diagnostiziert eine daraus resultierende „tiefe gegenwartspolitische Gleichgültigkeit“ (Enzensberger 1977. S. 150) und kommt zu dem Schluss, dass es eine revolutionäre Kunst nicht geben kann (vgl. ebd. S. 153).

<sup>1194</sup> Diese Verzauberung meint bei Heine natürlich nicht mehr eine Poetisierung der Wirklichkeit im Sinne Schlegels, sondern vielmehr eine Verwirklichung der Poesie (vgl. Safranski 2007. S. 241).

<sup>1195</sup> Vgl. Mayer 1959. S. 293; vgl. Preisendanz 1973. S. 32f.

Unbestritten ist, dass Heine in seinem Streben als engagierter Schriftsteller stets versucht, die Randsituationen, mit denen er ganz persönlich, aber auch die gesamte Gesellschaft umzugehen gezwungen ist, poetisch zu verarbeiten, dichterisch zu überschreiben. Und es mutet dabei tatsächlich häufig so an, als begeben er sich in eine erhabene Position, von der aus er die gesellschaftlichen Konstellationen genau zu überblicken sucht. Zu Beginn der Arbeit ist darauf verwiesen worden, dass ein solcher Blick von oben stets sowohl eine Bewertung des Vergangenen, als auch eine Diagnose der gegenwärtigen Situation impliziert und zugleich ein erahnendes Schauen in eine noch ungewisse Zukunft erlaubt, in der kurzzeitig alles möglich erscheint.

Angesichts Heines Definition des Dichters als „Wurzel der Zukunft“ scheint diese These auf seinen ganz spezifischen Blick auf gesellschaftlich relevante Zustände in besonderer Weise zuzutreffen. Und auch der von ihm selbst so vehement proklamierte vermeintliche Unterschied zu Goethe vermag in diesem Zusammenhang deutlicher zutage zu treten. Denn während sich dieser nicht nur sinnbildlich, sondern oftmals auch ganz konkret eingenommene Blick von oben bei Goethe vornehmlich auf die eigene Lebensrealität gerichtet hatte, als Reaktion auf eigene Lebenskrisen bewusst initiiert worden war, weitet er sich bei Heine über den individuellen Horizont hinaus aus und tritt als poetisch und politisch bedeutsame Utopie zutage.

Benno von Wiese beschäftigt sich in seiner Studie zu Utopie und Wirklichkeit mit „[...] dem Wesen der Dichtung [...] und ihrer nur schwer bestimmbaren Daseinsweise zwischen Fiktion und Wirklichkeit“<sup>1196</sup> und konstatiert, man müsse sich in diesem Zusammenhang fragen, ob das Dichterische nicht notwendigerweise als das Utopische zu verstehen sei. Gerade bezüglich des von ihm skizzierten häufig engen Konnexes zwischen dichterisch heraufbeschworener Utopie und der sich dahinter ereignenden Tragik des eigentlichen Daseins verwundert es, dass dem Werk und der Person Heinrich Heines innerhalb dieser Studie keine Behandlung zukommt, ist doch gerade bei Heine die Diskrepanz zwischen Utopie und Wirklichkeit immer wieder augenscheinlich.

Ebenso überrascht der fehlende Verweis auf Heine in Charlotte Hartls zu Beginn der Arbeit erwähneter Abhandlung *Das Hochgebirge in der deutschen Dichtung*, in der sie die poetologische Relevanz des Gipfel-Phänomens skizziert und erläutert, der Mensch

---

<sup>1196</sup> Von Wiese 1963 (Vorwort).

ringe mit dem Hochgebirgserlebnis, und das sich diesbezüglich entwickelnde „Gegen“ manifestiere sich „je nach der Zeitlage“ als „ein Auflehnen gegen leiblich-seelische, geistig-sittliche, politisch-religiöse Entartungserscheinungen“<sup>1197</sup> oder einen von dem jeweiligen Schreiber sonst als unrecht empfundenen Zustand. Beschäftige man sich eingehender mit diesem Gegenstandsbereich, stoße man „in der deutschen Dichtung in seelische Tiefenschichten der Menschen im deutschen Sprachraum im letzten halben Jahrtausend hinein“<sup>1198</sup>, ist bei Hartl zu lesen. Gerade der Verweis auf „seelische Tiefenschichten“ hätte die Aufnahme Heines in die Anthologie verlangt, offenbart sich doch in seinen Texten – wie bereits erwähnt – häufig der Versuch, auf poetischem Wege auf Situationen zu reagieren, vor denen man im Leben nur kapitulieren kann, die poetische Vision einer Erlösung heraufzubeschwören, die es im wahren Leben nicht geben kann. Natürlich muss auch Heine am Ende seines Lebens erkennen, dass dieses seiner Dichtkunst inhärente Prinzip, das Bestreben, die oft schwer zu ertragende Wirklichkeit mit Utopie zu überschreiben, letztlich zum Scheitern verurteilt ist. Ritchie Robertson erklärt in diesem Zusammenhang, während Heine die Geschichte ursprünglich als zwischen Revolution und Utopie verortete dialektische Entwicklung verstanden habe, empfinde er sie in den letzten Jahren seines Lebens häufig geradezu als Demonstration von Zwecklosigkeit und Vergeblichkeit. In der Matratzengruft begreife er, dass seine Dichtung in der gegenwärtigen Welt nichts auszurichten, keine geistige Revolution einzuleiten imstande sei.<sup>1199</sup>

Trotz dieser Erkenntnis müssen viele seiner Visionen aus heutiger Sicht doch „als erstaunliche Vorahnung, oft in der Tat als geistige Vorwegnahme“<sup>1200</sup> einer Entwicklung betrachtet werden, an die zwar zu Zeiten Heines noch nicht zu denken war, die sich inzwischen allerdings tatsächlich vollzogen hat. Es wird sich zeigen – und hier wird das Fehlen Heines in Hartls Studie besonders deutlich –, dass sich eine der bemerkenswertesten geistigen Vorwegnahmen vor der beeindruckenden Kulisse der Tiroler Gebirgswelt konstituiert.

<sup>1197</sup> Hartl 1961. S. 8.

<sup>1198</sup> Ebd.

<sup>1199</sup> Robertson 1988. S. 97, 99; vgl. Peter Uwe Hohendahl: *Schwelle und Übergang. Heinrich Heines Position in der modernen europäischen Literatur*. In: *Heinrich Heine. Ein Wegbereiter der Moderne*. Hrsg. von Paolo Chiarini und Walter Hinderer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. S. 17–31, hier S. 20, 22; vgl. Preisendanz 1973. S. 120.

<sup>1200</sup> Mayer 1959. S. 293; vgl. Arendt 2004. S. 86.

### 3.6.1.1 Exkurs: Heines Kontrastpoesie

Im Zuge neuerer Heine-Studien ist wiederholt – federführend durch Gerhard Höhn – nachgewiesen worden, dass sich die Aufarbeitung lebensweltlicher Widersprüche und Konflikte bei Heine stets auch auf sprachlicher Ebene, in Form eines von Höhn als Kontrastästhetik definierten poetologischen Programmes manifestiert.<sup>1201</sup> Heine reagiere, so die Argumentation, auf die ihn selbst betreffenden sowie die sich ihm als aufmerksamem Beobachter abbildenden gesellschaftlichen Dissonanzen mit einer gleichermaßen „dissonanten Schreibweise“<sup>1202</sup>, er mache „real existierende Widersprüche störend bewusst“<sup>1203</sup> und verbinde absichtlich „unvereinbare Phänomene in assoziativer und kontrastiver Weise [...], um die zersplitterte Wirklichkeit der Übergangsgesellschaft provokativ zum Ausdruck bringen zu können.“<sup>1204</sup>

Ausgehend von Hegels Dialektik, mit der er sich während des Studiums in Berlin vertraut macht, kommt Heine zu dem Schluss, „[a]lle Dinge [seien] nur durch ihren Gegensatz erkennbar“, und selbst die Poesie gelange erst zu ihrem vollen Recht, indem ihr „überall das Gemeine und Triviale“ entgegengesetzt werden könne.<sup>1205</sup> In diesem Sinne entwickelt Heine eine Systematik der kontrastiven Gegenüberstellung zweier Sachverhalte, die einander gerade durch ihre offensichtliche Verschiedenheit umso deutlicher zu konturieren vermögen – ein Konzept „der Wahrheitsfindung mittels des Gegensatzes, durch Darstellung von These und Antithese.“<sup>1206</sup> Dabei beschränkt er sich nicht nur auf das Hervorheben sinnlich erfassbarer augenscheinlicher Diskrepanzen, sondern vermag mittels seines Kontrastprinzips etwa auch eine „widersprüchliche Doppelnatur von Menschen aufzudecken“<sup>1207</sup> oder sich mit

<sup>1201</sup> Vgl. Bech 1979. S. 300; vgl. Sabine Bierwirth: *Heines Dichterbilder. Stationen seines ästhetischen Selbstverständnisses*. Stuttgart, Weimar: Metzler 1995. S. 49–54; vgl. Ferner 1994. S. 46f.; vgl. Gerhard Höhn: *Kontrastästhetik. Heines Programm einer neuen Schreibart*. In: *Heinrich Heine. Ein Wegbereiter der Moderne*. Hrsg. von Paolo Chiarini und Walter Hinderer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. S. 43–66 [nachfolgend zitiert als 2009a]; ders.: „*Sauerkraut mit Ambrosia*“. *Heines Kontrastästhetik*. In: *Heine-Jahrbuch* 48 (2009). S. 1–27, hier S. 1f. [nachfolgend zitiert als 2009b]; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 17; vgl. Winkler 1997. S. 175f.; vgl. Würffel 2010. S. 133.

<sup>1202</sup> Bierwirth 1995. S. 50; vgl. *Heinrich Heine. Ein Wegbereiter der Moderne* 2009. S. 13 (Vorwort).

<sup>1203</sup> Höhn 2009b. S. 1f.; vgl. Ferner 1994. S. 49.

<sup>1204</sup> Höhn 2009a. S. 48f.; vgl. Höhn 2009b. S. 10.

<sup>1205</sup> HSA. Bd. 20. S. 91; vgl. Höhn 2009b. S. 7.

<sup>1206</sup> Bierwirth 1995. S. 50; vgl. Höhn 2009b. S. 3.

<sup>1207</sup> Höhn 2009b. S. 4.

gesamtgesellschaftlich relevanten Phänomenen kritisch auseinanderzusetzen, verschiedenste Gegenstandsbereiche aus einer gänzlich neuen Perspektive zu beleuchten.

Für Heine stehen die gegensätzlichsten Phänomene untrennbar miteinander in Verbindung, alles hängt für ihn so zusammen, dass er sich „keins ohne das andere denken“<sup>1208</sup> kann. Zugrunde liegt dieser Einsicht das Wissen um die von ihm vielfach diagnostizierte Zerrissenheit seiner Gegenwart. Im dritten Teil der *Reisebilder* verkündet er, die Welt sei „mitten entzwey gerissen“ und das Herz eines jeden Dichters, der im Zentrum dieser Welt stehe, müsse gleichsam „in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden.“<sup>1209</sup> Wie Wolfgang Preisendanz treffend konstatiert, avanciert dieser „große Weltriß“<sup>1210</sup> bei Heine zur „Grunderfahrung des Daseins“.<sup>1211</sup>

Gerhard Höhn erläutert, die Technik der Kontrastierung sei über ihre primäre Bedeutung als poetologisches Prinzip hinaus zudem im Hinblick auf die von Heine schon in seinen *Briefen aus Berlin* 1822 als „Würgengel aller Korrespondenz“<sup>1212</sup> bezeichneten strengen Zensurbestimmungen von Vorteil gewesen. So habe ein „zusammengewürfeltes Lappenwerk“<sup>1213</sup> – Heine betrachtet etwa seine *Harzreise* als solches –, das in den Texten keine Systematik erkennen lasse, sondern vielmehr dem Muster der durch „Contrast“ entstehenden „Ideenassoziation“<sup>1214</sup> folge, die Behörden nicht sofort alarmiert, sondern die geäußerte Kritik oft erst bei eingehender Begutachtung offenkundig werden lassen.<sup>1215</sup> Es gelingt Heine also nicht nur, die sich lebensweltlich tatsächlich zeigende Gegensätzlichkeit in die Gestaltungsebene seiner Texte zu überführen und damit – wie kaum ein anderer Dichter seiner Zeit – in der Sphäre seines poetischen Schaffens unmittelbar an aktuelle Ereignisse anschlussfähig zu bleiben, sondern sich mittels dieses Prinzips – zumindest bis zu einem bestimmten Punkt – dem Zugriff der Behörden zu entziehen.

<sup>1208</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 222; vgl. Höhn 2009b. S. 7.

<sup>1209</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 95; vgl. Preisendanz 1973. S. 12.

<sup>1210</sup> Preisendanz 1973. S. 12.

<sup>1211</sup> Ebd.

<sup>1212</sup> DHA. Bd. 6. S. 9; vgl. Höhn 2009a. S. 44.

<sup>1213</sup> HSA. Bd. 20. S. 184 (Brief vom 11. Januar 1825 an Moser); vgl. Höhn 2009a. S. 43.

<sup>1214</sup> DHA. Bd. 8/1. S. 231; vgl. DHA. Bd. 6. S. 9; vgl. Höhn 2009a. S. 44.

<sup>1215</sup> Vgl. Höhn 2009a. S. 44; vgl. Höhn 2009b. S. 5.

Der Verweis auf Heines Kontrastpoesie, der innerhalb der neueren Forschung zu Recht ein enormer Stellenwert beigemessen wird, erscheint an dieser Stelle vor allem deshalb von zentraler Wichtigkeit, weil das im vorliegenden Kontext zu erläuternde Gipfel-Bild das erwähnte Verfahren des bewussten Setzens von Dissonanzen, des absichtlichen Heraufbeschwörens von Widersprüchen geradezu exemplarisch vorführt.

Sowohl auf textimmanenter Ebene bezüglich einer kontrastiven Bildsprache, als auch im Hinblick auf die sich dahinter konstituierenden Überzeugungen und Ideen Heines kommt das skizzierte poetologische Programm in besonderer Weise zum Tragen, indem es nicht nur dazu dient, anhand von Gegensätzen gesellschaftliche Brüche sichtbar zu machen und dadurch kritisch auf die Zerrissenheit der Gegenwart hinzuweisen, sondern indem es darüber hinaus wesentlich zur Ausgestaltung der bereits angesprochenen utopischen Gipfel-Vision eines vereinten Europa beiträgt.

### 3.6.2 Das Telos: „absonderlich Europa“

Europa – ein historisch bedeutsamer und zugleich höchst aktueller Begriff. Trotz des zum Teil noch immer umstrittenen Verständnisses der geografischen Grenzen, wird Europa heute als eigenständiger Kontinent betrachtet, dessen Staaten als supranationaler Verbund in globaler Hinsicht vermehrt Einfluss gewinnen. So kann der Politikwissenschaftler Werner Weidenfeld in seinem *Europa-Handbuch* konstatieren, „[d]ie Ordnung um den integrierten Kern der Europäischen Union etablier[e] sich als Zukunftsmuster [...]“.<sup>1216</sup> In aktuellen Debatten spielen vor allem die Stabilisierung der gemeinsamen Währung, die Integration neuer Mitgliedsstaaten, die global bedeutsame gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik sowie die immer akuter werdende Frage nach dem Umgang mit Flüchtlingen aus Krisenregionen in Afrika und dem Nahen Osten eine tragende Rolle. Zudem steht auch über fünfzig Jahre nach Inkrafttreten der Römischen Verträge nach wie vor die Existenz einer funktionsfähigen europäischen Öffentlichkeit als Grundlage für die Kommunikation gemeinsamer Zielsetzungen in der Diskussion, wobei vor allem die Frage zentral zu sein scheint, wie „[...] sich die Herausbildung einer für die politische Union in Zukunft unumgänglichen

---

<sup>1216</sup> *Europa-Handbuch*. Hrsg. von Werner Weidenfeld. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2002 (= Schriftenreihe Band 373). S. 15.

europäischen Identität einerseits und die Förderung der kulturellen Vielfalt andererseits [...] miteinander in Einklang bringen [...]“<sup>1217</sup> lässt. Fakt ist, dass Europa auf die „[...] Ressource gemeinsamer Selbstwahrnehmung [...] nur sehr begrenzt zurückgreifen“<sup>1218</sup> kann. Treffend erläutert Weidenfeld:

Auf der Suche nach den Wurzeln des Europa-Begriffes und des Europa-Bildes stößt man auf [...] grundlegende geistesgeschichtliche Probleme, die Europa von der Stunde seiner ersten Erwähnung im sechsten vorchristlichen Jahrhundert bis heute begleiten, sein kulturelles Unterfutter prägen und auch die aktuellen Schwierigkeiten mit der Idee „Europa“ kennzeichnen. [...] Zu keiner Epoche ist Europa politisch vereint gewesen, nie haben seine Bewohner eine gemeinsame Sprache gesprochen, nie zur gleichen Zeit unter einheitlichen sozialen Bedingungen gelebt. Nirgendwo sonst prallt eine solch ausgeprägte Vielfalt auf so engem Raum aufeinander. [...] Die Geschichte Europas stellt sich letztlich als ein tief greifender dialektischer Konflikt zwischen zwei Grundtendenzen dar: [...] der Differenzierung und der Vereinheitlichung. [...] Erst in dieser dialektischen Auseinandersetzung entsteht das spezifisch „Europäische“ der europäischen Identität [...].<sup>1219</sup>

Der zentrale Wandel innerhalb Europas hin zu Integration und Zusammenarbeit auf politischer und wirtschaftlicher Ebene vollzieht sich erst seit Mitte des 20. Jahrhunderts. Der Gedanke eines vereinten Europas, die Idee der Überwindung nationaler Grenzen mit dem Ziel einer gesamteuropäischen Einigung, existiert allerdings schon wesentlich länger – und zwar vor allem in visionären Denkbildern zahlreicher Dichter, Publizisten und Philosophen.

Im ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhundert stehen sich in Deutschland zwei grundlegend unterschiedliche Strömungen gegenüber. An der Epochengrenze von Romantik zu Vormärz und Jungem Deutschland zeichnet sich auf literarischer Ebene bereits der von Weidenfeld geschilderte dialektische Konflikt ab. Liberale Vertreter des Vormärz sind auf der Suche nach nationaler Selbstbestimmung, die häufig mit der Forderung nach einem starken Nationalstaat einhergeht. Die literarische Avantgarde

<sup>1217</sup> Robert Picht: *Europa – aber was versteht man darunter? Aufforderung zur Überprüfung der Denkmuster*. In: Merkur 48 (1994). Heft 546/547: *Deutschland in der Welt. Über Außenpolitik und Nationalstaat*. S. 850–866, hier S. 862; vgl. Renate Stauf: *Der problematische Europäer. Heinrich Heine im Konflikt zwischen Nationenkritik und gesellschaftlicher Utopie*. Heidelberg: Winter 1997. S. 5.

<sup>1218</sup> *Europa-Handbuch* 2002. S. 16.

<sup>1219</sup> Ebd. S. 18–21.

des Jungen Deutschland hingegen propagiert – auf Basis der transnational bedeutsamen Auswirkungen der Französischen Revolution – eine europäische Einheit sowohl auf politischer und sozialer als auch auf geistiger Ebene.<sup>1220</sup> Europa avanciert im Zuge dieser Kontroverse zu einem der zentralen Themen innerhalb des intellektuellen Diskurses dieser Zeit und poetische wie publizistische Arbeiten befassen sich zum Teil recht konkret mit der inhaltlichen Ausgestaltung des Europa-Bildes.<sup>1221</sup> So entwirft Novalis in seinem 1796 veröffentlichten Aufsatz *Die Christenheit oder Europa* „[...] in romantisch-poetischer Sicht das Europa der Zukunft, in dem sich Christentum, Patriotismus und Europäismus in ästhetisch-katholisierender Sublimation mischen.“<sup>1222</sup> Von Paris aus, das rund dreißig Jahre später auch für Heine zum Zentrum Europas werden soll, publiziert Friedrich Schlegel ab 1803 die Zeitschrift *Europa*, die – wie er in der Vorrede deklariert – dazu bestimmt sein soll, „das Licht der Schönheit und Wahrheit so weit als möglich zu verbreiten“<sup>1223</sup> und in der die Vision von Novalis nachzuklingen scheint.<sup>1224</sup> Schiller betont schon Ende des 18. Jahrhunderts wiederholt seine kosmopolitische Gesinnung und auch Goethe verinnerlicht – begünstigt durch den regen Austausch mit in- und ausländischen Zeitgenossen – zeitlebens eine europäische bzw. weltbürgerliche Denkart. Doch „Europa [ist] für Goethe kein politischer Begriff, nur selten ist vom Europa der Kabinette die Rede [...]“<sup>1225</sup> Vielmehr

<sup>1220</sup> Vgl. *Deutschland und der europäische Zeitgeist. Kosmopolitische Dimensionen in der Literatur des Vormärz*. Hrsg. von Martina Lauster. Bielefeld: Aisthesis-Verlag 1994. S. 10; vgl. Stauf 1997. S. 3.

<sup>1221</sup> Vgl. Heinz Gollwitzer: *Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts*. 2., neu bearbeitete Auflage. München: Beck 1964. S. 49.

<sup>1222</sup> Arendt 2004. S. 64.

<sup>1223</sup> *Europa. Eine Zeitschrift*. Hrsg. von Friedrich Schlegel. Erster Band. Frankfurt am Main: Friedrich Wilmans 1803. S. 3.

<sup>1224</sup> Vgl. Arendt 2004. S. 64. – Mitte des 19. Jahrhunderts wird erneut eine Zeitschrift mit dem Titel *Europa* gegründet. Herausgegeben von dem deutschen Schriftsteller und Publizisten August Lewald erscheint sie von 1835 bis 1846. Jede Ausgabe der Wochenschrift enthält in der Regel Reiseberichte über europäische Länder, deutsche und ausländische Erzählungen sowie einen internationalen Kunstteil, der der Leserschaft Rezensionen zu aktuellen Theater- oder Operninszenierungen sowie neuesten Buchveröffentlichungen bietet und sie in kurzen Beiträgen über aktuelle Mode unterrichtet. Ziel Lewalds ist es, die deutschen Leser mit kulturellen und gesellschaftlichen Eigenarten der europäischen Nachbarn vertraut zu machen, er trägt damit also nicht unwesentlich zum Aufbau eines Europa-Bewusstseins bei (vgl. Eoin Bourke: „Wir wollen die große europäische Gesellschaft schildern nach allen ihren Beziehungen, treu und wahr“. *Die Zeitschrift „Europa“ von 1835 bis 1848*. In: *Deutschland und der europäische Zeitgeist. Kosmopolitische Dimensionen in der Literatur des Vormärz*. Hrsg. von Martina Lauster. Bielefeld: Aisthesis 1994. S. 27–43, hier S. 27–29).

<sup>1225</sup> Von Wiese 1976. S. 198.

verbindet sich der Terminus für ihn mit der Vorstellung einer über die deutschen Grenzen hinausgehenden geistigen Welt, aus der eine europäische, ja eine Weltliteratur resultieren könne, die einen wesentlichen Beitrag zur Annäherung der verschiedenen Nationalitäten zu leisten vermöge und an der er mit seinen eigenen Werken teilzuhaben hofft.<sup>1226</sup> In diesem Kontext ist auch Friedrich Hölderlin zu nennen, in dessen Texten – wie Dieter Arendt konstatiert – „Patriotismus [stets] [...] im Zusammenhang mit Europäismus, Kosmopolitismus und Humanismus“<sup>1227</sup> zu verstehen ist.

Die Auflistung ließe sich noch erweitern. Allerdings hat sich wohl kein anderer deutscher Schriftsteller die Ausgestaltung des gedanklichen Konstruktes Europa in einem solchen Maße zur Lebensaufgabe gemacht wie Heinrich Heine, der von Manfred Windfuhr daher treffend als „der erste konsequente Europäer unter den deutschen Schriftstellern“<sup>1228</sup>, von Peter Uwe Hohendahl als „Vater des europäischen Modernismus“<sup>1229</sup> und von Hans Mayer gar als „europäisches Ereignis“<sup>1230</sup> bezeichnet wird.

Die Tendenz zu Europa wird bereits während der Kindheit und Jugend im französisch besetzten Düsseldorf eingeleitet und konkretisiert sich in den Studienjahren vor der Folie eines zunehmenden Gefühls der Entwurzeltheit. Heine ist nicht wie etwa Goethe fest im deutschen Gefüge verankert, sondern in gewissem Sinne in seiner eigenen Heimat ein Heimatloser. Es kann daher nicht verwundern, dass er schon früh beginnt, den geliebten, aber schmerzlich verleiteten deutschen Horizont gedanklich zu erweitern. Benno von Wiese erläutert, Heine habe in diesem Zusammenhang einen „sehr persönliche[n] Bezug [...] zum Gesamtkomplex Europa“ entwickelt und „seine eigene Lebensgeschichte als eine ständige zeitnahe Auseinandersetzung mit [diesem] höchst widerspruchsvollen, aber stets aktuellen [Phänomen]“<sup>1231</sup> empfunden.

<sup>1226</sup> Vgl. Hinck 1990. S. 111; vgl. von Wiese. 1976. S. 204.

<sup>1227</sup> Dieter Arendt: *Heinrich Heine „Denk ich an Deutschland in der Nacht“ oder: Zwischen Patriotismus und Kosmopolitismus*. In: *Orbis Litterarum* 52 (1997). S. 301–328, hier S. 301 [nachfolgend zitiert als 1997a].

<sup>1228</sup> Windfuhr 1985. S. 109; vgl. Weil 1991. S. 296.

<sup>1229</sup> Peter Uwe Hohendahl: *Heinrich Heine: Ein europäischer Schriftsteller und Intellektueller*. Berlin: Erich Schmidt 2008. S. 97; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 20f.

<sup>1230</sup> Mayer 1959. S. 273.

<sup>1231</sup> Von Wiese 1976. S. 209.

Anregung und Inspiration zu einer solchen Auseinandersetzung erhält er etwa im kosmopolitisch orientierten Berlin, in dem zu Beginn der 1820er Jahre die um die Jahrhundertwende etablierte Salonkultur wieder auflebt.<sup>1232</sup> Vor allem der Salon der Jüdin Rahel Varnhagen entwickelt sich in dieser Zeit zum beliebten Treffpunkt europäisch gesinnter Intellektueller.

Heines endgültige Hinwendung zu Europa vollzieht sich schließlich zu Beginn der 1830er Jahre mit der Evasion nach Paris, das zu dieser Zeit nicht nur intellektuell und kulturell, sondern auch politisch zur „Hauptstadt [...] der ganzen civilisirten Welt“<sup>1233</sup> avanciert.<sup>1234</sup> Der immer deutlicher zutage tretende Kontrast zwischen den politischen Verhältnissen im restaurativen Deutschland und dem als „Wiege der Revolution und Zentrum der modernen Welt“<sup>1235</sup> geltenden Frankreich sowie ein aus dem Empfinden dieser Diskrepanz resultierendes, oft beinahe mythisch überhöhtes Frankreichbild bewegt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Deutsche zur Übersiedlung nach Paris. Für viele Auswanderer erscheint die Julirevolution „[...] als schlagender Beweis dafür, da[ss] die Geschichte nicht mit dem Wiener Kongre[ss] und den Karlsbader Beschlüssen stehengeblieben [ist], da[ss] der mit dem Sturm auf die Bastille eingeläutete revolutionäre Geschichtsproze[ss] weiter[geht].“<sup>1236</sup>

Zwar empfindet sich Heine nach der Emigration nach Frankreich auch weiterhin in erster Linie als Deutscher, darüber hinaus nun aber auch verstärkt als Europäer, als Weltbürger, und sieht seine Aufgabe als Schriftsteller mehr denn je darin, sich beharrlich für die Überwindung nationaler Vorurteile sowie eine gesamteuropäische Annäherung einzusetzen.<sup>1237</sup>

<sup>1232</sup> Vgl. Arendt 2004. S. 67f.; vgl. Hädecke 1989. S. 141f.; Hauschild/Werner 1997. S. 73–75; vgl. Petra Wilhelmy: *Der Berliner Salon im 19. Jahrhundert (1780–1914)*. Berlin, New York: de Gruyter 1989 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 73). S. 134f.

<sup>1233</sup> DHA. Bd. 12/1. S. 103.

<sup>1234</sup> Vgl. Gollwitzer 1964. S. 103; vgl. *Heinrich Heine. Epoche – Werk – Wirkung* 1980. S. 140; vgl. Höhn 2004. S. 19; vgl. Hohendahl 2008. S. 96; vgl. Koopmann 1997. S. 180; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 19; vgl. Wülfing 1980. S. 191.

<sup>1235</sup> Hauschild/Werner 1997. S. 187; vgl. Hädecke 1989. S. 274.

<sup>1236</sup> Hauschild/Werner 1997. S. 187.

<sup>1237</sup> Vgl. *Heinrich Heine. Epoche – Werk – Wirkung* 1980. S. 140; vgl. Hermand 1993. S. 269; vgl. Höhn 2004. S. 18; vgl. Hohendahl 2009. S. 17; vgl. *Hoffnung Europa. Deutsche Essays von Novalis bis Enzensberger*. Hrsg. von Paul Michael Lützel. Frankfurt am Main: Fischer 1994. S. 10; vgl. Stauf. 1997. S. 12; vgl. Manfred Windfuhr: *Welterkenner und Welterneuerer. Heines globale Visionen*. In: Heine-Jahrbuch 50 (2011). S. 1–24, hier S. 7; vgl. Windfuhr 1985. S. 108f.

Seine Europäismus-Idee tritt demnach also – wie bereits angedeutet – nicht per se in Kontrast zu einem auf Deutschland fokussierten Patriotismus, sondern ist vielmehr als Gegenform zu einem sich gegen andere Länder und Kulturen richtenden, verengten Nationalismus zu begreifen, der allzu leicht in Fremdenhass umzuschlagen droht.<sup>1238</sup> Jost Hermand erläutert diesbezüglich, aus der Abkehr von einer Orientierung an burschenschaftlichen Idealen seien „neue Nationalkonzepte“ erwachsen, eine neue Form des Patriotismus im Sinne einer „größeren Völkerfamilie“.<sup>1239</sup> Heines innerhalb der ersten Jahre im Exil intensiv durchdachtes „Konzept einer europäischen Gemeinschaft“<sup>1240</sup> besteht entsprechend darin, „die thörigten Nazionalvorurtheile“<sup>1241</sup> zu überwinden und demgemäß nicht mehr die „schroffen Besonderheiten“<sup>1242</sup> in den Vordergrund zu stellen, sondern sich im Zuge seiner nun vermehrt auch journalistischen Arbeit stattdessen auf die „schöne[n] Besonderheiten“<sup>1243</sup> zu konzentrieren, die in den „mannigfaltigsten Farben“<sup>1244</sup> in Erscheinung treten. So heißt es in einem vermutlich Anfang April 1833 verfassten Brief über die seit Jahresbeginn publizierte Zeitschrift *L'Europe littéraire*:

Ich werde in jenem Journale alles Mögliche thun, um den Franzosen das geistige Leben der Deutschen bekannt zu machen; dieses ist meine jetzige Lebensaufgabe, und ich habe vielleicht überhaupt die pacifike Mission, die Völker einander näher zu bringen. [...] Ich bin daher der inkarnirte Kosmopolitismus, ich weiß, daß dieses am Ende die allgemeine Gesinnung wird in Europa, und ich bin daher überzeugt, daß ich mehr Zukunft habe, als unsere deutschen Volksthümler, diese sterblichen Menschen, die nur der Vergangenheit angehören.<sup>1245</sup>

<sup>1238</sup> Vgl. Benda 1982. S. 23; vgl. Hermand 1993. S. 263; vgl. Hinck 2000. S. 197; vgl. Windfuhr 2011. S. 7; vgl. Windfuhr 1985. S. 108f.

<sup>1239</sup> Hermand 1993. S. 19; vgl. Hinck 2000. S. 197. – Zwar stimmt Heine, wie Benno von Wiese erläutert, mit „Goethes Absage an die frömmelnde, altertümliche, patriotische Richtung der Romantik“ (von Wiese 1976. S. 212) überein, er kann Europa aber dennoch nicht als rein „geistiges Universum“ (von Wiese 1976. S. 209) begreifen. Auch Goethe hatte seine Aufgabe als Dichter darin gesehen, die Nationen einander näher zu bringen, während er dies aber auf dem Wege einer verbindenden Weltliteratur zu erreichen suchte, geht es Heine um Weltrevolution.

<sup>1240</sup> Windfuhr 1985. S. 109.

<sup>1241</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 69.

<sup>1242</sup> Ebd.; vgl. Windfuhr 2011. S. 7.

<sup>1243</sup> DHA. Bd. 6. S. 65; vgl. Windfuhr 2011. S. 7.

<sup>1244</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 69.

<sup>1245</sup> HSA Bd. 21. S. 51.

In seiner 1836 veröffentlichten *Romantischen Schule* bekräftigt er noch einmal diese Ansicht und deklariert, „[d]ie Grundlage der menschlichen Gesellschaft [werde] einst eine bessere seyn, und alle großen Herzen Europas [seien] schmerzhaft beschäftigt, diese neue bessere Basis zu entdecken.“<sup>1246</sup>

Auch wenn sich seine eigene Auseinandersetzung mit diesem Gegenstandsbereich in den Pariser Jahren merklich intensiviert und deutlich offener zutage tritt, reicht sie dennoch bis in die frühen 1820er Jahre zurück. Als eigentlicher literarischer Ausgangspunkt kann wohl seine 1828 entstandene *Reise von München nach Genua* gelten, in der er „[...] sein Streben als gesellschaftspolitisch engagierter Schriftsteller [...] auf eine Formel zu bringen“<sup>1247</sup> versucht und die deshalb rückblickend wohl als programmatisch für seine gesamte Beschäftigung mit Europa angesehen werden muss. Im 29. Kapitel heißt es:

Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit? Es ist die Emanzipazion. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipazion der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist, und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbände der Bevorrechteten, der Aristokratie.<sup>1248</sup>

Im selben Jahr verweist Heine im Zuge einer Rezension zu Michael Beers Drama *Struensee* in seinen *Kleineren literaturkritischen Schriften* auf die fortschreitende „Ausbildung der Gesellschaftlichkeit, der neuuropäischen Societät“, die notwendigerweise dazu führe, dass sich vermehrt „ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände“<sup>1249</sup> bemerkbar mache. Durch die aristokratische „Bevorrechtung“ würden „ganze Menschenklassen gekränkt“ und „jene Vorurtheile“ erregten eine „Abscheu [...], die [...] noch immer ihre Menschenopfer“<sup>1250</sup> fordere.

<sup>1246</sup> DHA. Bd. 8/1. S. 222; vgl. Arendt 2004. S. 70.

<sup>1247</sup> Fritz Mende: *Heinrich Heine – Künstler und Tribun*. In: *Studi germanici* 10 (1972). S. 591–618, hier S. 592; vgl. Heinrich Heine. *Epoche – Werk – Wirkung* 1980. S. 49; vgl. Preisendanz 1973. S. 57.

<sup>1248</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 69; vgl. Arendt 2004. S. 68; vgl. Fingerhut 1971. S. 117; vgl. Hädecke 1989. S. 246; vgl. *Heinrich Heine. Epoche – Werk – Wirkung* 1980. S. 49; vgl. Windfuhr 1985. S. 109.

<sup>1249</sup> DHA. Bd. 10. S. 225.

<sup>1250</sup> Ebd.

Heine sieht den Sinn seiner Tätigkeit in der Demonstration der „Idee der neuen Zeit“<sup>1251</sup>, in seiner Rolle als Poet, wie etwa Fritz Mende skizziert, eine „[...] zeitgeschichtliche Verpflichtung, sich in den Dienst des politisch-sozialen Fortschritts, der Emanzipation zu stellen.“<sup>1252</sup> Heine ist überzeugt, „[d]ie Idee der Menschengleichheit“ durchwärme nun die Gesellschaft und die Dichter huldigten „als Hohepriester dieser göttlichen Sonne [...]“.<sup>1253</sup>

Wie Jean Paul sieht Heine also in der Dichtung „das Ahnen einer größern Zukunft.“<sup>1254</sup> Er versteht sich als „destructeur initiateur“<sup>1255</sup> und deklariert, „große Poeten [...] begründe[te]n zugleich etwas Neues, indem sie das Alte zerstör[t]en [...]“.<sup>1256</sup> In all seinen Texten zeige sich daher eine unerschütterliche „Liebe für die Sache der Menschheit“ und ein „Beharren in [...] demokratischen Grundsätzen“.<sup>1257</sup>

Fünfundzwanzig Jahre später wird Heine diese Formel in seinen *Geständnissen* abermals aufgreifen und – ein Fazit seines Lebens ziehend – erklären: „[D]ie Emanzipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens und wir haben dafür gerungen und namenloses Elend ertragen, in der Heimath wie im Exile [...]“.<sup>1258</sup> Der Begriff „Emanzipation“ ist für ihn nicht nur als Juden von besonderer Bedeutung, sondern lässt sich in seiner charakteristischen zukunftsorientierten, konsequent anti-nationalistischen und kosmopolitischen Akzentuierung auf Heines gesamtes Leben und literarisches Werk anwenden und muss dabei stets in Verbindung mit dem Telos Europa gedacht werden. Seine Schriften weisen demgemäß bis heute über sich hinaus auf eine zu jeder Zeit aktuelle Europa-Idee.

<sup>1251</sup> DHA. Bd. 10. S. 247.

<sup>1252</sup> Mende 1972. S. 601; vgl. *Heinrich Heine. Epoche – Werk – Wirkung* 1980. S. 149.

<sup>1253</sup> DHA. Bd. 10. S. 225.

<sup>1254</sup> Jean Paul: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Verbindung mit der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums (Deutsche Akademie) und der Jean-Paul-Gesellschaft. Erste Abteilung: Zu Lebzeiten des Dichters erschienene Werke. Elfter Band: *Vorschule der Ästhetik*. Weimar: Böhlau 1935. S. 77.

<sup>1255</sup> DHA. Bd. 15. S. 121.

<sup>1256</sup> DHA. Bd. 10. S. 257.

<sup>1257</sup> DHA. Bd. 13/1. S. 293.

<sup>1258</sup> DHA. Bd. 15. S. 30.

### 3.6.2.1. Heine als Reiseschriftsteller

Im ersten Teil der vorliegenden Arbeit ist bereits auf den Wandel des Reisens innerhalb des 18. Jahrhunderts und dessen enorme Bedeutsamkeit in Bezug auf die ästhetische Wahrnehmung von Natur im Allgemeinen, im Besonderen aber hinsichtlich der Eroberung der Gebirgswelt hingewiesen worden. Das Reisen wurde mit Klaus Laermanns Worten als „Technik der indirekten Selbstbemächtigung des Bürgertums gegenüber dem Feudaladel“<sup>1259</sup> definiert, als Methode der bewussten Wahrnehmung sowohl des Fremden,<sup>1260</sup> als auch des eigenen Ichs,<sup>1261</sup> die sich zunehmend auch literarisch niederzuschlagen begann und schließlich zur Etablierung eines eigenen Genres führte, mit dem sich die unternommenen Touren an der Schwelle zum 19. Jahrhundert als „Modellfahrt[en] einer subjektbezogenen literarischen Weltentdeckung“<sup>1262</sup> offenbarten und das den Reisenden die Möglichkeit zur Erprobung „alternative[r] Ich-Entwürfe“<sup>1263</sup> bot. Zudem wurde herausgestellt, dass die sich im Zuge der Reisen einstellende Erweiterung des Horizonts in der Folge auch zu einem neuen europäischen Selbstverständnis führte.<sup>1264</sup>

All diese Aspekte entfalten bei Heine eine besondere Tragweite, muss das Reisen, mit dem er sich seit den frühen 1820er Jahren weite Teile Europas zu erschließen und Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Deutschland und seinen Nachbarländern zu erforschen beginnt, doch als einer der Grundpfeiler seiner schriftstellerischen Tätigkeit angesehen werden.<sup>1265</sup>

<sup>1259</sup> Laermann 1976. S. 77; vgl. Kuczynski 1991. S. 45f.; vgl. Singh 2007. S. 149.

<sup>1260</sup> Vgl. Althaus 1999. S. 28; vgl. Höhn 2004. S. 17; vgl. Kuczynski 1991. S. 48; vgl. Laermann 1976. S. 77; vgl. Röcke 1993. S. 87; vgl. Singh 2007. S. 149; vgl. Wuthenow 1980. S. 269.

<sup>1261</sup> Vgl. Conrads 1982. S. 48; vgl. Elkar 1980. S. 52f.; vgl. Gyr 2010. S. 7; vgl. Höhn 2004. S. 17; vgl. Kabuscha 1991. S. 29; vgl. Kuczynski 1991. S. 46; vgl. Löschburg 1993. S. 88–93; vgl. Meier 1989. S. 285; vgl. Opaschowski 2002. S. 35f.; vgl. Röcke 1993. S. 87; vgl. Segeberg 1983. S. 15f.; vgl. Siebers 2002. S. 27f.; vgl. Singh 2007. S. 149; vgl. Wulf Wülfing: *Reiseliterarische Texte zwischen Heine und Benn als Modelle der Verarbeitung von Fremdheitserfahrung*. In: *Begegnung mit dem Fremden. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses*. Hrsg. von Eijiro Iwasaki. Tokyo 1990. München: Iudicium-Verlag 1991. S. 167–176, hier S. 167.

<sup>1262</sup> Segeberg 1983. S. 20f.; vgl. Brenner 1989. S. 35; vgl. Brenner 1990. S. 31; vgl. Kuczynski 1992. S. 35; vgl. Sengle 1972. S. 242; vgl. Singh 2007. S. 149; vgl. Smuda 1986. S. 52.

<sup>1263</sup> Segeberg 1983. S. 16; vgl. Brenner 1990. S. 150; vgl. Singh 2007. S. 149; vgl. Wuthenow 1980. S. 269.

<sup>1264</sup> Vgl. Wuthenow 1980. S. 18.

<sup>1265</sup> Vgl. Höhn 2004. S. 17; vgl. Rieger 2011. S. 56, 59.

Wie unter anderem Benno von Wiese erläutert, geht es ihm dabei nicht etwa um die „Objektivität des neutralen Beobachters“, er bereist und beschreibt die verschiedenen Länder also nicht vor der Folie „einer zentralen Bildungsidee“.<sup>1266</sup> Vielmehr avancieren sie zu „Medien für sein eigenes Selbstverständnis“ und bewirken „Erweiterung seines Denkens und Fühlens.“<sup>1267</sup> Daher trifft Michael Harbsmeiers These, Reisebeschreibungen sagten in der Regel mehr über ihren Verfasser aus als über die beschriebenen Stationen der Reise und seien deshalb in erster Linie „als Zeugnisse für die spezifische Denkungsart des Verfassers“<sup>1268</sup> zu betrachten, auf Heine in besonderem Maße zu, erfolgt doch nach Renate Stauf bei ihm „die Wahrnehmung des Fremden [...] stets im Interesse und im Zusammenhang einer Bestimmung und Kritik des national Eigenen.“<sup>1269</sup>

Das Unterwegssein bewirkt in diesem Sinne aber nicht nur einen vollkommen neuen Blick auf Deutschland und die eigene Lebensrealität, sondern führt in der Folge auch zur Entstehung und spezifischen Ausprägung der Europa-Idee. Auch wenn Heines Affinität zu Europa bereits seit frühester Jugend spürbar ist, trägt das Erleben nicht-deutscher Sozietät und Kultur ohne Zweifel in erheblichem Maße zu deren Festigung und näherer Bestimmung bei. Das Reisen wird somit für Heine zum äußeren Anlass, sich mit den europäischen Zuständen der damaligen Zeit auseinanderzusetzen und sie in „Reiseutopien“<sup>1270</sup> zu verarbeiten. Zu deren angemessener Einordnung erscheint ein Überblick über die Chronologie seiner Europa-Reisen und die Niederschrift der betreffenden Berichte an dieser Stelle angebracht.

Die erste dokumentierte Auslandsreise führt Heine im August 1822 in den preußisch besetzten Teil Polens, nach Posen. Der Berliner Student ist keineswegs nur an polnischer Kultur, Sprache und Literatur interessiert. Auf seiner Reise lernt er vornehmlich politische und soziale Aspekte näher kennen: die polnische Freiheitsbewegung, das

<sup>1266</sup> Von Wiese 1976. S. 211; vgl. Weil 1991. S. 292.

<sup>1267</sup> Ebd.

<sup>1268</sup> Harbsmeier 1982. S. 1.

<sup>1269</sup> Stauf 1997. S. 60; vgl. Rolf Geißler: *Kulturvermittlung als Darstellungsproblem – Heines Romantische Schule*. In: *Grenzgänge: kulturelle Begegnungen zwischen Deutschland und Frankreich*. Hrsg. von Hans T. Siepe. Essen: Verlag Die blaue Eule 1988. S. 36–48, hier S. 36; vgl. Höhn 2004. S. 17; vgl. Weil 1991. S. 293; vgl. von Wiese. 1976. S. 211.

<sup>1270</sup> Bersier 1983. S. 295.

polnische Judentum, das Elend der Bauern, die maroden Ständestrukturen.<sup>1271</sup> Er erfährt den scharfen Kontrast zwischen dem Vaterlandsstolz der armen Landbevölkerung und dem Freiheitsdrang des gut situierten Adels und muss erleben, wie die Menschen in Polen an einem Staat festzuhalten versuchen, der territorial gesehen bereits nicht mehr existiert, und alle Traditionen betonen, die den Nationalstolz vermeintlich aufrecht zu erhalten vermögen. An seinen Freund Ernst Christian August Keller schreibt er am 1. September: „Das Land ist abscheulich [...]. Aber die Menschen in Polen sind gut.“<sup>1272</sup> Negative Ansichten über die Polen kämen seines Erachtens nur dadurch zustande, dass sie „durch die deutsche Brille betrachtet“<sup>1273</sup> würden und man ihnen eine ganze Reihe von Vorurteilen entgegenbringe. Seine Eindrücke veröffentlicht er 1823 unter dem Titel *Ueber Polen* in der von Friedrich Wilhelm Gubitz herausgegebenen Zeitschrift *Der Gesellschafter*.

Fast bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen Alles, was vaterländisch ist. Wie ein Sterbender, der sich in krampfhafter Angst gegen den Tod sträubt, so empört und sträubt sich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nazionalität. Dieses Todeszucken des polnischen Volkskörpers ist ein entsetzlicher Anblick!<sup>1274</sup>

Jene Erfahrung lässt ihn bereits an diesem frühen Punkt zu der Überzeugung gelangen, eine allzu ausgeprägte bzw. fehlgeleitete Vaterlandsliebe könne zum fortschrittsfeindlichen Anachronismus entarten und es werde für die „Völker Europas“<sup>1275</sup> zukünftig unumgänglich sein, ihre Nationalität zum Zwecke einer europäischen Vereinigung, einer „Allgemeinheit der europäischen Civilisation“<sup>1276</sup> aufzugeben.<sup>1277</sup>

Im Sommer 1823 reist Heine erstmals zur Badekur. Ausgedehnte Spaziergänge und Meerwasserbäder sollen sein schon zu dieser Zeit angegriffenes Immunsystem stärken. Im darauf folgenden Jahr entscheidet er sich statt der Kur für einen Wanderurlaub durch den Harz. Im Sommer 1825 erholt er sich nach bestandenen

---

<sup>1271</sup> Vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 89.

<sup>1272</sup> HSA. Bd. 20. S 56f.

<sup>1273</sup> Ebd. S 57.

<sup>1274</sup> DHA. Bd. 6. S. 65.

<sup>1275</sup> Ebd.

<sup>1276</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 69.

<sup>1277</sup> Vgl. Höhn 2004. S. 18; vgl. Windfuhr 1985. S. 110.

Doktorexamen einige Wochen auf Norderney. Es vergeht kein Jahr, in dem er sich nicht eine Auszeit zur körperlichen Regeneration und geistigen Erholung gönnt. Das Reisen wird zum festen Bestandteil seines Lebens und zum zentralen Impulsgeber seiner literarischen Arbeit.<sup>1278</sup> „[I]ch will viel reisen u[nd] viel sehen. Dieses befördert auch meine Poeterey“<sup>1279</sup>, schreibt Heine im Oktober 1825 nach Beendigung seines Studiums an Friederike Robert, die Schwägerin von Rahel Varnhagen. Die Faktoren Reise und Arbeit beginnen schon bald, sich gegenseitig zu bedingen: die Kur- und Aufenthalte befördern seine schriftstellerische Tätigkeit, der Verdienst aus dieser ermöglicht ihm weitere Reisen. So kann Heine dank eines Vorschusses von Campe auch 1826 auf Norderney weilen.

Sein Tagesablauf unterscheidet sich nicht sehr von dem der anderen Kurgäste. Auch Heine vertreibt sich die Zeit hauptsächlich mit ausgedehnten Spaziergängen, Bootsausflügen, Kasinobesuchen oder angeregten Gesprächen „mit Damen der Hautevolee“.<sup>1280</sup> Was auffällt, ist jedoch seine intensiver als bei den übrigen Bade- gästen entwickelte besondere Beziehung zum Meer.<sup>1281</sup> Zahlreichen Freunden berichtet er brieflich von seiner Nordsee-Begeisterung, die ihn sowohl psychisch als auch physisch enorm stärken scheint. So schreibt er am 29. Juli 1826 an Varnhagen:

Mit meiner Gesundheit geht es immer besser. Zu ihrer völligen Herstellung brauch ich das hiesige Seebad, und schwimme wieder auf den Wellen der Nordsee, die mir jetzt sehr gewogen ist, weil sie weiß daß ich sie besinge. Das Meer ist ein braves Ellement.<sup>1282</sup>

Julius Campe lässt er am selben Tag wissen, er sei der „Hofdichter der Nordsee“ und habe in ihr ein „wahlverwandte[s] Element“ gefunden.<sup>1283</sup> In einem Brief an Moses Moser vom 14. Oktober heißt es: „Die See war mein einziger Umgang – und ich habe nie einen besseren gehabt. – Nächte am Meer; wunderherlich, groß.“<sup>1284</sup> Und zur selben Zeit an Karl Immermann: „O wie lieb ich das Meer, ich bin mit diesem wilden

<sup>1278</sup> Vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 117f.; vgl. Höhn 2004. S. 17.

<sup>1279</sup> HSA. Bd. 20. S. 220.

<sup>1280</sup> Hauschild/Werner 1997. S. 118.

<sup>1281</sup> Vgl. Hinck 1990. S. 69; vgl. Rieger 2011. S. 55; vgl. Treptow 2001. S. 155.

<sup>1282</sup> HSA. Bd. 20. S. 254.

<sup>1283</sup> Ebd.

<sup>1284</sup> Ebd. S. 266.

Ellement so ganz herzinnig vertraut worden, und es ist mir wohl wenn es tobt.“<sup>1285</sup>  
 Der Schwester Charlotte gesteht er sogar, am Meer ergehe es ihm oft so, als wenn ihm „liebliche Stimmen [...] Reime ins Ohr flüsteren [...].“<sup>1286</sup>

In diesen einsamen Stunden denkt Heine viel nach, in erster Linie wohl über die „große Aufgabe [seiner] Zeit“, die politische und soziale „Emanzipazion“<sup>1287</sup> der Menschheit, denn in seiner Vorrede zum *Salon* von 1833 wird er rückblickend konstatieren:

[D]as Meer weiß alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgensten Räthsel des Himmels, in seiner Tiefe liegen, mit den fabelhaft versunkenen Reichen, auch die uralten, längst verschollenen Sagen der Erde, an allen Küsten lauscht es mit tausend neugierigen Wellenohren, und die Flüsse, die zu ihm hinabströmen, bringen ihm alle Nachrichten, die sie in den entferntesten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geschwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhört haben. Wenn Einem aber das Meer seine Geheimnisse offenbart und Einem das große Welterlösungswort ins Herz geflüstert, dann Ade Ruhe!<sup>1288</sup>

Jeweils im Anschluss an die Norderney-Aufenthalte entstehen die beiden ersten *Nordsee*-Abteilungen – die erste zwischen August und Dezember 1825. Im Mai des darauf folgenden Jahres erscheint der erste Band der *Reisebilder*, der die *Harzreise* mit den Gedichten der *Heimkehr* sowie der ersten Abteilung der *Nordsee* vereint. Während seines Badeurlaubs 1826 und im Herbst nach seiner Rückkehr arbeitet Heine an der zweiten *Nordsee*-Abteilung – sie wird 1830 in der zweiten Auflage des ersten *Reisebilder*-Bandes ergänzend hinzugefügt. Mit den Gedichtzyklen der *Nordsee* verleiht Heine seiner Leidenschaft für die See Ausdruck und betritt damit literaturgeschichtlich gesehen völliges Neuland, denn kein anderer „bedeutender deutschsprachiger Dichter hatte vor ihm die Nordsee zum poetischen Gegenstand gemacht.“<sup>1289</sup>

<sup>1285</sup> HSA. Bd. 20. S. 263.

<sup>1286</sup> HSA. Bd. 29. S. 441.

<sup>1287</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 69.

<sup>1288</sup> DHA. Bd. 5. S. 375; vgl. Fingerhut 1971. S. 113..

<sup>1289</sup> Hauschild/Werner 1997. S. 118f; vgl. Hinck 1990. S. 69; vgl. Bernd Kortländer: *Die Erfindung des Meeres aus dem Geist der Poesie. Heines Natur*. In: „Ich Narr des Glücks“. *Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung*. Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997. S. 261–269, hier S. 261.

Wie Bernd Kortländer erläutert, bildet Heines *Nordsee*-Lyrik damit den Endpunkt der bereits umfassend skizzierten Entwicklung einer ästhetischen Wahrnehmung von Natur, im Zuge derer sich das Meer von der religiösen Konnotation und der damit in direkter Verbindung stehenden Mahnung an die biblische Sintflut lösen musste, um schließlich – wie sich bereits bei Herder angedeutet hatte und bei Heine nun eindrücklich zeigt – „zum besonders tiefen Spiegel der Subjektivität“<sup>1290</sup> zu avancieren. Kortländer spricht in diesem Zusammenhang von einer Art „Leinwandfunktion des Meeres“<sup>1291</sup>, auf die die subjektiven Empfindungen projiziert werden. Wie auch im Angesicht hoher Gipfel erlebe das Subjekt beim Anblick des Meeres eine „Mischung aus Erhebung und Verkleinerung.“<sup>1292</sup> So bekennt auch Heine, wenn er am „wogende[n], unermessliche[n] Meer“ sitze, komme er sich selbst „sehr ameisenklein“ vor, zugleich aber „dehn[e] sich [s]eine Seele [...] weltenweit.“<sup>1293</sup> Wie Goethe in Bezug auf den Blick vom Brockengipfel im Winter 1777 bemerkt hatte, „[er] fühle die ersten, festesten Anfänge [des] Daseins, [er] überschau[e] die Welt, [...] [s]eine Seele [werde] über sich selbst und über alles erhaben [...]“<sup>1294</sup>, konstatiert Heine, das Meer und die sich in ihm offenbarende „hohe Einfachheit der Natur [...] zähm[e] und erhebe[e] [ihn] zu gleicher Zeit, und zwar in stärkerem Grade als jemals eine andere erhabene Umgebung.“<sup>1295</sup> Es scheint also, als übe das Meer eine eindrücklichere Wirkung auf ihn aus, als der Blick von einem hohen Gipfel auf die Welt wie er sich ihm etwa auf dem Brocken dargeboten hatte. Warum sich eine seiner bedeutsamsten utopischen Zukunftsvisionen dennoch vor der Kulisse der Gebirgswelt abspielt, wird noch zu erläutern sein.

Obgleich sich das Zusammenspiel aus Reisen und literarischer Tätigkeit zunächst als durchaus erfolgversprechend abzeichnet, kann sich Heine der Verarbeitung seiner Reiseeindrücke schon bald nicht mehr in Ruhe widmen und gerät zunehmend in Gefahr, die mit seinem Verleger Campe vereinbarten Termine nicht einhalten zu können. Im Herbst 1826 – Heine hat die Arbeit an der zweiten *Nordsee*-Abteilung noch

<sup>1290</sup> Kortländer 1997. S. 265.

<sup>1291</sup> Ebd; vgl. Rieger 2011. S. 55.

<sup>1292</sup> Kortländer 1997. S. 266.

<sup>1293</sup> DHA. Bd. 6. S. 152.

<sup>1294</sup> HA. Bd. 13. S. 255f.

<sup>1295</sup> DHA. Bd. 6. S. 152.

nicht abgeschlossen – soll eigentlich bereits der zweite Band der *Reisebilder* versendet werden. Ein Auszug aus dem am 29. November 1830 geschriebenen Schlusswort zu den *Reisebildern* zeigt, unter welchem enormen Druck er zu dieser Zeit gestanden haben muss:

Es war eine niedergedrückte, arretirte Zeit in Deutschland, als ich den zweiten Band der Reisebilder schrieb und während des Schreibens drucken ließ. [...] Da es eine gewisse Bogenzahl enthalten mußte, um den Ansprüchen einer hochlöblichen Censur zu entgehen: so glich ich in jener Noth dem Benvenuto Cellini, als er beym Guß des Perseus nicht Erz genug hatte, und zur Füllung der Form, alle zinnerne Teller, die ihm zur Hand lagen, in den Schmelzofen warf.<sup>1296</sup>

Als der zweite Teil der *Reisebilder* schließlich mit sechsmonatiger Verspätung Mitte April 1827 erscheint, hat Heine schon einen dritten Band für den Herbst zugesichert. Doch er kann „[...] den Rhythmus, den Campe und er selbst sich im Interesse kommerzieller Optimierung auferlegt hatten, nicht halten.“<sup>1297</sup> Noch am Tag der Ausgabe des Buches reist Heine nach England und bekennt in einem Brief vom 9. Juni an Moser, „[d]er Hauptzweck [s]einer Reise [sei] Hamburg zu verlassen. [Er] hoffe die Kraft zu haben nicht zurückzukehren.“<sup>1298</sup> Letztlich ist es aber nicht nur der Druck seines Verlegers, sondern vor allem auch die Furcht vor politischen Repressalien, die ihn zu diesem Aufbruch veranlasst. Er ahnt, mit der sowohl in den *Ideen* als auch in *Nordsee III* offen zutage tretenden Verherrlichung Napoleons und einer merklich stärker werdenden Kritik an der deutschen politischen Gegenwart zu weit gegangen zu sein.<sup>1299</sup>

---

<sup>1296</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 270; vgl. Michael Werner: *Der politische Schriftsteller und die (Selbst-)Zensur. Zur Dialektik von Zensur und Selbstzensur in Heines Berichten aus Paris 1840–1844 („Lutezia“)*. In: Heine-Jahrbuch 26 (1987). S. 29–53, hier S. 29; vgl. Windfuhr. 1985. S. 105. – Im Zuge der Ausarbeitung der Karlbader Beschlüsse 1819 war ein Passus entstanden, der alle Druckwerke mit weniger als 20 Bogen (320 Seiten) einer strengen Vorzensur unterstellte. Bücher, die bezüglich ihrer Bogenzahl über dieser Marke lagen, mussten eine weniger harte Nachzensur durchlaufen. Die Regierung versuchte auf diese Weise der möglichen Beeinflussung des Volkes durch Zeitschriften, Flugblätter und kleinere Broschüren vorzubeugen, denn man ging davon aus, dass das einfache Volk keine umfangreicheren Bücher las.

<sup>1297</sup> Hauschild/Werner 1997. S. 120.

<sup>1298</sup> HSA. Bd. 20. S. 292.

<sup>1299</sup> Vgl. Geißler 1990. S. 92; vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 129. – *Ideen: Das Buch Le Grand* bildet das Kernstück von *Reisebilder II*. In diesem Fragment, das ursprünglich den Titel *Ideen zur Geschichte*

Napoleon gehört bereits seit der frühen Romanze *Die Grenadiere* zum festen Bestandteil seiner Motive, in *Nordsee III* allerdings intensiviert sich die Auseinandersetzung erheblich. Vor allem *Das Buch Le Grand* offenbart sich als „Prophetenbuch“<sup>1300</sup> für den „weltliche[n] Heiland“<sup>1301</sup> Napoleon, der von Heine „in den Rang eines weltgeschichtlichen Erlösers“<sup>1302</sup> erhoben wird. „Das Buch wird viel Lerm machen“, hatte er bereits am 10. Januar 1827 in einem Brief an seinen Freund Friedrich Merckel angekündigt, „nicht durch Privatskandal sondern durch die großen Weltinteressen die es ausspricht. Napoleon und die Französische Revolution stehen darin in Lebensgröße.“<sup>1303</sup>

Ohne Zweifel scheint Heines zukünftige Situation in Deutschland zu diesem Zeitpunkt ungewiss, er selbst vermutet, die preußische Regierung werde an einigen brennenden Details aus dem zweiten Band der *Reisebilder* wohl schon bald Anstoß nehmen. Seine überstürzte Abreise nach England folgt daher durchaus dem Prinzip der schon im Hinblick auf Goethe erläuterten Reiseflucht, mit der sich Heine einer prekären Situation zu entziehen versucht. In einem Kapitel über Napoleon in seinen *Geständnissen* wird man später lesen:

---

tragen sollte, verbindet Heine autobiografische Skizzen mit einer weltgeschichtlichen bzw. weltpolitischen Perspektive, wobei ihm Goethes *Dichtung und Wahrheit* als Muster dient. Im dritten Brief aus Berlin vom 7. Juni 1823 heißt es: „Diese [*Dichtung und Wahrheit*] wird, sobald sie vollständig ist, eins der merkwürdigsten Werke bilden, gleichsam ein großes Zeitepos. Denn diese Selbstbiographie ist auch die Biographie der Zeit.“ (DHA. Bd. 6. S. 50). Heine empfindet sich als Teil des Geschichtsprozesses und entwickelt schon früh die Idee einer „Privatgeschichtsschreibung“ (Hauschild/Werner 1997. S. 124). Am 27. November 1823 schreibt er an Ludwig Robert: „Vielleicht erleben Sie es noch meine Bekenntnisse zu lesen, und zu sehen wie ich meine Zeit und Zeitgenossen betrachtet, und wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee übergeht.“ (HSA. Bd. 20. S. 124). Während zu dieser Zeit noch nicht klar ist, in welcher Form die Zeitgeschichte und seine Vita miteinander verflochten werden sollen, gewinnt später mehr und mehr der Bekenntnischarakter an Bedeutung. Heine ist sich bereits vor der Veröffentlichung bewusst, dass der zweite *Reisebilder*-Band Staub aufwirbeln wird. So schreibt er am 14. Oktober 1826 an Moser: „Januar werde ich wohl wieder, auf eine kurze Zeit, in Hamburg seyn, und dort soll Ostern der 2<sup>te</sup> Theil der Reisebilder gedruckt werden. Dieser Theil soll ein außerordentliches Buch werden u[nd] großen Lerm machen. Ich muß etwas gewaltiges geben. [...] Ich habe eine ganz neue Bahn darin gebrochen, mit Lebensgefahr.“ (HSA. Bd. 20. S. 267). Varnhagen kündigt er am 24. Oktober 1826 an: „Der 2<sup>te</sup> Theil der Reisebilder wird [...] ein Fragment aus meinem Leben [enthalten], im keksten Humor geschrieben, welches Ihnen gefallen soll [...]“ (HSA. Bd. 20. S. 271).

<sup>1300</sup> Hauschild/Werner 1997. 125.

<sup>1301</sup> DHA. Bd. 8/1. S. 454.

<sup>1302</sup> Hauschild/Werner 1997. 125; vgl. Geißler 1990. S. 92; vgl. Hinck 1990. S. 74.

<sup>1303</sup> HSA. Bd. 20. S. 281.

Was meine respektiven heimischen Behörden betrifft, so hatte ich zunächst das System befolgt, ihnen zur rechten Zeit aus dem Wege zu gehen; so z. B. am Tage, wo ich das Buch herausgab, in welchem ich den Kaiser in erwähnter Weise besprochen, übte ich die Vorsicht, meinem Verleger die Weisung zu ertheilen, erst eine Stunde nach der Abfahrt des Dampfboots, das mich temporär nach England brachte, das erwähnte Buch dem Publikum zu übergeben.<sup>1304</sup>

Zwar bereut er nicht seine Offenheit, doch er bedauert, deshalb die Heimat verlassen zu müssen und erwartet ungeduldig und mit einiger Besorgnis die Berichte seiner Briefpartner über Reaktionen auf die Veröffentlichung. An Merckel schreibt er am 23. April:

Wie wird es mir noch gehn in dieser Welt! [...] Ich bin begierig von Dir zu erfahren ob keine Regierung mir mein Buch übel genommen. Am Ende will man doch ruhig am Heerde in der Heimath sitzen, und ruhig den deutschen Anzeiger oder die hallische Liter. Zeitung lesen und ein deutsches Butterbrod essen [...].<sup>1305</sup>

Heine rechnet offenbar fest mit einem strafrechtlichen Verfahren und schätzt seine Situation als ausweglos ein, wie die Zeilen aus einem Brief vom 1. Mai an Varnhagen verdeutlichen: „Es war nicht die Angst die mich wegtrieb, sondern mehr das Klugheitsgesetz, das jedem rathet nichts zu riskiren wo gar nichts zu gewinnen ist.“<sup>1306</sup> Doch die Befürchtungen erweisen sich als unbegründet. Im Gegenteil sind es gerade die kritischen Passagen, die beim heimischen Lesepublikum besondere Aufmerksamkeit erlangen. So fühlt sich Heine nach anfänglichen ernsten Bedenken in seiner schriftstellerischen Arbeit bestätigt und schreibt schon knapp zwei Monate nach seiner übereilten Flucht nach England an Moser:

Ich habe durch dieses Buch einen ungeheuren Anhang u[nd] Popularität in Deutschland gewonnen; wenn ich gesund werde kann ich jetzt viel thun; ich habe jetzt eine weit-schallende Stimme. Du sollst sie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte.<sup>1307</sup>

---

<sup>1304</sup> DHA. Bd. 15. S. 183.

<sup>1305</sup> HSA. Bd. 20. S. 285.

<sup>1306</sup> Ebd. S. 286f.

<sup>1307</sup> Ebd. S. 291.

Auch wenn diese Formulierung angesichts der trotz des großen Interesses doch relativ niedrigen Verkaufszahlen wohl etwas zu optimistisch erscheint, verdeutlicht sie doch, dass Heine hier möglicherweise beginnt, die Schriftstellerei nicht mehr nur als Nebenverdienst zu betrachten, wird sie ab diesem Zeitpunkt – obgleich wenig später tatsächlich ein Verbot des zweiten *Reisebilder*-Bandes verhängt wird – doch mehr und mehr zum Sprachrohr seiner politischen Überzeugungen.

Nach einer zwischenzeitlichen Anstellung als Mitredakteur der Monatsschrift *Neue Allgemeine Politische Annalen* in Johann Friedrich Cotta's Münchner Verlag tritt Heine im August 1828 seine schon seit längerer Zeit ersehnte erste Italienreise an.<sup>1308</sup> Wie schon erwähnt, gehörte die Bildungsreise nach Italien seit dem 16. und 17. Jahrhundert zum Pflichtprogramm des gut situierten West- und Mitteleuropäers. Dabei ging es zunächst nicht um das individuelle Bildungserlebnis in Form einer sinnlichen Wahrnehmung länderspezifischer Charakteristika, sondern um eine „überindividuelle Bildungsidee“,<sup>1309</sup> deren Dokumentation schon bald einem festen Kodex entsprach. Zwar bleibt diese Grundidee bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten, der universale Bildungsanspruch jedoch lockert sich ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zugunsten eines individuell erfahrbaren Bildungserlebnisses.

In der Folge spaltet sich der Kreis der Italienreisenden auf: die einen – Goethe etwa gehört zu dieser Gruppe – stehen bezüglich der Idealisierung der Antike in der Tradition Winckelmanns und seiner Nachfolger und interessieren sich vorwiegend für Wissenschaft und Kunstgeschichte.<sup>1310</sup> Die anderen, zu denen zweifelsohne Heine mit seiner „kultursoziologische[n] und kulturanthropologische[n] Optik“<sup>1311</sup> zu zählen ist, verfolgen vielmehr politisch-gesellschaftliche Interessen.

<sup>1308</sup> Vgl. Hädecke 1989. S. 214f.; vgl. Hinck. 1990. S. 82f.

<sup>1309</sup> Michael Werner: *Heines „Reise von München nach Genua“ im Lichte ihrer Quellen*. In: Heine-Jahrbuch 14 (1975). S. 24–46, hier S. 26.

<sup>1310</sup> Vgl. Hädecke 1989. S. 253; vgl. Mayer 1973. S. 63; vgl. Ingrid Oesterle: *Paris – das neue Rom?* In: *Rom – Paris – London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen. Ein Symposium*. Hrsg. von Conrad Wiedemann. Stuttgart: Metzler 1988. S. 375–419, hier S. 399, 401.

<sup>1311</sup> Norbert Altenhofer: *Die verlorene Augensprache. Über Heinrich Heine*. Hrsg. von Volker Bohn. Frankfurt am Main: Insel 1993. S. 251; vgl. Hädecke 1989. S. 253; vgl. Weil 1991. S. 292.

Auf dem Weg nach Italien ist man im 18. und 19. Jahrhunderts an bestimmte Routen gebunden. Für Reisende aus Deutschland gibt es meist nur zwei mögliche Anreisvarianten. Die erste führt von Wien über die Steiermark nach Triest. Diesen Weg wählen unter anderem Ernst Moritz Arndt, Karl Friedrich Benkowitz, August Wilhelm Kephhalides und Johann Gottfried Seume. Goethe, Friedrich Johann Lorenz Meyer, Karl Philipp Moritz, Friedrich Thiersch und später Heine entscheiden sich für die Route von München über den Brenner-Pass nach Verona. In Verona angekommen reist man in der Regel nach Venedig weiter, von dort aus entweder entlang der Adria über Rimini und Ancona, oder über Bologna und Florenz durch die Toskana nach Rom, das unbestritten als zentrales Ziel einer jeden Italienreise gilt. Lassen es die nötigen zeitlichen und finanziellen Ressourcen zu, unternimmt man im Anschluss an den Aufenthalt in der Hauptstadt kleine Abstecher nach Sizilien oder Neapel. Die Rückreise führt von Rom aus zunächst erneut entweder nach Florenz oder Ancona – in der Regel wird aus Gründen der Vollständigkeit der Italien-Rundreise der Weg gewählt, der auf der Hinreise ausgespart wurde. Von Florenz aus reist man demnach nicht zwangsläufig nach Bologna zurück, sondern eventuell nach Genua, von dort aus über Turin und wahlweise Mailand durch die Schweiz zurück nach Deutschland.<sup>1312</sup>

Heine entzieht sich diesen Konventionen. Die Tatsache, dass er schon vor der Abreise in den Münchner Pass als Ziel Genua eintragen lässt, belegt eindeutig, dass ihn nicht etwa äußere Umstände oder andere Unzulänglichkeiten von der eingeschlagenen Reiseroute abbringen, sondern er ganz bewusst eine zu dieser Zeit ungewöhnliche Strecke wählt – eine Entscheidung, die wohl auch auf den Umstand zurückzuführen ist, dass Italien ihn zunächst nicht im Hinblick auf Kunst- und Bildungserlebnisse reizt, sondern weil er den Sommer gewohnheitsgemäß in einem Seebad zu verbringen gedenkt.<sup>1313</sup>

Auf seinem Weg von München nimmt er zwar „bis Verona, dieselbe Tour, durch Tyrol“<sup>1314</sup> wie Goethe, fährt von dort aus aber nicht nach Venedig, sondern über Mailand direkt nach Genua.<sup>1315</sup> Da er dort allerdings keine geeignete Badestelle findet, reist er weiter zur Kur nach Livorno und Lucca, wo er den Rest der Saison verbringt.

---

<sup>1312</sup> Vgl. Hinck 1990. S. 83; vgl. Werner. 1975. S. 27f.

<sup>1313</sup> Vgl. Hädecke 1989. S. 215; vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 156f.; vgl. Werner. 1975. S. 28.

<sup>1314</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 61.

<sup>1315</sup> Vgl. Hädecke 1989. S. 215.

Am 6. September 1828 schreibt er an Moser: „Diesen Brief erhältst Du aus den Bädern von Lucca, wo ich jetzt bade [...]. Ich werde noch 14 Tage hierbleiben, dann geh ich nach Florenz, Boulogna, Venedig [...].“<sup>1316</sup> Bereits in diesen Zeilen deutet sich an, dass Heine das wohl populärste Ziel auszusparen gedenkt. Und tatsächlich fährt er von Lucca aus direkt nach Florenz, wo er fast zwei Monate Station macht und von wo aus er über Bologna und Venedig direkt nach München zurückreist. Von einer Verlängerung des Italienaufenthaltes über den Winter hinaus bis ins nächste Frühjahr hält ihn wohl – wie Michael Werner erläutert – in erster Linie die Nachricht von einer ersten Erkrankung seines Vaters sowie ein finanzieller Engpass ab.<sup>1317</sup>

Die Tatsache, dass Heine an Rom, das von Goethe in seiner *Italienischen Reise* noch als „Hauptstadt der Welt“<sup>1318</sup> bezeichnet worden war, nicht sonderlich interessiert ist, verdeutlicht eindrücklich, dass er „nicht in die Vergangenheit, sondern in die Gegenwart“<sup>1319</sup> zu reisen beabsichtigt und er die ihn reizenden modernen politischen und sozialen Ansätze wohl eher in Paris oder London zu finden glaubt. Es ist nicht seine Absicht, das Bild bedeutender italienischer Metropolen nachzuzeichnen, sondern das Leben zu skizzieren, wie es in den kleinen Provinzen spielt.<sup>1320</sup> Die von Goethe aufgesuchten Orte spart er daher größtenteils aus.<sup>1321</sup>

Über das Abweichen von damals gängigen Routen hinaus, stellen auch die entsprechenden Reiseberichte einen beachtlichen Bruch mit bestehenden Konventionen dar.

Bereits in den frühen 1820er Jahren hatte sich Heine im Hinblick auf eine geplante venezianische Tragödie intensiv mit Italien befasst.<sup>1322</sup> Zwar setzt er dieses Vorhaben letztlich nicht in die Tat um, intensiviert die Auseinandersetzung aber erneut im Kontext der literarischen Verarbeitung seiner Italienreise und verfügt – wie die ältere Quellenforschung belegt – schon bald über recht genaue und umfassende Kenntnisse zeitgenössischer Reisetexte, insbesondere zu Italien, über die er sich wiederholt mit

<sup>1316</sup> HSA. Bd. 20. S. 340.

<sup>1317</sup> Vgl. Werner. 1975. S. 28.

<sup>1318</sup> HA. Bd. 11. S. 125.

<sup>1319</sup> Rieger 2011. S. 61.

<sup>1320</sup> Vgl. Hädecke 1989. S. 217, 237, 253; vgl. Mayer 1973. S. 63; vgl. Rieger 2011. S. 61; vgl. Weil 1991. S. 292; vgl. Wülfing 1980. S. 193.

<sup>1321</sup> Vgl. Altenhofer 1993. S. 235; vgl. Hädecke 1989. S. 215; vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 157; vgl. Werner 1975. S. 29.

<sup>1322</sup> Vgl. HSA. Bd. 20. S. 92, 97, 101, 109.

Briefpartnern austauscht und auf die er in seinen eigenen Berichten zum Teil sogar direkt verweist.<sup>1323</sup> Sich der langen Tradition,<sup>1324</sup> in die er sich einzureihen gedenkt, durchaus bewusst, konstatiert er: „Was überhaupt italienische Reisebeschreibungen betrifft [...]. Ihre Zahl ist Legion.“<sup>1325</sup> Die italienischen Reisebilder sind daher aus literaturhistorischer Sicht vor allem als konkrete Auseinandersetzung mit der bestehenden literarischen Tradition anzusehen, die Heine ganz bewusst bricht, indem er Topoi und Motive sowohl romantischen, als auch aufklärerischen Ursprungs einfließen lässt und sich auf diesem Wege verstärkt von dem Postulat einer rein empirischen Dokumentation freizumachen sucht. So ist der nichtfiktionale Plot – im Gegensatz zu Eichendorffs Taugenichts ist Heines Ich nicht fiktiv – als Rückgriff auf die aufklärerische Tradition zu verstehen, die Einschübe fiktionaler Stilisierungen hingegen gehen auf die romantische Tendenz zurück, den Rahmen der empirischen Erfahrbarkeit zu verlassen.<sup>1326</sup> Diese sehr spezifische Kombination aus realitätsbezogenen und poetisch verschlüsselten Passagen ermöglicht Heine die permanente Einbettung des Politischen in die gesamte Motivik, weshalb seine Reisebeschreibungen trotz kaschierender

<sup>1323</sup> Vgl. DHA. Bd. 7/1. S. 62; vgl. Altenhofer 1993. S. 234, 237; vgl. Werner 1975. S. 24, 27.

<sup>1324</sup> Vgl. Altenhofer 1993. S. 233; vgl. Hädecke 1989. S. 239; vgl. Alfred Opitz: „alle meine Hoffnungen sind auf den Süden gerichtet“. *Heinrich Heine und der Mythos der Reise*. In: „Ich Narr des Glücks“. *Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung*. Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997. S. 201–208, hier S. 201; vgl. Singh 2007. S. 148; vgl. Werner 1975. S. 24. – Vgl. zur Reiseliteratur des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts mit Schwerpunkt Italien: Lawrence Sterne: *A Sentimental Journey Through France and Italy* (1768); Georg Forster: *Reise um die Welt* (1777); Johann Ludwig Archenholtz: *England und Italien* (1785); Johann Christoph Maier: *Beschreibung von Venedig* (1787–1791); Johann Heinrich Bartels: *Briefe über Calabrien und Sizilien* (1787–1792); Anna Princesse de Gonzague: *Lettres pendant le cours de ses voyages d'Italie* (1790); Friedrich Johann Lorenz Meyer: *Darstellungen aus Italien* (1792); Karl Philipp Moritz: *Reisen eines Deutschen in Italien in den Jahren 1786 bis 1788* (1792–1793); Gottlieb Heinrich Heinse: *Fiormona oder Briefe aus Italien* (1794); Ernst Moritz Arndt: *Bruchstücke aus einer Reise durch einen Teil Italiens im Herbst und Winter 1798 und 1799* (1801); Johann Gottfried Seume: *Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802* (1803); Karl Friedrich Benkowitz: *Reise von Glogau nach Sorrent, über Breslau, Wien, Triest, Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel*. (1803–1805); Germaine de Staël-Holstein: *Corinne ou l'Italie* (1807); Johann Heinrich Eichholz: *Neue Briefe über Italien* (1806–1811); Philipp Joseph Rehfues: *Briefe aus Italien* (1809–1810); Johann Wolfgang von Goethe: *Italienische Reise* (1816–1817); August Wilhelm Kephallides: *Reise durch Italien und Sizilien* (1818); Wilhelm Müller: *Rom, Römer und Römerinnen. Eine Sammlung vertrauter Briefe aus Rom und Albano, mit einigen späteren Zusätzen und Belegen* (1820); Adelbert von Chamisso: *Reise um die Welt* (1821); Lady Sidney Morgan: *Italy* (1821); Friedrich Thiersch u.a.: *Reisen in Italien seit 1822* (Bd. 1. 1826); Daniel Leßmann: *Cisalpinische Blätter* (1828); Wilhelm Waiblinger: *Taschenbuch aus Italien und Griechenland auf das Jahr 1829* (1829); Karl Immermann: *Reisejournal* (1833).

<sup>1325</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 62.

<sup>1326</sup> Vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 159f.; vgl. Werner 1975. S. 26, 38–40.

fiktiver Passagen letztlich durchaus als empirisch zu betrachten sind.<sup>1327</sup> In diesem Sinne sind sie als eindringliche Beispiele einer sich seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert an der individuellen Wahrnehmung und Entdeckung der Welt ausrichtenden Reiseliteratur anzusehen, in der den Berichten – wie Harro Segeberg expliziert – verstärkt eine „gattungsspezifische Notwendigkeit zur Illusionsbildung“<sup>1328</sup> innewohne. Auch Wulf Wülfing erläutert, die Verflechtung fiktionaler und nicht-fiktionaler Elemente sei zu dieser Zeit gerade im Hinblick auf Reiseberichte durchaus salonfähig geworden, wie etwa auch am Beispiel von Karl Immermanns 1833 veröffentlichtem *Reisejournal* ersichtlich werde.<sup>1329</sup> Während dieser aber Fiktion und Bericht auf unterschiedliche Textteile aufspalte und damit stets strikt voneinander trenne, bekenne sich Heine durchweg zu der bereits erwähnten Methode der „freien Assoziation der Ideen“,<sup>1330</sup> die letztlich die für seine *Reisebilder* typische Verwebung von Fiktion und Wirklichkeit hervorbringe.<sup>1331</sup>

Hatte die Darstellung politischer und gesellschaftlicher Verhältnisse im Zuge der Auseinandersetzung mit den als überaus fortschrittlich angesehenen italienischen Institutionen im 16. und 17. Jahrhundert noch zum humanistischen Standard gehört, ist eine auf dem Interesse an aktuellen, gesellschaftlich relevanten Entwicklungen beruhende Reise nach Italien in den 1820er Jahren durchaus ungewöhnlich und Heines Reiseberichte bilden demnach im Kontext der bewusst apolitischen deutschen Italienliteratur dieser Zeit eine absolute Ausnahme. Die fehlende politische Dimension vor allem in den Texten nach 1820 erklärt sich zum einen durch die fortschreitende Flucht des Bürgertums in die unverfängliche Kunstbetrachtung, zum anderen durch die im Anschluss an die Karlsbader Beschlüsse verstärkt wirkenden Zensurbestimmungen, denen letztlich zwar faktisch auch Heine unterliegt, die er aber durch geschickte Techniken der Verschleierung immer wieder zu umgehen weiß.<sup>1332</sup>

<sup>1327</sup> Vgl. Werner 1975. S. 39; vgl. Wülfing 1983. S. 384.

<sup>1328</sup> Segeberg 1983. S. 26.

<sup>1329</sup> Vgl. ebd.; vgl. Wülfing 1980. S. 182; vgl. Wülfing 1983. S. 384.

<sup>1330</sup> Erläuterungen zu Heines Briefen aus Berlin (DHA. Bd. 6. S. 384, 390); vgl. DHA. Bd. 8/1. S. 231; vgl. DHA. Bd. 10. S. 321; vgl. HSA. Bd. 20. S. 246.

<sup>1331</sup> Vgl. Wülfing 1980. S. 193.

<sup>1332</sup> Vgl. Werner. 1975. S. 31.

Im Spätsommer 1828 verarbeitet Heine in Lucca anhand seiner Notizen und Tagebucheinträge die bisherigen Eindrücke. In der *Reise von München nach Genua*, die auszugsweise zum ersten Mal im Dezember desselben Jahres in Cottas *Morgenblatt* zu lesen ist, schildert er die ersten drei Wochen seiner insgesamt viermonatigen Italienreise. Dabei beschränkt er sich nicht nur auf wenige Stationen, sondern vermeidet auch eine allzu große Detailliertheit in der Beschreibung. Die einzige Stadt, die er der Tradition gemäß ausführlicher behandelt, ist Genua. Diesbezüglich steht vor allem die amphitheatralische Lage der Stadt im Vordergrund, die als verbreiteter Topos bereits von anderen Autoren behandelt worden war. Die Aussparung der üblichen Bestandteile gängiger Reiseberichte ermöglicht es ihm, sein intendiertes Gesamtbild umso deutlicher auszugestalten, aus kleinen Details ohne sperrige Wiederholungen einen größeren Zusammenhang zu erschließen und auf diese Weise – wie Michael Werner erläutert – eine „Allgemeinheit“ zu erzielen, „die sonst nur in den thematisch angeordneten Italienbüchern anzutreffen ist.“<sup>1333</sup> In scharfem Gegensatz zur traditionellen Reiseliteratur, die in erster Linie Informationen über lokale Gegebenheiten liefert, bilden „[...] für Heine die Reisestationen nur das äußere Gerüst, an das er seine Beobachtungen, Reminiszenzen, Reflexionen und Visionen knüpft[...].“<sup>1334</sup> So gelingt es ihm, an ausgewählten Aspekten die Geschichte Italiens zu exemplifizieren und seine Beschreibungen in ein vielschichtiges thematisches Konstrukt einzubetten, ohne sich dabei von der tatsächlichen Chronologie seiner Reise loslösen zu müssen.

Von München aus kehrt Heine nach Hamburg zurück, bleibt dort aber nur vier Wochen. Im Februar 1829 übersiedelt er nach Berlin, im April schließlich in die preussische Nebenresidenz Potsdam. Dort beginnt er mit der Arbeit am dritten Band der *Reisebilder*, der im Vergleich zum teilweise bereits schonungslos formulierten zweiten Band „noch fürchterlicher ausgerüstet werden“<sup>1335</sup> soll, wie er Moser schon knapp einhalb Jahre zuvor, am 30. Oktober 1827, hatte wissen lassen. Man darf also mit Recht eine „Generalabrechnung“<sup>1336</sup> Heines erwarten.

---

<sup>1333</sup> Werner. 1975. S. 29.

<sup>1334</sup> Hauschild/Werner 1997. S. 157; vgl. Mayer 1959. S. 275; vgl. Wülfing 1980. S. 193.

<sup>1335</sup> HSA. Bd. 20. S. 303.

<sup>1336</sup> Hauschild/Werner 1997. S. 163.

Wie erwähnt, hatte er das mit Campe vereinbarte Erscheinungsdatum für den dritten Teil der *Reisebilder* – die Herbstmesse 1827 – nicht halten können. Zu nachhaltig hatte offenbar der England-Aufenthalt nachgewirkt, zu lange hatte er gebraucht, um die Gedanken wieder auf einen neuen Fokus richten und das Kapitel England auf einen späteren Zeitpunkt vertagen zu können. Erst zwischen März und Mai 1829 beginnt er schließlich mit der Arbeit an den *Bädern von Lukka*. Diese aus zehn Kapiteln bestehende Potsdamer Frühfassung überarbeitet er während eines Helgoland-Aufenthalts im Spätsommer und schreibt erste Partien vermutlich bereits nieder.

Die Fertigstellung des Manuskripts erfolgt nach seiner Rückkehr nach Hamburg und dauert bis Mitte Dezember. Im November erscheinen in Cottas *Morgenblatt* weitere Auszüge der *Reise von München nach Genua*, Anfang Januar 1830 – über zwei Jahre später als geplant – sind schließlich die ersten Exemplare von *Reisebilder III* im Handel erhältlich.<sup>1337</sup> Norbert Altenhofer erläutert, Heine habe sich in diesem Band „[...] mit einer Fortsetzung des von ihm kreierten poetisch-publizistischen Genres präsentiert, das den politischen Bewegungswünschen der jungen Generation [habe] Ausdruck verleihen [wollen].“<sup>1338</sup> Nicht mit sehnsüchtig der klassischen Antike zugewandtem Blick konstruiere er sein Italienpanorama, sondern vor dem Horizont der „Schildwachen des Metternich-Regimes.“<sup>1339</sup>

Nach der Übersiedelung nach Wandsbek im Frühjahr 1830 verbringt Heine den Sommer wieder einmal auf Helgoland. Hier erfährt er aus den Zeitungen von einer Pariser Revolution, die zahlreiche Aufstände in ganz Europa nach sich ziehen und das System der Restauration nachhaltig erschüttern wird. Die Woge der Rebellion erreicht im August Deutschland, durch das Fehlen eines politischen Zentrums, wie es Paris in Frankreich ist, bleiben die Aufstände und Proteste jedoch weitgehend lokal begrenzt.

<sup>1337</sup> Vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 165; vgl. Heine-Handbuch 2004. S. 238.

<sup>1338</sup> Altenhofer 1993. S. 238.

<sup>1339</sup> Altenhofer 1993. S. 239; vgl. Wülfing 1980. S. 193. – Mittelpunkt der *Bäder von Lukka* ist die polemische Abrechnung mit dem Dichter-Kollegen August Graf von Platen, dessen Demontierung als Dichter und Stigmatisierung als Homosexueller. Sie erfolgt vor allem in den letzten drei Kapiteln, während zuvor mit Nachdruck auf die traditionelle, vermeintlich normale Form heterosexueller Liebe verwiesen wird, die mehr oder weniger offensichtlich den Kontrast zu Platens Sexualität einleitet. Hocherotische Schilderungen körperlicher Liebe werden 1833 schließlich zum Verbot der zweiten Auflage des Bandes führen.

Zwischen August und November arbeitet Heine am letzten Band der *Reisebilder*. Mit den Abhandlungen zur *Stadt Lukka*, in denen er noch einmal nachdrücklich „nationale Engstirnigkeit und das Bündnis von Thron und Altar“ kritisiert und sich vehement für „die Befreiung vom feudalen System, die Notwendigkeit einer durchgreifenden sozialen Emanzipation und eine Literatur des Fortschritts“<sup>1340</sup> ausspricht, beschließt er die Berichte über seine zwei Jahre zurückliegende Italienreise.

Die *Englischen Fragmente*, die der *Stadt Lukka* folgen, bestehen aus zusammengetragenen England-Artikeln, die bereits größtenteils bei Cotta erschienen sind. Die anfangs noch eingehaltene chronologische Abfolge der Texte wird hier gebrochen, denn der Aufenthalt in England erfolgte im Frühjahr 1827, also über ein Jahr vor der Reise nach Italien. Doch warum dieser Bruch in der Chronologie? Womöglich weil sich Heine Ende der 1820er Jahre trotz seiner politischen und publizistischen Orientierung als Poet im gesellschaftlich wie ökonomisch höchst fortschrittlichen London noch überfordert fühlt?<sup>1341</sup> Diese Vermutung liegt bei der eingehenden Betrachtung seiner Ausführungen durchaus nahe.

Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen und staune noch immer – noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter [...] – ich spreche von London.<sup>1342</sup>

Mit einer Mischung aus Ehrfurcht, Faszination und Skepsis schildert Heine die Metropole, in der ein für ihn kaum begreifliches Maß an Mobilität und Dynamik herrscht. Doch das pulsierende Leben der Stadt, der Lärm, das Gedränge und die Schnellebigkeit scheinen auf ihn zunächst eher erdrückend als inspirierend zu wirken, denn es heißt weiter:

Schickt einen Philosophen nach London [...] und stellt ihn an eine Ecke von Cheapside, er wird hier mehr lernen, als aus allen Büchern der letzten leipziger Messe; und wie die Menschenwogen ihn umrauschen, so wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufsteigen, [...] er wird den Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen – denn wenn London die rechte Hand der Welt ist, die thätige, mächtige [...], so ist jene

---

<sup>1340</sup> Hauschild/Werner 1997. S. 174.

<sup>1341</sup> Vgl. Altenhofer 1993. S. 239f.

<sup>1342</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 213.

Straße [...] die Pulsader [...]. Aber schickt keinen Poeten nach London! Dieser baare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz. Und wolltet Ihr gar einen deutschen Poeten hinschicken, einen Träumer, [...] – o! dann geht es ihm erst recht schlimm [...].<sup>1343</sup>

Heine sieht trotz seiner visionären Ideen die fortschrittliche Entwicklung in rasendem Tempo an sich vorbeieilen und fühlt sich sogleich zu der Frage angeregt, welchen hohen Preis die moderne Konkurrenzgesellschaft Englands dafür wohl zu zahlen bereit ist. Und plötzlich erscheint ihm London als

[...] eine Beresinabrücke, wo jeder in wahnsinniger Angst [...] sich durchdrängen will, wo der kecke Reuter den armen Fußgänger niederstampft, wo derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist, wo die besten Kameraden fühllos einer über die Leiche des andern dahineilen, und Tausende, die, sterbensmatt und blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen.<sup>1344</sup>

Hier wird angespielt auf den Rückzug der geschlagenen napoleonischen Truppen vor den russischen Zaren Alexander I. Heine vergleicht den Übergang der Franzosen über die Beresina vom 26. bis 28. November 1812 mit dem rücksichtslosen, kaltblütigen und egoistischen Leben in der Großstadt London, die – darf man der Vision des Erzählers glauben – ebenfalls zahllose Opfer fordern wird. Und plötzlich erscheint ihm das rückständige und politisch unfreie Deutschland „viel heiterer und wohnlicher“.<sup>1345</sup>

Wie traumhaft gemacht, wie sabbathlich ruhig bewegen sich hier die Dinge! Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenschein glänzen die Uniformen und Häuser, [...] auf den hallenden Straßen ist Platz genug: [...] die Menschen können bequem stehen bleiben und über das Theater diskutieren und tief, tief grüßen, wenn irgend ein vornehmes Lämpchen oder Vicelämpchen, mit bunten Bändchen auf dem abgeschabten Röckchen, oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarschälkchen gnädig wiedergrüßend vorbeizänzelt!<sup>1346</sup>

<sup>1343</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 213f.

<sup>1344</sup> Ebd. S. 214f.

<sup>1345</sup> Ebd. S. 215; vgl. Altenhofer 1993. S. 240f.

<sup>1346</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 215.

Indem er all die Dinge, die er für gewöhnlich scharf zu kritisieren pflegt, ausdrücklich lobt, hilft er sich selbstironisch über das zu dieser Zeit noch weitgehend fehlende Verständnis für die als erdrückend empfundenen Fortschrittsmechanismen hinweg.<sup>1347</sup> Auch wenn er sich vorgenommen hatte, „über die Großartigkeit Londons, wovon [er] so viel gehört, nicht zu erstaunen“, geht es ihm doch letztlich „wie dem armen Schulknaben, der sich vornahm, die Prügel, die er empfangen sollte, nicht zu fühlen.“<sup>1348</sup> Er ist nicht nur fasziniert, sondern förmlich überfordert von den Eindrücken, die sich ihm in der Metropole bieten, und es ist anzunehmen, dass er die literarische Verarbeitung dieser Englandreise ans Ende der *Reisebilder*-Serie stellt, um eine größere Distanz zum Erlebten zu gewinnen und so möglicherweise sachlicher reflektieren zu können.

In den *Reisebildern* kombiniert Heine verschiedenste literarische Formen – Aufsätze, Essays, Korrespondenzen, feuilletonistische Skizzen, Berichte, Übersetzungen und Gedichte –, sprengt damit die dis dato im Hinblick auf Reiseberichte geltenden Gattungsgrenzen auf und entwickelt ein vollkommen neues Genre, das vor allem durch ein hohes Maß an Authentizität besticht.<sup>1349</sup> Er entwirft keine anonyme und sterile Scheinrealität, sondern fängt mit dem Blick eines intellektuellen Beobachters die Eindrücke der sich ihm darbietenden Welt ein und wertet sie „für seine neue, subjektive, ‚zerrissene‘ Mischprosa“<sup>1350</sup> aus. So entsteht eine literarische Ausdrucksform, die zwar in sich konsistent ist und einer konsequenten Linie folgt, die zugleich aber eine kritische Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Realität ermöglicht.<sup>1351</sup> Heine selbst spricht in einem Brief an die Berliner Salonbekanntschaft Friederike Robert vom 12. Oktober 1825 von der „Novität“ des „vielfältig die Gegenwart anspielenden Inhalts“.<sup>1352</sup>

---

<sup>1347</sup> Vgl. Altenhofer 1993. S. 241.

<sup>1348</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 215.

<sup>1349</sup> Vgl. Hädecke 1989. S. 239, 253; vgl. Singh 2007. S. 153; vgl. Stein 1991. S. 54; vgl. Weil 1991. S. 292f.; vgl. Wülfing 1983. S. 384.

<sup>1350</sup> Hädecke 1989. S. 253; vgl. Mayer 1973. S. 63; vgl. Wülfing 1980. S. 193.

<sup>1351</sup> Vgl. Roland Schneider: *Die Muse „Satyra“: Das Wechselspiel von politischem Engagement und poetischer Reflexion in Heines „Reisebildern“*. In: Heine-Jahrbuch 16 (1977). S. 9–19, hier S. 9.

<sup>1352</sup> HSA. Bd. 20. S. 217.

Damit bilden seine *Reisebilder* eine markante Schlüsselstelle, wenn nicht gar den zentralen Wendepunkt innerhalb der Reiseliteratur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.<sup>1353</sup> Die Schilderung der Erlebnisse in subjektivem Prosastil, die konsequente Verflechtung von Empirie und Fiktion, das prägnante und doch spielerische Prinzip der Ideenassoziation sowie eine Vielzahl kontrastiver Vergleiche bilden „die Grundlage [...] für ernsthafte, analytische, teilweise prophetische Resümees“<sup>1354</sup>, anhand derer – wie Wolfgang Hädecke zusammenfasst – „[d]er seismographisch-zeitkritische Charakter von Heines Werk [...] besonders klar hervor[tritt].“<sup>1355</sup> Viele dieser Prophezeiungen beziehen sich auf die Zukunft der Gesellschaft, speziell der europäischen Gesellschaft, in der die Freiheit sich nach Heines Auffassung als „neue Religion“<sup>1356</sup> offenbart. Er entwirft in den *Reisebildern* „eine politische Topographie Europas zwischen Wiener Kongre[ss] und Julirevolution“<sup>1357</sup>, die leitmotivisch nicht mehr an Kunst und Natur ausgerichtet ist, sondern beharrlich politische Ziele proklamiert und damit als zentrales Beispiel für Heines bereits erwähnte „Wendung zur sozial-engagierten Literatur“ sowie sein dieser Tendenz zugrunde liegendes „neue[s] Zeit- und Geschichtsbewu[ss]tsein“<sup>1358</sup> zu verstehen ist.

---

<sup>1353</sup> Vgl. Weil 1991. S. 291.

<sup>1354</sup> Hauschild/Werner 1997. S. 117; vgl. Hinck 1990. S. 71; vgl. Preisendanz 1973. S. 30f.

<sup>1355</sup> Hädecke 1989. S. 237.

<sup>1356</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 269. – Dieser Ausspruch bezieht sich vor allem auf die Theorie des Sozialreformers Claude-Henri Saint-Simon, in die Heine bereits während der letzten Jahre in Deutschland erste Einblicke gewinnt und die in der frühen Pariser Zeit maßgeblich sein Denken bestimmt. Saint-Simon fordert eine tiefgreifende Reform von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft sowie ein Ende der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen und arbeitet konsequent auf eine Gesellschaft hin, die auf der prinzipiellen Gleichheit aller basieren und in der jeder Mensch nach seinem Talent und seiner Leistung einen Platz in der Gesellschaftsordnung zu erringen imstande sein soll. Das Modell ist klar gesamteuropäisch ausgerichtet – in Saint-Simons Schriften finden sich sogar Entwürfe für ein mögliches europäisches Parlament bzw. eine europäische Verfassung (vgl. zu den Theorien Saint-Simons: Claude Henri de Saint-Simon/Augustin Thierry: *Von dem Wiederaufbau der europäischen Staaten-Gesellschaft* (1814). In: *Europa. Analysen und Visionen der Romantiker*. Hrsg. von Paul Michael Lützel. Frankfurt am Main: Insel 1982. S. 281–310).

<sup>1357</sup> Altenhofer 1993. S. 239.

<sup>1358</sup> Weil 1991. S. 297f.; vgl. Preisendanz 1973. S. 24f.

### 3.6.2.2 Heines Tiroler Gipfel-Vision als europäische Signatur

Die Idee der Überwindung nationaler Grenzen und einer europäischen Verbrüderung zieht sich leitmotivisch durch Heinrich Heines gesamtes Werk, tritt allerdings bei Weitem nicht immer so offen zutage, wie etwa innerhalb seines bereits erwähnten, im Herbst 1822 verfassten und 1823 erstmals veröffentlichten Essays *Ueber Polen*, nicht immer wird auf die bedeutsame Vokabel Europa so konkret hingewiesen. Angesichts der im Verlauf der 1820er Jahre deutlich restriktiver werdenden zensorischen Maßnahmen gegen ihn, die in den 1830er Jahren letztlich darin gipfeln, dass seine Schriften in Preußen nicht nur konsequent mit einer verschärften Vorzensur belegt, sondern schließlich sogar vorbeugend verboten werden, sind es vielmehr europäische Signaturen, mit denen er dem Leser seine Visionen für die Zensurbehörden verschlüsselt darbietet.<sup>1359</sup>

In seinem Essay *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* von 1834 schreibt er: „Der Gedanke will That, das Wort will Fleisch werden. [...] Die Welt ist die Signatur des Wortes.“<sup>1360</sup> Für Heine existiert die Idee bzw. das Wort demnach grundsätzlich vor der konkreten Tat, sie ist folglich nur die Umsetzung eines von den „Gedankenmännern[n]“<sup>1361</sup> längst entwickelten geistigen Konstrukts – die gedanklich vollzogene Evolution geht der tatsächlich ausgeführten Revolution also stets voraus, wie er am Beispiel von Rousseau und Robespierre erläutert: „Maximilian Robespierre war nichts als die Hand von Jean Jaques Rousseau, die blutige Hand, die aus dem Schooße der Zeit den Leib hervorzog, dessen Seele Rousseau geschaffen.“<sup>1362</sup>

<sup>1359</sup> Vgl. Briegleb 1986. S. 54; vgl. Günter Oesterle: *Integration und Konflikt. Die Prosa Heinrich Heines im Kontext oppositioneller Literatur der Restaurationsepoche*. Stuttgart: Metzler 1972. S. 4; vgl. Werner 1987. S. 30; vgl. Windfuhr 1985. S. 117.

<sup>1360</sup> DHA. Bd. 8/1. S. 79f. – Das Gedanken-Tat-Modell ist auf ein philosophisches Prinzip Hegels zurückzuführen, mit dem Heine vermutlich seit seinem Studium in Berlin in den frühen zwanziger Jahren vertraut ist (vgl. Dirk Dethlefsen: *Die ‚unstäte Angst‘. Der Reisende und sein Dämon in Heines ‚Deutschland. Ein Wintermärchen‘*. In: Heine-Jahrbuch 28 (1989). S. 211–221, hier S. 217; vgl. Hinck 1990. S. 131f.; vgl. Safranski 2007. S. 241f.; vgl. Weinrich. 1990. S. 116–118).

<sup>1361</sup> DHA. Bd. 8/1. S. 80.

<sup>1362</sup> Ebd. – Seit seiner Jugend ist Heine von Maximilian Robespierre fasziniert, der ihm später wiederholt als Vorbild, aber auch Kontrastbild zu seiner eigenen politischen Anschauung dient und auf den er bei der Erörterung politischer Tagesfragen immer wieder zu sprechen kommt (vgl. dazu: Fritz Mende: *Heine und Robespierre*. In: *Études Germaniques* 20 (1965). S. 529–539).

Heine entwirft die Welt als polares, dialektisches Konstrukt, dessen Gegensätzlichkeit und gleichzeitige wesenhafte Zusammengehörigkeit er erfasst, indem er „das Wesentliche, die geistige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erscheinung“<sup>1363</sup> in den Blick nimmt und in der „äußern Erscheinung die Signatur der innern Gemüthsart zu erspähen“<sup>1364</sup> sucht. Als Exempel für diese Vorgehensweise ist etwa seine Auseinandersetzung mit ausgewählten Werken der Pariser Gemäldeausstellung von 1843 anzusehen, die ihn zu der Frage inspirieren, was sich seinen Nachkommen bei der Betrachtung der Gemälde wohl „als die zeitliche Signatur“, als „das Malerzeichen des Zeitgeistes“<sup>1365</sup> offenbaren werde.

Im Hinblick auf Heines außergewöhnliches Gespür für zeitgeschichtliche Erscheinungen ist in der Forschung vielfach auf diese Passage aus einem seiner *Lutezia*-Berichte verwiesen und erläutert worden, Heine habe stets danach gestrebt, „die Signatur des Zeitalters heraus[zuarbeiten]“<sup>1366</sup> und die sich ihm offenbarenden „Zeitsignaturen ins Bildliche zu übertragen.“<sup>1367</sup> Er sieht seine Aufgabe als Dichter darin, aus punktuellen Symptomen universelle Zusammenhänge zu erschließen, anhand des „kleinste[n] Bruchstück[s] der Erscheinungswelt [...] Circulatur und Centrum aller Dinge“<sup>1368</sup> zu begreifen. Wie ein Mathematiker ausgehend von einem Fragment eines Kreises umgehend dessen Umfang und Mittelpunkt ermitteln könne, müsse ein Dichter von einzelnen Momentaufnahmen auf die zugrunde liegenden gesellschaftlichen und politischen Zustände zu schließen imstande sein.<sup>1369</sup> Dieter Arendt konstatiert entsprechend, bei Heine sei unter dem Begriff Signatur das zu verstehen, was Goethe als Symbol definiert habe: „die Manifestation des Allgemeinen im Besonderen“.<sup>1370</sup>

Der Terminus dient Heine aber nicht nur als Bezeichnung politischer, gesellschaftlicher oder künstlerischer Spezifika der Zeit, die es auszumachen, für die

<sup>1363</sup> DHA. Bd. 10. S. 262.

<sup>1364</sup> DHA. Bd. 14/1. S. 276; vgl. Geißler 1990. S. 101; vgl. Preisendanz 1973. S. 43.

<sup>1365</sup> DHA. Bd. 14/1. S. 85; vgl. Dieter Arendt: *Heinrich Heine: „Französische Maler“ oder: Signaturen der Zukunft*. In: *Kritische Berichte* 4 (1997). S. 39–51, hier S. 44 [nachfolgend zitiert als 1997b].

<sup>1366</sup> Hädecke 1989. S. 237.

<sup>1367</sup> Bech 1979. S. 294.

<sup>1368</sup> DHA. Bd. 10. S. 16.

<sup>1369</sup> Vgl. DHA. Bd. 10. S. 16; vgl. Preisendanz 1973. S. 40, 55.

<sup>1370</sup> Arendt 1997b. S. 44; vgl. Norbert Altenhofer: *Chiffre, Hieroglyphe. Vorformen tiefenhermeneutischer und intertextueller Interpretation im Werk Heines*. In: *Heinrich Heine. Ästhetisch-politische Profile*. Hrsg. von Gerhard Höhn. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991. S. 116–135, hier S. 125f.; vgl. Preisendanz 1973. S. 41, 46.

aktuelle Auseinandersetzung aufzubereiten und für die Nachwelt zu konservieren gilt, sondern meint auch das Vermögen, selbst Spuren zu hinterlassen, „der Welt seine Signatur einzuzeichnen [...]“. <sup>1371</sup> Die poetischen Bilder, die Heine entwirft, greifen die von ihm aufgespürten Zeitzeichen also nicht nur auf, sondern sind in ihrer markanten kontrastpoetischen Darstellung des zeittypischen Symptoms der Zerrissenheit gleichsam selbst als Signaturen anzusehen. <sup>1372</sup>

Bedeutsame Beispiele dieses gestalterischen und funktionalen Prinzips, das Heine in seinen *Memoiren* rückblickend als Ausdruck einer „Wechselwirkung äußerer Begebenheiten und innerer Seelenereignisse“ <sup>1373</sup> definiert, finden sich in seinem 1828 verfassten Bericht über die *Reise von München nach Genua*, und zwar vor allem in den Passagen, in denen sich die von Heine bewusst gesetzten kontrastiven Brechungen vor der Folie der skizzierten Gebirgsgegenden abspielen.

Heines Ich – es handelt sich angesichts der Erwähnung des Bruders Maximilian wohl um Heine selbst – ist per Kutsche von München aus in Richtung Südtirol unterwegs. Ausgangspunkt ist offenbar der Münchner Stadtteil Bogenhausen, von dessen „Schlüssel“ aus Reisende bereits einen Blick auf „die Tyroler Alpen“ <sup>1374</sup> zu werfen vermögen. Der Erzähler berichtet, er selbst habe dort im vergangenen Winter häufig auf der „Treppenterrasse“ gesessen und „die schneebedeckten Berge [beobachtet], die, glänzend in der Sonnenbeleuchtung, aus eitel Silber gegossen zu seyn schienen.“ <sup>1375</sup>

Das Bild erinnert unweigerlich an Goethes Blick vom elsässischen Odilienberg auf „das entfernte Blau der Schweizergebirge“ <sup>1376</sup> oder die von Bodmers Wohnhaus in Zürich aus genossene „Fernsicht“ auf die am Horizont aufblitzende „blaue Reihe der höheren Gebirgsrücken“ <sup>1377</sup> der Glarner und Berner Alpen. Während der Anblick bei Goethe allerdings ein „Wohlbehagen der Augen“ <sup>1378</sup> und ein beinahe übermächtiges Gefühl der Sehnsucht ausgelöst hatte, fühlt sich Heines Erzähler bei der Erinnerung

---

<sup>1371</sup> Altenhofer 1991. S. 127; vgl. Preisendanz 1973. S. 61f.

<sup>1372</sup> Vgl. Altenhofer 1991. S. 127; vgl. Preisendanz 1973. S. 65.

<sup>1373</sup> DHA. Bd. 15 S. 59; vgl. Fingerhut 1971. S. 120.

<sup>1374</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 24.

<sup>1375</sup> Ebd.

<sup>1376</sup> HA. Bd. 9. S. 497.

<sup>1377</sup> HA. Bd. 10. S. 138.

<sup>1378</sup> Ebd.

an die Aussicht zu der Bemerkung veranlasst, es sei „damals auch Winter in [s]einer Seele, Gedanken und Gefühle [seien] wie eingeschneit“<sup>1379</sup> gewesen.

Die zu Beginn der retrospektiven Sequenz stehende Schilderung der Naturschönheit wird übergangslos und für den Leser unerwartet mit dem Verweis auf das zu dieser in scharfen Kontrast tretende Empfinden des Protagonisten kombiniert. Diese bewusst initiierte Disharmonie verdeutlicht eindrücklich, dass sich Natur auch bei Heine – wie Sabine Bierwirth erläutert – nicht mehr als „der Rousseausche Ort der Gesundung der Menschheit“<sup>1380</sup> offenbart. In der eigenen Lebenswelt als bedeutsam und daher aufwühlend Empfundenes – in diesem Fall in erster Linie „die leidige Politik“<sup>1381</sup> – durchbricht die Sphäre der rein ästhetischen Wahrnehmung von Landschaft und bewirkt, dass das Subjekt sich ihr nicht mehr genießend übereignen kann. Peter von Matt erläutert, Heines poetisches Bild trete damit in scharfen Kontrast zu „einer poetisch vermittelten Wirklichkeit, die nach der Tradition in einem Reisebericht aus der Gipfelzone der Alpen fällig wäre.“<sup>1382</sup> Aus dem Umstand, sich der Gebirgslandschaft nicht mehr genießend annähern zu können, resultiert bei Heine aber keinesfalls – wie etwa in Büchners *Lenz* – ein die Realität ausblendender Blick ins Leere, sondern vielmehr ein geradezu geschäftiger Blick unter die Oberfläche, auf die eigentlich relevanten Ereignisse der Gegenwart – ein Vorgang, der tatsächlich am treffendsten mit Heines Worten, nämlich als „Wechselwirkung äußerer Begebenheiten und innerer Seelenereignisse“<sup>1383</sup> zu bezeichnen ist.

Die Tatsache, dass sich das Erinnerungsbild letztlich doch noch wendet und der Protagonist rückblickend konstatiert, er habe sich „auf der Terrasse zu Bogenhausen, im Angesicht der Tyroler Alpen“ aus seiner niedergedrückten Stimmung befreien können, kann vor diesem Hintergrund kaum als doch noch erfolgte Hinwendung zu einer ästhetisch-genießenden Betrachtung der erhabenen Natur interpretiert, sondern muss angesichts des ironisch überzeichneten Verweises auf verheißungsvoll von den Bergen herüberwehende „Zitronen- und Orangendüfte[...]“, den „sehnsüchtig

<sup>1379</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 24.

<sup>1380</sup> Bierwirth 1995. S. 55.

<sup>1381</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 24.

<sup>1382</sup> Peter von Matt: *Landschaftsdichtung*. In: *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*. Hrsg. von Horts Albert Glaser. Bd. 6: *Vormärz, Biedermeier, Junges Deutschland, Demokraten. 1815–1848*. Hrsg. von Bernd Witte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1980. S. 195–204, hier S. 199; vgl. Lughofer 2014. S. 13.

<sup>1383</sup> DHA. Bd. 15 S. 59; vgl. Fingerhut 1971. S. 120.

flimmern[den] Blick“ nach Italien und den Wunsch „Flügel“ zu haben, „um hinzueilen nach dem Residenzland“<sup>1384</sup> als Parodie einer auch in den 1820er Jahren noch grassierenden, vornehmlich apolitischen Italieneuphorie gedeutet werden, von der Heine sich entschieden distanziert.

Entsprechend heißt es zu Beginn des 12. Kapitels, Tirol sei zwar sehr schön, „aber die schönsten Landschaften könn[t]en [ihn] nicht entzücken, bey trüber Witterung und ähnlicher Gemüthsstimmung.“<sup>1385</sup> Und auf die Erwähnung des erneut an Goethes Worte erinnernden „fern-blaue[n] Bergleins, das sich auf die Fußzehen zu stellen schien, und den anderen Bergen recht neugierig über die Schultern blickte“, folgt der ironisch-disparate Zusatz: „wahrscheinlich um mich zu sehen.“<sup>1386</sup>

Das wohl prägnanteste Beispiel für die bewusste Kontrastierung und das gezielte Inszenieren disharmonischer Brechungen zum Zwecke der Demonstration und Deutung der Signaturen der Zeit vollzieht sich im 13. Kapitel, vor der Kulisse von „Südtirol, wo Italien beginnt“.<sup>1387</sup> Der Reisende berichtet im Rückblick von einem kleinen Häuschen, das er vom Wagen aus am Fuße eines Berges erblickt habe. Obgleich mit seiner „traulichen Gallerie“ und den „naiven Malereyen“<sup>1388</sup> offenbar gänzlich den baulichen Gepflogenheiten entsprechend, scheint es dennoch in besonderer Weise die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich gezogen und erneut die geschilderte Wechselwirkung aus äußerem Ereignis und innerer Gemütslage in Gang gebracht zu haben. Er schildert:

Auf der einen Seite stand ein großes hölzernes Kruzifix, das einem jungen Weinstock als Stütze diente, so daß es fast schaurig heiter aussah, wie das Leben den Tod, die saftig grünen Reben den blutigen Leib und die gekreuzigten Arme und Beine des Heilands umrankten. Auf der anderen Seite des Häuschens stand ein runder Taubenkoben, dessen gefiedertes Völkchen flog hin und her, und eine ganz besonders anmuthig weiße Taube saß auf dem hübschen Spitzdächlein, das, wie die fromme Steinkrone einer Heiligenische, über dem Haupte der schönen Spinnerinn hervorragte. Diese saß auf der kleinen Gallerie und spann, nicht nach der deutschen Spinnradmethode, sondern nach jener

---

<sup>1384</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 25.

<sup>1385</sup> Ebd. S. 35; vgl. Von Matt 1980. S. 198.

<sup>1386</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 36; vgl. Von Matt 1980. S. 199.

<sup>1387</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 38; vgl. Altenhofer 1993. S. 252.

<sup>1388</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 38.

uralten Weise, wo ein flachsumzogener Wocken unter dem Arme gehalten wird, und der abgespinnene Faden an der freyhängenden Spindel hinunterläuft. So spannen die Königstöchter in Griechenland, so spinnen noch jetzt die Parzen und alle Italienerinnen. Sie spann und lächelte, unbeweglich saß die Taube über ihrem Haupte, und über dem Hause selbst ragten hinten die hohen Berge, deren Schneegipfel die Sonne beschien, daß sie aussahen wie eine ernste Schutzwache von Riesen mit blanken Helmen auf den Häuptern.<sup>1389</sup>

Bestehend aus einem Kreuz und dem Corpus Christi steht das Kruzifix sinnbildlich für die Leiden und den Opfertod Jesu, zudem werden die beiden Achsen des Kreuzes häufig auch als Verbindung zwischen Diesseits und göttlichem Jenseits gedeutet. In Heines Darstellung allerdings handelt es sich nicht um eines der oftmals reich verzierten Flurkreuze, die in katholischen Gegenden – vor allem in Südtirol – auch heute noch an Straßen, auf Feldwegen oder in Wäldern als Wegmarken zu finden sind, sondern um eines, „das einem jungen Weinstock als Stütze dient[...]“.<sup>1390</sup> Das Kreuz wird also von Rebzweigen umrankt, ist möglicherweise schon fast vollständig von den jungen Trieben bedeckt.

Der Bezug zu dem in der Romantik auffallend häufig verwendeten und im entsprechenden Kapitel der vorliegenden Arbeit bereits erwähnten Motiv der Ruine liegt nahe, scheint Heines umranktes Kruzifix doch durchaus mit den überwucherten und unter ihrer schweren Last nur noch vage an ihre ursprüngliche Bestimmung erinnernden Bauten zu korrespondieren, die in romantischen Texten und Bildern stets auf den Triumph der Natur über den Menschen und die aus seiner Hand geschaffenen Dinge verweisen.

In seinen *Geständnissen* schreibt Heine 1854, „[e]in geistreicher Franzose“ habe ihn einst als „romantique défroqué“ bezeichnet und er habe diese „boßhaft[e] [...] Benennung“ als „treffend“ empfunden, ja sie habe ihn sogar „höchlich ergötzt.“<sup>1391</sup> Es wäre angesichts dieser Äußerungen also verfehlt, Heines Bild des umwachsenen Kreuzes vorschnell in die romantische Motiv-Tradition einzureihen – immerhin sind es nicht irgendwelche Pflanzen, die das Kruzifix umschlingen, sondern Weinreben.

<sup>1389</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 38f.

<sup>1390</sup> Ebd. S. 38.

<sup>1391</sup> DHA. Bd. 15. S. 13; vgl. Mayer 1959. S. 274; vgl. Reich-Ranicki 2000. S. 70; vgl. Safranski 2007. S. 250f.

Der Rebzweig und die Traube gehören zu den Attributen des Vegetationsgottes Dionysos, der in der griechischen Mythologie nicht nur als Gott des Weines verehrt wird, sondern zugleich auch der Fruchtbarkeit und Ekstase.<sup>1392</sup> Mit seinem Namen verbinden sich in der Regel Bilder ausgelassenen Feierns, orgiastischer Riten und ausschweifender Triumphzüge. In dionysischen Orgien offenbart sich stets die Hoffnung auf ein Wiedererwachen aus dem Taumel trunkener Lust oder dem Abgrund des Todes. Wird die Weinrebe in Heines Bild ebenfalls als Indiz dionysisch-enthusiastischer Freiheit gewertet, ist notwendigerweise zu fragen: Freiheit von wem? Triumph über was?

In der nur wenige Jahre vor seinem Tod veröffentlichten Abhandlung *Die Götter im Exil* schreibt Heine:

Ich rede [...] von der Umwandlung in Dämonen, welche die griechisch-römischen Gottheiten erlitten haben, als das Christenthum zur Oberherrschaft in der Welt gelangte. [...] Sie befanden sich [...] in dieselben betrüblichen Nothwendigkeiten versetzt, worin sie sich schon [...] befanden, in jener uralten Zeit, in jener revolutionären Epoche, als die Titanen aus dem Gewahrsam des Orkus heraufbrachen und [...] den Olymp erkletterten. Sie mußten damals schmachvoll flüchten, die armen Götter, und unter allerley Vermummungen verbargen sie sich bey uns auf Erden.<sup>1393</sup>

Es sei daran erinnert, dass das Kreuz als Symbol des Christentums in Heines Tirol-Kapitel nur noch als Stütze für den Weinstock dient. Konstruiert Heine also das utopische Bild einer Revolution der als Dämonen verdamnten griechischen Götter gegen die christliche Übermacht? Ein ebenfalls dem Essay *Die Götter im Exil* entnommener Exkurs zu Dionysos – der bemerkenswerter Weise nach seiner Flucht Asyl in Tirol gefunden zu haben scheint – soll Aufschluss geben.

Geschildert wird die Geschichte eines jungen Fischers, der in einer Hütte am Ufer eines Sees in Tirol lebt und neben der Fischerei auch als Fährmann tätig ist. Eines Nachts klopfen drei Mönche an seine Tür und bitten ihn, sich seinen Kahn für eine Überfahrt ausleihen zu dürfen. Der Fischer willigt ein. Nach einigen Stunden erhält er

---

<sup>1392</sup> Vgl. Robert von Ranke-Graves: *Griechische Mythologie. Quellen und Deutung*. Autorisierte deutsche Übersetzung von Hugo Seinfeld unter Mitwirkung von Boris v. Borresholm nach der im Jahre 1955 erschienen amerikanischen Penguin-Ausgabe. 13.–18. Tausend. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1986. S. 94–98; vgl. *Wörterbuch der Symbolik*. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachwissenschaftler herausgegeben von Manfred Lurker. Fünfte, durchgesehene und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kröner 1991. S. 145f.

<sup>1393</sup> DHA. Bd. 9. S. 125f.

sein Boot unversehrt zurück und außerdem ein Silberstück als Fahrgeld. In den darauf folgenden Jahren wiederholt sich diese Begebenheit stets in der gleichen Nacht auf dieselbe geheimnisvolle Weise. Im siebten Jahr ist der Fischer schließlich so neugierig, dass er sich unter Netzen in seinem Kahn verbirgt, um das Geheimnis der drei mysteriösen Mönche zu erfahren. Am Ziel der Überfahrt angekommen, offenbart sich ihm auf einer Waldlichtung ein erstaunliches Szenario:

Es waren viele hundert Personen, junge Männer und junge Frauen, meistens bildschön, [...] ihre Gesichter alle so weiß wie Marmor [...], und dieser Umstand, verbunden mit der Kleidung, die in weißen [...] Tuniken [...] bestand, gab ihnen das Aussehn von wandelnden Statuen. Die Frauen [...] [und] jungen Männer trugen [...] auf den Häuptern Kränze von Weinlaub. [...] [I]n den Händen goldne Stäbe schwingend, die mit Weinlaub umrankt, kamen [sie] jubelnd herangeflogen, um die drey Ankömmlinge zu begrüßen.<sup>1394</sup>

Gleich mehrere Attribute verweisen auf die griechische Antike, und die wiederholte Erwähnung des Weinlaubs lässt bereits erahnen, um wen es sich bei einem der Ankömmlinge handeln muss. Nachdem bereits zwei Mönche ihre Kutte von sich geworfen haben, tut es ihnen der Dritte gleich.

Als er den Gürtelstrick seiner Kutte losband, und das fromme schmutzige Gewand nebst Kreuz und Rosenkranz mit Ekel von sich warf, erblickte man in einer von Diamanten glänzenden Tunika eine wunderschöne Jünglingsgestalt vom edelsten Ebenmaß [...]. Die Weiber liebkosten ihn mit wilder Begeisterung, setzten ihm einen Epheukranz aufs Haupt, und warfen auf seine Schulter ein prachtvolles Leopardenfell. In demselben Augenblick kam, bespannt mit zwey Löwen, ein goldner zweyrädriger Siegeswagen herangerollt, auf den sich der junge Mensch mit Herrscherwürde, aber doch heitern Blickes hinaufschwang. [...] Langsam bewegte sich der Wagen, und hinter ihm wirbelte die tanzende Ausgelassenheit der weinlaubgekrönten Männer und Weiber.<sup>1395</sup>

Es ist zweifelsohne Dionysos, der hier – und die Parallele zu Heine als *romantique défroqué* scheint bemerkenswert – der Kutte entspringt und sich in einem ekstatischen Fest von jungen Schönheiten feiern lässt. Mit Abscheu streift er „das fromme schmutzige Gewand“ sowie „Kreuz und Rosenkranz“ von sich, die ihm im Exil scheinbar als notwendige Tarnung gedient haben, und tritt seinen Triumphzug der

<sup>1394</sup> DHA. Bd. 9. S. 129.

<sup>1395</sup> Ebd. S. 129f.

Freiheit von christlicher „Oberherrschaft“ an.<sup>1396</sup> Die Männer und Frauen, die mit Weinlaub bekränzten Häuption ihrem Gott huldigen, sind den „Verstecken ihrer Tempelruinen entstiegen“, heißt es wenige Zeilen später, „um noch einmal mit Spiel und Reigen die Siegesfahrt des göttlichen Befreyers [...] zu feyern, um noch einmal den Freudentanz des Heidenthums, den Cancan der antiken Welt, zu tanzen [...]“.<sup>1397</sup>

Das Bild des Tanzes offenbart sich bei Heine als eine „Signatur für die menschliche Existenz überhaupt, ja darüber hinaus für das Universum.“<sup>1398</sup> Da das Motiv in seinen Werken überaus häufig auftaucht, verwundert es nicht, dass auch hier ausgelassen getanzt wird. Doch es ist nicht etwa ein antiker griechischer Tanz, bei dem die Harmonie der Bewegungen im Vordergrund steht, sondern der moderne Cancan, laut Heine „ein Tanz, der nie in ordentlicher Gesellschaft getanzt wird, sondern nur auf gemeinen Tanzböden [...]“.<sup>1399</sup> Im Laufe des 19. Jahrhunderts wandelt sich der volkstümliche Gesellschaftstanz in einen Aufsehen erregender Bühnenschautanz, der sich beispielsweise im Varieté Moulin Rouge im Pariser Viertel Montmartre großer Beliebtheit erfreut. Da die Tänzerinnen allerdings bei hohen Beinwürfen und Spagat-sprüngen ihre Beine meist fast vollständig entblößen, wird der Cancan schließlich polizeilich verboten. Er bleibt jedoch weiterhin beliebt und ist – so auch in Heines Werken – stets Ausdruck von Freiheit und Lust, ja sogar von Auflehnung und Revolution. In der hier zitierten Passage aus Heines *Die Götter im Exil* schlägt er die Brücke zwischen antikem dionysischen und modernem französischen Freiheitsgefühl.

Auf die Ruine, deren Symbolgehalt bezüglich des Kruzifix-Bildes nur zu erahnen war, wird nun explizit verwiesen. Indem sie Dionysos' Jüngern als Unterschlupf dient, wird sie allerdings vollends aus dem romantischen Motiv-Kontext herausgelöst und symbolisiert den Zerfall ausschließlich christlicher Bauten. Die poetisch

<sup>1396</sup> Vgl. Hohendahl 2009. S. 23f.

<sup>1397</sup> DHA. Bd. 9. S. 130.

<sup>1398</sup> Von Wiese 1976. S. 67. – Exemplarische Studien zum Thema Tanz bei Heine: Max Niehaus: *Himmel, Hölle und Trikot. Heinrich Heine und das Ballett*. München: Nymphenburger 1959; Benno von Wiese: *Signaturen. Zu Heinrich Heine und seinem Werk*. Berlin: Erich Schmidt 1976 (hier vor allem das Kapitel *Das tanzende Universum*); Lia Secci: *Die dionysische Sprache des Tanzes im Werk Heines*. In: *Zu Heinrich Heine*. Hrsg. von Luciano Zagari und Paolo Chiarini. Stuttgart: Klett 1981. S. 89–101; Roger W. Müller Farguell: *Tanz-Figuren: Zur metaphorischen Konstitution von Bewegung in Texten: Schiller, Kleist, Heine, Nietzsche*. München: Fink 1995.

<sup>1399</sup> DHA. Bd. 13/1. S. 157.

heraufbeschworene dionysische Revolution steht also scheinbar bereits seit längerer Zeit bevor. Doch wie lange genau?

Vermutlich seit Heines Italienreise 1828 und seinem Tirol-Kapitel in der *Reise von München nach Genua*. Warum sonst sollte sich der griechische Gott des Weines ausgerechnet in Tirol verbergen? Zwischen der Veröffentlichung beider Texte liegen beinahe drei Jahrzehnte, doch die Parallelen können kaum als zufällig abgetan werden. An Gustav Kolb schreibt Heine am 22. März 1853: „Die Veranlassung meines heutigen Briefes ist folgende: Ich habe für die Revue des deux Mondes eine Arbeit übernommen, wovon den 1sten April schon ein Theil gedruckt erscheint; sie heißt ‚Les dieux en exil‘, und ich verfolge darin ein altes Lieblingsthema.“<sup>1400</sup> Und tatsächlich scheint „[d]as Schicksal der alten Heidengottheiten und das Weiterleben antiker Mythologien in der Neuzeit [...]“<sup>1401</sup> für ihn von besonderer Bedeutung zu sein, wie schon das 1826 im zweiten *Nordsee*-Zyklus veröffentlichte Gedicht *Die Götter Griechenlands* verdeutlicht. In den 1836 im dritten Band des *Salon* publizierten *Elementargeistern* sind bereits einige wenige Auszüge der späteren Abhandlung *Die Götter im Exil* zu lesen und die vom Christentum betriebene „Verteufelung“<sup>1402</sup> heidnischen Glaubens wird hier systematisch eingeführt.<sup>1403</sup> In der *Börne*-Denkschrift heißt es: „Ich trug an Bord meines Schiffes die Götter der Zukunft.“<sup>1404</sup> Und auch in seinem Ballettlibretto *Die Göttin Diana* von 1846 treten wiederholt „heitere Visionen hellenischer Lebensfreude“<sup>1405</sup> zutage und es sind bereits deutliche Anklänge auf das späte Finale zu lesen, wenn Diana nämlich ihrem Ritter erzählt, „daß die alten Götter nicht todt sind, sondern sich nur versteckt halten in Berghöhlen und Tempelruinen, wo sie sich nächtlich besuchen und ihre Freudenfeste feyern.“<sup>1406</sup>

Die Vermutung liegt also nahe, dass der Dionysos-Exkurs in der erst sehr spät in Paris vervollständigten bzw. den zeitkritischen Absichten angepassten und 1853 publizierten Abhandlung *Die Götter im Exil* als Weiterführung und Intensivierung

<sup>1400</sup> HSA. Bd. 23. S. 275.

<sup>1401</sup> Hauschild/Werner 1997. S. 590; vgl. Lia Secci: *Die Götter im Exil – Heine und der europäische Symbolismus*. In: Heine-Jahrbuch 15 (1976). S. 96–114, hier S. 96.

<sup>1402</sup> DHA. Bd. 9. S. 298.

<sup>1403</sup> Vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 590.

<sup>1404</sup> DHA. Bd. 11. S. 34.

<sup>1405</sup> Secci 1976. S. 98.

<sup>1406</sup> DHA. Bd. 9. S. 70.

eines kontinuierlich in Heines Blick befindlichen Themas zu verstehen ist, dessen programmatischer Beginn auf die Kruzifix-Weinstock-Episode des italienischen *Reisebildes* rekurriert. Während Heine sich in den späten 1820er Jahren noch vermehrt der „innere[n] Zensur“<sup>1407</sup> unterwirft und das Tirol-Kapitel daher lediglich als Signatur in Erscheinung tritt, ruft er wenige Jahre vor Ende seines Lebens – er mag die Matratzengruft ebenfalls als Exil verstanden haben – seine Vision noch einmal ins Gedächtnis der Leserschaft zurück, diesmal allerdings deutlicher konturiert als fast dreißig Jahre zuvor. Es genügt also nicht, die Signatur allein im Kontext der *Reisebilder*-Prosa der 1820er Jahre zu entschlüsseln, erst die Verbindung beider Texte ermöglicht eine vollständige Entfaltung des Sinngehalts. „Hinter den Göttern der Vergangenheit, die das Christentum verdrängt und verteufelt hatte, sind allmählich die vergötterten Menschen der Zukunft erkennbar, die Heine von einer politischen Revolution erwartet.“<sup>1408</sup> Nicht ohne Grund heißt es deshalb bereits in seinem 1834 im zweiten Band des *Salon* veröffentlichten Essay *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*: „Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volks, sondern für die Gottesrechte des Menschen.“<sup>1409</sup>

Der Dionysos-Kult ist immer ein Rausch. Gleichsam ist auch Heines 1828 vor dem Berg-Panorama der Tiroler Alpen skizzierte, aber erst rund fünfundzwanzig Jahre später zu ihrer vollkommenen Entfaltung gelangte poetische Vision als rauschhaft-utopischer Entwurf eines Hellenentums zu betrachten, das in scharfen Kontrast zum spirituellen und weltflüchtigen Nazarenertum tritt.<sup>1410</sup> Ralph Häfner kommentiert entsprechend, Heine habe die Götter des Olymp herabgerufen, „um die grassierende Pest des Philistertums ein für allemal durch ein immerwährendes Bacchanal zu kurieren [...]“. <sup>1411</sup> Dahinter verbirgt sich nicht nur Heines entschlossener Kampf gegen Spiritualismus und katholische Spätromantik, sondern vor allem sein seit der Übersiedelung nach Paris forciertes Eintreten für den Saint-Simonismus und die „Religion der Freude“<sup>1412</sup>.

---

<sup>1407</sup> Oesterle 1972. S. 4.

<sup>1408</sup> Secci 1976. S. 98.

<sup>1409</sup> DHA. Bd. 8/1. S. 61.

<sup>1410</sup> Vgl. Preisendanz 1973. S. 63f.; vgl. Höhn 2009. S. 14.

<sup>1411</sup> Ralph Häfner: *Die Weisheit des Silen. Heinrich Heine und die Kritik des Lebens*. Berlin: de Gruyter 2006 (= spectrum Literaturwissenschaft 7). S. 5.

<sup>1412</sup> DHA. Bd. 8/1. S. 17.

Doch Heine wendet sich keineswegs nur gegen christlich geprägtes Philistertum – mit Blick auf die anderen Symbole, die neben dem von Weinreben umrankten Kruzifix im Tirol-Exkurs der *Reise von München nach Genua* auftauchen, und im Rückgriff auf die zu Beginn der Reisebeschreibung erwähnte „leidige Politik“ wird vielmehr der Gegenstandsbereich sichtbar, der Heines gesamtes Leben und Werk leitmotivisch durchzieht: die Fokussierung auf das Telos Europa.<sup>1413</sup>

In seinem *Reisebild* ist von einem Taubenschlag die Rede, aus dessen Mitte „eine ganz besonders anmuthig weiße Taube“ hervorsteht, die sich den besten Platz „auf dem hübschen Spitzdächlein“ gesichert zu haben scheint. In vielen Kulturen gilt die Taube als Symbol des Friedens und Überbringer froher Botschaft, wie etwa in der biblischen Sintflutgeschichte. In Heines Gipfel-Szenerie entspinnt sich ausgehend vom Bild der weißen Taube also gewissermaßen eine dionysisch-utopische Vision eines friedlichen und freiheitlichen Europas der Zukunft, die sich über die Grenzen Tirols hinaus ausweiten soll. Der Vogel sitzt „über dem Haupte der schönen Spinnerinn“, die „nicht nach der deutschen Spinnradmethode, sondern nach jener uralten Weise“, nach der „die Königstöchter in Griechenland“ zu spinnen pflegten, den „Faden an der freyhängenden Spindel“ hinunterlaufen lässt. Doch was spinnt sie?

Anders als die in der Göttinger Bibliothek „[a]uf den Folianten der Weltgeschichte“ sitzende Spinne, die zwar emsig webt, aber letztlich doch „nichts von all den Wundern“<sup>1414</sup> der Welt weiß, scheint die Spinnerin durchaus zu wissen, auf welches Ziel sie hinarbeitet, denn sie lächelt, während die Taube auf sie hinabblickt und am Horizont die schneebedeckten Berge „wie eine ernste Schutzwache von Riesen mit blanken Helmen auf den Häuption“ über sie zu wachen scheinen. Heine lässt seine Spinnerin – so ließe sich schlussfolgern – also gleichsam nornenhaft die Zukunft eines vereinten Europas zusammenweben, eine Zukunft ohne Krieg, über der der Friede als leitendes Prinzip steht, wie die Taube über der schönen Spinnerin.

Am Ende bleibt noch zu fragen: Warum ausgerechnet Tirol? Goethe war auf seiner Italienreise „[ü]ber das Tiroler Gebirg [...] gleichsam weggeflogen“<sup>1415</sup>, ohne besondere

<sup>1413</sup> Vgl. Anglade 1999. S. 55; vgl. Arendt 1997b. S. 42f; vgl. Hauschild/Werner 1997. S. 219–225; vgl. Hinck 1990. S. 102.

<sup>1414</sup> DHA. Bd. 6. S. 153.

<sup>1415</sup> HA. Bd. 11. S. 125.

Notiz zu nehmen, außer vielleicht von den für ihn interessanten spezifischen Gesteinscharakteristika und Wetterbedingungen sowie „dem Platze, wohin Kaiser Maximilian sich verstiegen haben soll.“<sup>1416</sup> Warum also lässt Heine seine Europa-Vision gerade dort beginnen und Dionysos später sogar selbst dort verweilen?

Tirol war lange Zeit französisch besetzt. 1809 formierte sich ein Tiroler Volksaufstand und zog gegen die französische Besatzung in den Befreiungskrieg. Nach monatelangen Kämpfen unterlagen die Tiroler schließlich und ihr Anführer, der österreichische Freiheitskämpfer Andreas Hofer, wurde nach seiner Flucht gefangen genommen, von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt und erschossen. Bereits in der dritten Abteilung der *Nordsee* verweist Heine auf diese Begebenheit.<sup>1417</sup>

Unmittelbar bevor er 1828 zu seiner Italienreise aufbricht, erscheint Karl Immermanns dramatisches Gedicht *Das Trauerspiel in Tyrol*, das Heine aufmerksam studiert. Er kann folglich nicht „durch Tyrol reisen, ohne [daran] zu denken.“<sup>1418</sup> Nach seiner Rückkehr aus Italien beschäftigt ihn der Hofer-Stoff, der im Laufe der Jahre auffallend oft vertont wird, weiterhin. Aus Hamburg schreibt er am 17. November 1829 an Immermann: „Sie [...] haben den Richter gespielt, ich will den Scharfrichter spielen, oder vielmehr recht ernsthaft darstellen.“<sup>1419</sup>

In der *Reise von München nach Genua* betont er schließlich, „die Dinge in anderer Färbung gesehen“<sup>1420</sup> zu haben. Statt wie Immermann authentisch und wertfrei auf die Schlacht um Innsbruck und den Tod Hofers zu verweisen oder das Heldentum der treuen, gläubigen Tiroler mit dem der stolzen Franzosen zu vergleichen, entwirft Heine ein utopisches Friedensbild – immer mit dem Satz des französischen Politikers Mirabeau im Hinterkopf: „[M]an macht keine Revolution mit Lavendelöl“<sup>1421</sup> – sondern mit Blut. Zwar ist Heine ein Freund der Franzosen, ja sogar ein Verehrer Napoleons, doch er befindet sich auf Europa-Reise, auf der plötzlich alle nationalen Vorurteile und Neigungen bedeutungslos werden. Die Taube des Friedens – so scheint es – kennt keine Grenzen.

---

<sup>1416</sup> HA. Bd. 11. S. 16.

<sup>1417</sup> Vgl. DHA. Bd. 6. S. 164.

<sup>1418</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 27.

<sup>1419</sup> HSA. Bd. 20. S. 366.

<sup>1420</sup> DHA. Bd. 7/1. S. 27.

<sup>1421</sup> DHA. Bd. 11. S. 71.

Die Entscheidung, sein poetisches Zukunftsbild vor der Kulisse der Gebirgsgegenden Tirols zu entwerfen, resultiert also weniger aus ästhetischen oder sozialpsychologischen Überlegungen, sondern ist vielmehr an konkrete historisch bedeutsame Ereignisse rückgekoppelt. Zwar nimmt auch Heine die ihn umgebende Landschaft nach wie vor durchaus als ästhetisch wahr, eine dieser Wahrnehmung zugrunde liegende Subjektbezogenheit, wie sie sich im Sturm und Drang Bahn gebrochen hatte und auch in Goethes Texten noch zum Ausdruck gekommen war, rückt hier allerdings zugunsten einer gesamtgesellschaftlichen Perspektive in den Hintergrund.<sup>1422</sup> Es sei an dieser Stelle noch einmal an den Kommentar seines Erzählers erinnert, der im Hinblick auf die Tiroler Landschaft verkündet hatte, sie sei zwar schön, könne ihn aber angesichts einer – offenbar der aktuellen politischen Lage geschuldeten – gedrückten Stimmung nicht entzücken. Statt sich im Angesicht beeindruckender Landschaften also auf sich selbst zu besinnen, mündet ästhetische Erfahrung bei Heine in kritischen, gegenwartsbezogenen Exkursen, nicht selten gar in politischen Utopien, wie das im vorliegenden Kontext skizzierte Beispiel eindrücklich belegt.<sup>1423</sup>

Im vorangegangenen Kapitel ist im Hinblick auf Heines besondere Beziehung zum Meer bereits auf den Umstand verwiesen worden, dass die Berge auf ihn im Vergleich zu dem „wildem Element“, mit dem er sich „so ganz herzinnig vertraut“<sup>1424</sup> fühlt, offenbar eine weitaus weniger faszinierende Wirkung auszuüben vermögen. Dies belegt besonders deutlich eine Passage aus seiner *Harzreise*, in der es heißt, ihm hätten „[a]uf der Spitze der Roßtrappe [...], beym ersten Anblick, die kolossalen Felsen, in ihren kühnen Gruppierungen“ zwar zunächst „ziemlich imponiert“, dieser Eindruck habe allerdings nicht lange angedauert, „[s]eine Seele [sei] nur überrascht, nicht überwältigt“ gewesen und daher seien ihm „jene ungeheure[n] Steinmassen“<sup>1425</sup> schon bald immer kleiner und nicht mehr so beeindruckend erschienen.

Auf den grundlegenden Wandel der Wahrnehmung des Gebirges in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allem aber seit den 1820er Jahren, und einen entsprechend veränderten poetischen Umgang mit diesem Sujet wurde bereits in Bezug auf Hoffmann hingewiesen und in der eingehenden Auseinandersetzung mit den

<sup>1422</sup> Vgl. von Matt 1980. S. 200.

<sup>1423</sup> Vgl. Gössmann 2012. S. 135.

<sup>1424</sup> HSA. Bd. 20. S. 263.

<sup>1425</sup> DHA. Bd. 6. S. 152.

Schriften Goethes sowie im Hinblick auf Büchners *Lenz* konkretisiert. Auch wenn seiner Brockenbesteigung nicht zahlreiche andere Gipfelerlebnisse vorausgegangen sind, scheint sich Heine – womöglich auch durch die Lektüre zahlreicher Reiseberichte – in ähnlicher Weise von dem überwältigenden Gefühl der Erhabenheit lösen zu können, wie dies auch bei Goethe in den 1820er Jahren zunehmend der Fall gewesen war. Und wie dieser daher in seinen späten Schriften in der Lage gewesen war, die Gebirgskulisse umzudeuten und verstärkt auch den möglichen tiefen Fall vom Gipfel zu thematisieren, gelingt es nun auch Heine, das Berg-Panorama nicht als solches zu inszenieren, sondern es – da es ihn nicht mehr zu überwältigen scheint – als Kulisse einer gesellschaftsutopischen Vision zu instrumentalisieren.

Auch wenn die Szene in den Tiroler Gebirgsgegenden sich daher nicht notwendigerweise auf einem Gipfel abspielt, dem Reisenden also zunächst kein Ausblick von einem erhabenen Standort zuteil wird, geriert sich das utopische Bild, das Heine hier entwirft, im übertragenen Sinne letztlich dennoch als visionärer Blick von einem Gipfel auf die Welt – eine Welt, die er weder lediglich als Rahmung des eigenen Erlebens, noch als Folie einer ausschließlich geistigen Auseinandersetzung betrachtet, sondern als Schauplatz historisch bedeutsamer Ereignisse, die es bewusst wahrzunehmen, aufzugreifen, mitzugestalten und voranzutreiben gilt, eine Welt, in der für ihn die Hoffnung auf ein friedlich vereintes Europa am Horizont bereits zu erahnen ist und in der die kontrastpoetische Brechung von Utopie und Wirklichkeit nicht nur zum bedeutsamen Ausdruck der Zerrissenheit der Zeit avanciert, sondern sich dem heutigen Leser als einprägsame zeitliche Signatur offenbart.

#### 4. *Resümee und Ausblick*

In der Einleitung ist das Streben, einen Berg zu besteigen und die Welt von oben zu überschauen als ein sich stetig wiederholendes „Phänomen[...] des Menschengestes“<sup>1426</sup> definiert worden, von dem eine Vielzahl literarischer Texte ein beredtes Zeugnis abzulegen vermag. Demgemäß wurde der Blick vom Gipfel eines Berges auf die Welt als bedeutsames literarisches Motiv ausgewiesen, dem angesichts seiner für das Verständnis zahlreicher Texte relevanten Tragweite innerhalb der Forschung bislang nicht die nötige Beachtung zuteil wurde und das es daher zu beleuchten und in den literaturwissenschaftlich anerkannten Motiv-Kanon einzuführen galt.

Die Erschließung motivgeschichtlicher Grundlagen erfolgte zunächst mit Blick auf aktuelle Entwicklungen im Bereich des Bergtourismus und in der Auseinandersetzung mit einigen, die wachsende Begeisterung fürs Hochgebirge beleuchtenden Studien, vor allem Peter Grupps *Faszination Berg* und Ulrich Aufmuths *Zur Psychologie des Bergsteigens*. Es zeigte sich, dass diese Untersuchungen, obgleich sie sich nicht vorwiegend mit künstlerischen Aspekten befassen, sondern ganz grundsätzlich die „Rätselhaftigkeit des bergsteigerischen Tuns“<sup>1427</sup> zu ergründen suchen, auch wesentliche Erkenntnisse im Hinblick auf die Deutung literarischer Gipfel-Bilder zu liefern imstande sind. Wenn etwa der Bergsteiger und Psychologe Aufmuth konstatiert, Berge würden bestiegen, um „chronische Defizite des Selbsterlebens“ auszugleichen, einer „Verkümmerung des Ich-Erlebens“<sup>1428</sup> entgegenzuwirken und „ein außerordentlich intensivierte Sein“<sup>1429</sup> zu erleben, trifft dies zweifelsohne in bemerkenswerter Weise auch auf die in dieser Arbeit ins Zentrum gerückten Schriftsteller zu und rechtfertigt mit Blick auf die überaus enge Verflechtung von Erlebnissen der Autoren und der gezielten Verwendung des Motivs eine Engführung des Literaturbegriffs, von der – wie eingangs bereits erwähnt – üblicherweise eher abzusehen ist.

---

<sup>1426</sup> HA. Bd. 12. S. 495.

<sup>1427</sup> Grupp 2008. S. 11.

<sup>1428</sup> Aufmuth 1988. S. 19f.

<sup>1429</sup> Ebd. S. 16.

Walter Muschg deklarierte in seinem Werk *Tragische Literaturgeschichte*, Dichter bräuchten das Unglück, um dichten zu können, und mehr noch als aus körperlichen Leiden speise sich dieses aus geistigen Schmerzen.<sup>1430</sup> Statt den Schmerz jedoch in den Werken lediglich aufzuspüren, sei auch die Beantwortung der Frage von Belang, auf welche spezifische Weise damit umgegangen werde.<sup>1431</sup>

Die eingehende Auseinandersetzung mit den im Rahmen dieser Studie ausgewählten Texten hat gezeigt, dass das Aufsuchen ausgewiesener Einsamkeitsorte – vor allem die Besteigung hoher Gipfel – offenbar häufig als eine solche Art des Umgangs mit Schmerz zu verstehen ist, als „Mittel psychischer Selbststimulierung“, mit dem „im Gebirge so etwas wie eine Jaspersche Grenzsituation“<sup>1432</sup> provoziert wird.

Auch wenn den Ansätzen der wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit der Analyse solcher Psychologisierungsmechanismen zu befassen hätten, selbstredend im Rahmen einer literaturwissenschaftlich ausgerichteten Untersuchung nicht umfassend Rechnung getragen werden kann, wurde auf anthropologische, kulturelle, religiöse und gesellschaftliche Faktoren, auf deren Basis sich das literarische Motiv des Blickes vom Gipfel als solches überhaupt erst herausbilden konnte, doch zumindest in gebotenen Umfang hingewiesen.

So konnten im Zuge der Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Bergen in Mythologie und Religion etwa wesentliche Erkenntnisse hinsichtlich einer die ästhetische Erfahrung der Gebirgswelt lange vereitelnden Naturfurcht erörtert werden, deren Überwindung Jahrhunderte in Anspruch nahm und die daher auch im vorliegenden Kontext einer eingehenden Skizzierung bedurfte. In den betreffenden Kapiteln wurde der Bogen gespannt von Francesco Petrarca an der Schwelle vom Mittelalter zur frühen Neuzeit entstandenem Mont-Ventoux-Text über den wichtigen Einfluss erster naturwissenschaftlicher Errungenschaften im 16. Jahrhundert, die physikotheologische Antwort auf die kopernikanische Wende sowie die daraus in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts resultierenden Ansätzen zu einer neuen Naturpoesie bei Brockes und Haller bis hin zu Rousseaus die eigentliche ästhetische Wende markierendem Briefroman *Nouvelle Héloïse* aus dem Jahr 1761.

---

<sup>1430</sup> Walter Muschg: *Tragische Literaturgeschichte*. 5. Auflage. München: Francke 1983. S. 405, 408.

<sup>1431</sup> Ebd. S. 416.

<sup>1432</sup> Treptow 2001. S. 163.

Als eine den Paradigmenwechsel von den „schrecklichen zu den erhabenen Bergen“<sup>1433</sup> erheblich beeinflussende Komponente wurde in diesem Zusammenhang der Wandel innerhalb des Reisewesens definiert, im Zuge dessen die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts etablierende bürgerliche Bildungsreise den Weg für die Erschließung des Hochgebirgsraumes endgültig ebnete und darüber hinaus der literarischen Verarbeitung der Gipfelerlebnisse in Form von Reiseberichten in hohem Maße Vorschub leistete.

Es wurde deutlich, dass vor allem die Jugendbewegung des Sturm und Drang die Natur vor diesem Hintergrund vollkommen neu für sich entdeckte, sich die Landschaft unter Rückbezug auf Rousseau und Shakespeare in besonderer Weise ästhetisch-genießend anzueignen bestrebt war. Das bewusste Aufsuchen exponierter Orte spiegelt aus heutiger Perspektive das bereits erläuterte „ins freie Subjekt verlagerte Lebensgefühl“<sup>1434</sup> eindrücklich wider, das sich innerhalb einer Phase der geistesgeschichtlichen Entwicklung vollzog, in der sich der Mensch stärker als jemals zuvor autonom in seiner Welt zu verorten suchte. Es wurde allerdings auch deutlich, dass das Reisen nicht selten auf lebensweltliche Ausnahmesituationen rekurrierte und in diesem Sinne durchaus als Bewältigungsstrategie anzusehen ist. Sowohl Herders Schiffsreise als auch Goethes frühe Gipfelbesteigungen legen davon ein beredtes Zeugnis ab.

Im Zuge des Kapitels zur Verwendung des Motivs in der Romantik wurde bewusst auf die Auflistung der zahlreichen Gipfel-Bilder bei Brentano, Jean Paul oder Eichendorff sowie eine Betrachtung der den Bergenthusiasmus dieser Zeit eindrücklich illustrierenden Gemälde Caspar David Friedrichs verzichtet, um stattdessen die sich in dieser Epoche manifestierende, von Theodore Ziolkowski als „[r]omantic obsession with mines“<sup>1435</sup> und von Rüdiger Safranski als „Unter-Tage-Romantik“<sup>1436</sup> definierte verstärkte Tendenz zum Blick ins Innere der Berge als bedeutsamem Gegenentwurf zum viel beschworenen Gipfelblick abzubilden.

---

<sup>1433</sup> Groh 1989. S. 53; Groh 1996b. S. 92.

<sup>1434</sup> Arendt 1972. S. 131.

<sup>1435</sup> Ziolkowski 1990. S. 53.

<sup>1436</sup> Safranski 2007. S. 102.

Mit dem Exkurs zum Bergwerk als romantischem Sehnsuchtsort konnte nicht nur der innerhalb der Frühromantik vollzogene Rückzug in eine die „Lücke im Dasein“<sup>1437</sup> vermeintlich schließende, aber vollkommen entpolitisierte Poesie eindrücklich aufgezeigt, sondern darüber hinaus auch verdeutlicht werden, dass in dieser Phase die Sehnsucht nach einer „entrückt wirkenden Erhabenheit der Höhe“ zunehmend einer „Faszination für die Ambivalenz von Höhe und Tiefe“<sup>1438</sup> wich.

Auf diesem Wege wurde sowohl eine Verbindung zu der bereits mit dem Hinweis auf Texte von Burnet, Ray, Dennis oder Addison geschilderten Angstlust hergestellt und damit nochmals auf das zentrale Wirkprinzip des Schrecklich-Erhabenen rückverwiesen, als auch unter besonderer Bezugnahme auf E.T.A. Hoffmanns Erkenntnis der Duplizität vorausgedeutet auf die seit den 1820er Jahren entstandenen Texte Goethes, Büchners und Heines, in denen der Gegensatz von Höhe und Tiefe erneut in eindrücklicher Weise zum Tragen kam – nun allerdings freilich nicht mehr im Zeichen eines zweckfreien *L'art pour l'art*, sondern vor der Folie bedeutsamer biografischer, wissenschaftlicher, gesellschaftlicher und politischer Entwicklungen.

Goethes lebensweltlichen wie literarischen Gipfel-Episoden kam im Rahmen der vorliegenden Arbeit insofern eine Schlüsselposition zu, als dass an ihnen die erläuterte Entwicklung im Umgang mit dem Gebirge und die sich in diesem Zusammenhang konstituierende Wechselwirkung aus Erlebnisraum, Rückzugsort und literarisch inszenierter Kulisse anhand verschiedener Texte aus mehreren Jahrzehnten besonders deutlich wurde. Unter Rückbezug auf Goethes Notizen, Tagebucheinträge und Briefe sowie in der eingehenden Analyse einiger ausgewählter literarischer Texte konnte der zuvor innerhalb der Grundlagenkapitel erläuterte Wandel exemplarisch vorgeführt werden: vom Erwachen des Berginteresses in den Jahren des Sturm und Drang über die Indienstnabe des Gipfelblicks zur Bewältigung lebensweltlicher Krisen im Verlauf der 1770er Jahre, bis hin zur verstärkten literarischen Verarbeitung des Motivs seit Beginn des 19. Jahrhunderts, in einer Phase also, in der der Blick vom Gipfel auf die Welt inzwischen „in den Bestand der Konventionen des Sehens“<sup>1439</sup>

---

<sup>1437</sup> KA. Bd. 12. S. 192.

<sup>1438</sup> Hamann/Honold 2011. S. 30.

<sup>1439</sup> Bürgi 1989. S. 40f.

aufgenommen worden war und eine von der eigenen einstigen Überwältigung losgelöste Auseinandersetzung möglich wurde.

Dabei konnten beachtliche zeitliche und inhaltliche Bezüge der Texte Goethes zu seinen eigenen Gipfelerlebnissen aufgezeigt und eindrücklich belegt werden, dass dem Motiv im Hinblick auf Goethes Werk bislang eine nicht ausreichende Bedeutung beigemessen wurde. Die innerhalb der betreffenden Kapitel vorgeschlagenen neuen Perspektiven der Herangehensweise an zentrale Szenen im *Faust* sollen der Forschung mit dieser Arbeit als kontroverse Diskussionsgrundlage übereignet werden.

Die an die Auseinandersetzung mit Goethes Gipfel-Bildern angeschlossenen Kapitel stellten mit der Rekapitulation des Lebensweges des Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz ebenfalls den Bezug zur entwicklungsgeschichtlich bedeutsamen Periode des Erwachens eines gesteigerten Interesses für Berggegenden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts her. Auf dieser Grundlage wurden die aufgezeigten Unterschiede im Hinblick auf die Wahrnehmung erhabener Naturphänomene bei Lenz und Goethe in die Auseinandersetzung mit Georg Büchners Novelle überführt, zu Büchners eigenen Gipfelerlebnissen in Verbindung gesetzt und im Zuge einer sowohl intertextuellen als auch biografischen Kontextualisierung das Motiv des Gipfelblicks als zentrales gestalterisches Prinzip ausgewiesen. Büchners pathografische Analyse und die gestalterisch enge Verzweigung von Subjektzustand und Landschaftsraum konnte als bewusste Brechung mit den seit Rousseau etablierten Konventionen einer ästhetischen Wahrnehmung und Aneignung von Natur identifiziert und Büchners *Lenz* damit als motivgeschichtlich äußerst bedeutsamer Text markiert werden, mit dem der Autor ein gänzlich neues Raummodell eröffnet und seinen Protagonisten als orientierungslos in einer für ihn zunehmend in Bruchstücke zerfallenden Welt offenbart.

Den Abschluss bildete die Auseinandersetzung mit der Verwendung des Motivs bei Heinrich Heine, dessen im vorliegenden Kontext in den Fokus gerücktes Gipfel-Bild in den späten 1820er Jahren entstand und damit chronologisch vor Büchners *Lenz* einzuordnen wäre, das aber aus mehreren Gründen bewusst ans Ende der Untersuchung gestellt wurde.

Zum einen ist deutlich geworden, dass sich eine umfassende Deutung der Tiroler Gipfel-Szene aus der *Reise von München nach Genua* und eine Einordnung in Heines

Gesamtwerk erst unter Berücksichtigung des späten Textes *Die Götter im Exil* in angemessener Weise bewerkstelligen lässt.

Zum anderen markiert die Szene insofern den Endpunkt einer seit Beginn des 19. Jahrhundert eingeleiteten und sowohl in den späten Texten Goethes als auch in Büchners Novelle bereits anklingenden Entwicklung, als dass sich die Verwendung des Motivs bei Heine, von der Ebene der individuellen Erfahrung endgültig losgelöst, konsequent zugunsten einer gesamtgesellschaftlichen Perspektive und mit dem Ziel einer kritischen Auseinandersetzung mit historisch bedeutsamen Ereignissen vollzog. Zweifelsohne bleibt zwar auch Heines Gipfel-Szenerie an dessen eigene Reisen rückgekoppelt, die unter Berücksichtigung seines von zahlreichen Grenzsituationen bestimmten Lebens ebenfalls vielfach dem erwähnten Prinzip der Reiseflucht unterliegen. Seine individuelle (kompensatorische) Erfahrungsebene überschreitend, setzt er sich mit zeitgeschichtlich relevanten Themen – wie vor allem seine poetische Gipfel-Vision eines vereinten Europas zu verdeutlichen vermag – aber stets innerhalb eines größeren Bedeutungskontextes auseinander.

Unter Bezugnahme auf die der Entstehung des Textes zugrunde liegende Situation Heines war die Ausgestaltung seines Gipfel-Bildes demnach zwar nach wie vor auch als „Vorgang der Realitätsbewältigung“<sup>1440</sup> zu verstehen, konnte mittels einer Engführung auf das Telos Europa aber in erster Linie als bedeutsame zeitliche Signatur ausgewiesen werden.

Angesichts der großen Zahl literarischer Gipfel-Bilder erhebt die vorliegende Studie keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit, sondern stellt eine Auswahl dar, anhand der die unterschiedlichen Facetten des Motivs aufgezeigt und der sich motivgeschichtlich vollzogene Wandel durch das Herstellen intertextueller Bezüge sowie im Hinblick auf rezeptions-, wirkungs- und funktionsgeschichtliche Aspekte möglichst umfassend abgebildet wurden.

Die Arbeit hat damit einen grundlegenden Beitrag zur literarhistorischen Einordnung geleistet und ein tragfähiges Fundament geschaffen, auf das im Rahmen vertiefender literaturwissenschaftlicher Studien aufgebaut werden kann. So lässt sich der Untersuchungskontext auf Basis der erarbeiteten Erkenntnisse ohne Weiteres ins

---

<sup>1440</sup> Aufmuth 1988. S. 221.

20. Jahrhundert hinein und damit auf bedeutsame Texte wie Thomas Manns Roman *Der Zauberberg* ausweiten, in dem sich der Protagonist Hans Castorp freiwillig in ein Sanatorium im Hochgebirge der Schweizer Alpen einweisen lässt. Auch eine Weiterarbeit auf komparatistischer Ebene erscheint lohnenswert, um etwa die mit dem Hinweis auf Petrarca, Rousseau oder Lord Byron nur angedeuteten Verbindungslinien aufzugreifen und weiter auszuziehen.

Der gerade im Zuge der Grundlagenkapitel vollzogene Rückbezug auf menschengeschichtlich bedeutsame Entwicklungen hat darüber hinaus eindrücklich dargelegt, dass es sich bei dem Motiv des Blicks vom Gipfel auf die Welt um einen überaus komplexen Gegenstandsbereich handelt, dessen erkenntnistheoretischer Kern sich einer klaren disziplinären Zuordnung weitgehend entzieht und der zahlreiche Anschlussmöglichkeiten an Praxisfelder über den philologischen Rahmen hinausgehender Disziplinen bietet, vorwiegend der Psychologie, Soziologie und Kulturwissenschaft.

Es wäre daher wünschenswert, die Beschäftigung mit dem Sujet nicht nur auf literaturwissenschaftlicher Ebene weiter voranzutreiben, sondern eine die Grenzen der Disziplinen aufsprengende Herangehensweise ebenfalls ins Auge zu fassen. Die vorliegende Studie jedenfalls hat die Räume für eine solche interdisziplinäre Weiterarbeit eröffnet und versteht sich als ein erster Schritt auf dem Wege der Auseinandersetzung mit diesem bedeutsamen „Phänomen des Menschengestes“, dem hoffentlich noch weitere folgen werden.

# Bibliografie

## Quellen

- ARNDT, ERNST MORITZ: *Reise durch Schweden im Jahre 1804*. Berlin: Lange 1806.
- BERZELIUS, J. JACOB: *Lehrbuch der Chemie*. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. Wöhler. Dritter Band. Erste Abtheilung. Dresden: Arnoldische Buchhandlung 1827.
- Briefe, die neueste Litteratur betreffend*. Von Friedrich Nicolai, Gotthold Ephraim Lessing, Moses Mendelssohn [u.a.]. Geschrieben in den Jahren 1759 bis 1763. Vier und zwanzig Theile nebst doppelten Registern. Zehnter Theil. Berlin: Nicolai 1763.
- BÜCHNER, GEORG: *Nachgelassene Schriften*. Hrsg. von Ludwig Büchner. Frankfurt am Main: J. D. Sauerländer 1850 [zitiert als *Nachgelassen Schriften*].
- Ders.: *Werke und Briefe*. Hrsg. von Karl Pörnbacher, Gerharb Schaub, Hans-Joachim Simm und Edda Ziegler. 6. Auflage. München: dtv 1997 [zitiert als Münchner Ausgabe].
- COX, JOSEPH MASON: *Praktische Bemerkungen über Geisteszerrüttungen. Mit Beilagen über die Ausstellung von Zeugnissen und Gutachten in Fällen von Wahnsinn*. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen. Nebst einem Anhang über die Organisation von Versorgungsanstalten für unheilbar Irrende vom Professor Reil. Halle: Rengersche Buchhandlung 1811.
- DENNIS, JOHN: *The Critical Works*. 2 Bde. Hrsg. von Edward Niles Hooker. Baltimore: The Johns Hopkins Press 1939–1943.
- ECKERMANN, JOHANN PETER: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823–1832*. 2. Bde. Leipzig: Brockhaus 1836.
- ECKERMANN, JOHANN PETER: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823–1832. Erster Theil. Zweyte, mit einem Register versehene Ausgabe*. Leipzig: Brockhaus 1837.

- Europa. Eine Zeitschrift.* Hrsg. von Friedrich Schlegel. Erster Band. Frankfurt am Main: Friedrich Wilmans 1803.
- GESNER, CONRAD: *Libellus de lacte, et operibus lactariis, philologus pariter ac medicus (Büchlein von der Milch und den Milchprodukten, zugleich philologisch und medizinisch).* Zürich 1541.
- Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen.* Zusammengestellt von Wilhelm Bode. 3 Bde. Neu herausgegeben von Regine Otto und Paul-Gerhard Wenzlaff. 2. Aufl. Berlin und Weimar: Aufbau 1982.
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON: *Briefe auf einer Reise nach dem Gotthardt.* In: *Die Horen* 8/1796. S. 29–94.
- Ders.: *Goethes Werke. Weimarer Ausgabe.* Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar: Böhlau 1887–1919. Ndr. München: dtv 1987 [zitiert als WA].
- Ders.: *Werke. Hamburger Ausgabe.* Hrsg. von Erich Trunz. München: dtv 2000 [zitiert als HA].
- Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherr von Biedermann.* In fünf Bänden. Ergänzt und herausgegeben von Wolfgang Herwig. Zürich u.a.: Artemis 1965–1987.
- GRUNER, GOTTLIEB SIEGMUND: *Die Eisgebirge des Schweizer Landes: beschrieben von Gottlieb Sigmund Gruner; Fürsprech vor den Zweyhundertten des Freystaates Bern. Zweyter Theil.* Bern: Verlag der neuen Buchhandlung (Abraham Wagner) 1760.
- HEBEL, JOHANN PETER: *Unverhofftes Wiedersehen.* In: Ders.: *Gesammelte Werke in zwei Bänden.* Erster Band: Gedichte und Erzählungen. Hrsg. und eingeleitet von Eberhard Meckel. Berlin: Aufbau 1958. S. 549–552.
- HEGEL, GEORG WILHELM FRIEDRICH: *Ästhetik.* Nach der zweiten Ausgabe Heinrich Gustav Hothos (1842) redigiert und mit einem ausführlichen Register versehen von Friedrich Bassenge. 2., durchgesehene Auflage. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag 1965.
- HEINE, HEINRICH: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke.* 16. Bde. In Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut herausgegeben von Manfred Windfuhr. Hamburg: Hoffmann und Campe 1973–1997 [zitiert als DHA].
- Ders.: *Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse. Säkularausgabe.* Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar

und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Berlin [u.a.]: Akademie-Verlag seit 1970. [zitiert als HSA].

HERDER, JOHANN GOTTFRIED: *Werke in zehn Bänden*. Bd. 9/2. Hrsg. von Rainer Wisbert unter Mitarbeit von Klaus Pradel. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1997.

HOFFMANN, E.T.A.: *Sämtliche Werke in sechs Bänden*. Hrsg. von Hartmut Steinecke und Wulf Segebrecht unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen, Friedhelm Auhuber, Hartmut Mangold und Ursula Segebrecht. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1985–2004 [zitiert als *Sämtliche Werke*].

HUMBOLDT, ALEXANDER VON: *Ansichten der Natur, mit wissenschaftlichen Erläuterungen*. Erster Band. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen: Cotta 1849.

Ders.: *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*. Erster Band. Stuttgart und Augsburg: Cotta 1845.

JEAN PAUL: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*. Hrsg. von der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Verbindung mit der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und Pflege des Deutschtums (Deutsche Akademie) und der Jean-Paul-Gesellschaft. Weimar: Böhlau / Berlin: Akademie-Verlag (seit 1927).

KANT, IMMANUEL: *Werkausgabe in 12 Bänden*. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Bd. 2: *Vorkritische Schriften bis 1768*. 2.–7. Auflage 1991; Bd. 10: *Kritik der Urteilskraft*. 12. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992).

LENZ, JAKOB MICHAEL REINHOLD: *Werke und Briefe in drei Bänden*. Hrsg. von Sigrid Damm. München/Weimar: Hanser 1987.

LESSING, GOTTHOLD EPHRAIM: *Werke und Briefe in zwölf Bänden*. Hrsg. von Wilfried Barner zusammen mit Klaus Bohnen, Gunter E. Grimm, Helmut Kiesel, Arno Schilson, Jürgen Stenzel und Conrad Wiedemann. Bd. 11/1: *Briefe von und an Lessing 1743–1770*. Hrsg. von Helmut Kiesel unter Mitwirkung von Georg Braungart und Klaus Fischer. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1987.

LORD BYRON: *Briefe und Tagebücher*. Neu herausgegeben von Leslie A. Marchand. Aus dem Englischen von Tommy Jacobsen. Frankfurt am Main: Fischer 1985.

MÜLLER, KANZLER [FRIEDRICH] VON: *Unterhaltungen mit Goethe*. Kritische Ausgabe besorgt von Ernst Grumach. Weimar: Böhlau 1956.

- MÜLLER, JOHANNES: *Handbuch der Physiologie des Menschen für Vorlesungen*. Bd. 1. Dritte verbesserte Auflage. Coblenz: Holscher 1838.
- NOVALIS: *Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs*. Hrsg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel. Bd. 1: *Das dichterische Werk*. Dritte, nach den Handschriften erg., erw. und verb. Auflage. Hrsg. von Paul Kluckhohn und Richard Samuel unter Mitarbeit von Heinz Ritter und Gerhard Schulz. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1977; Bd. 2: *Das philosophische Werk I*. Zweite, nach den Handschriften erg., erw. und verb. Auflage. Hrsg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. Stuttgart: Kohlhammer 1965.
- PETRARCA: *Dichtungen, Briefe, Schriften*. Hrsg. von Hanns W. Eppelsheimer. Frankfurt am Main: Insel 1980.
- REIL, JOHANN CHRISTIAN: *Rhapsodien über die Anwendung psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen*. Halle: Curtsche Buchhandlung 1803.
- ROUSSEAU, JEAN-JACQUES: *Julie oder Die neue Héloïse. Briefe zweier Liebenden aus einer kleinen Stadt am Fuße der Alpen*. 3. Auflage. München: Artemis & Winkler 2003.
- ROUSSEAU, JEAN-JACQUES: *Träumereien des einsamen Spaziergängers*. In: Ders.: *Schriften*. Bd. 2. Hrsg. von Henning Ritter. München, Wien: Hanser 1978. S. 637–760.
- SCHELLING, FRIEDRICH WILHELM JOSEPH: *Schellings Werke*. Nach der Originalausgabe in neuer Anordnung herausgegeben von Manfred Schröter. Dritter Ergänzungsband. Zur Philosophie der Kunst. 1803–1817. München: Beck [u.a.] 1959.
- SCHILLER, FRIEDRICH: *Werke. Nationalausgabe*. Begründet von Julius Petersen. Hrsg. von Norbert Oellers [u.a.]. 42. Bde. Weimar: Böhlau 1943–2006 [zitiert als NA].
- SCHLEGEL, FRIEDRICH: *Kritische Ausgabe seiner Werke*. Hrsg. von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner. 35 Bde. Paderborn: Schöningh 1958–2009 [zitiert als KA].
- SCHUBERT, GOTTHILF HEINRICH: *Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft*. Vierte großentheils umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig: Arnoldische Buchhandlung 1840.
- Ders.: *Die Symbolik des Traumes*. 4. Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Friedrich Heinrich Ranke. Leipzig: Brockhaus 1862.
- The novels and selected works of Mary Shelley*. Hrsg. von Nora Crook. Bd. 1: *Frankenstein, or The modern Prometheus*. London: Pickering 1996.

- TIECK, LUDWIG: *Franz Sternbalds Wanderungen. Eine altdeutsche Geschichte*. In: Ders.: *Schriften*. Sechzehnter Band. Berlin: Reimer 1843 (unveränderter photomechanischer Nachdruck).
- Ders.: *Der Runenberg*. In: Ders.: *Schriften in zwölf Bänden*. Hrsg. von Manfred Frank, Paul Gerhard Klussmann, Ernst Ribbat, Uwe Schweikert und Wulf Segebrecht. Band 6: *Phantasia*. Hrsg. von Manfred Frank. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag 1985. S. 184–209 [zitiert als *Schriften*].
- WACKENRODER, WILHELM HEINRICH: *Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe*. 2. Bände. Hrsg. von Silvio Vietta und Richard Littlejohns. Heidelberg: Winter 1991 [zitiert als SWB].
- ZIMMERMANN, JOHANN GEORG (Königlich Großbritannischer Leibmedicus in Hannover): *Von der Einsamkeit*. Leipzig: Weidmanns Erben und Reich 1773.

## Forschungsliteratur

- ALBERTSEN, LEIF LUDWIG: *Das Lebrgedicht. Eine Geschichte der antikisierenden Sachepik in der neueren deutschen Literatur mit einem unbekanntem Gedicht Albrecht von Hallers*. Aarhus: Akademisk Boghandel 1967.
- Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für alle gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.) In zwölf Bänden*. Neunter Band. Siebente Originalauflage. Leipzig: Brockhaus 1827.
- ALTENHOFER, NORBERT: *Chiffre, Hieroglyphe. Vorformen tiefenhermeneutischer und intertextueller Interpretation im Werk Heines*. In: *Heinrich Heine. Ästhetisch-politische Profile*. Hrsg. von Gerhard Höhn. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991. S. 116–135.
- DERS.: *Die verlorene Augensprache. Über Heinrich Heine*. Hrsg. von Volker Bohn. Frankfurt am Main: Insel 1993.
- ALTHAUS, HANS-JOACHIM: *Bürgerliche Wanderlust. Anmerkungen zur Entstehung eines Kultur- und Bewegungsmusters*. In: *Wanderzwang – Wanderlust*. Hrsg. von Wolfgang Albrecht und Hans-Joachim Kertscher. Tübingen: Niemeyer 1999 (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 11). S. 25–43.

- ANGLADE, RENÉ: *Heinrich Heine: Von der französischen „Spezialrevolution“ zur deutschen „Universalrevolution“*. In: Heine-Jahrbuch 38 (1999). S. 46–73.
- ARENDE, DIETER: *Der ‚poetische Nihilismus‘ in der Romantik. Studien zum Verhältnis von Dichtung und Wirklichkeit in der Frühromantik*. Bd. I. Tübingen: Niemeyer 1972.
- Ders.: *Fausts Gipfelblick ins „ewig Leere“ der mephistophelischen Welt*. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 57 (2007). Heft 3. S. 319–332 [zitiert als 2007a].
- Ders.: *Heinrich Heine „Denk ich an Deutschland in der Nacht“ oder: Zwischen Patriotismus und Kosmopolitismus*. In: Orbis Litterarum 52 (1997). S. 301–328 [zitiert als 1997a].
- Ders.: *Heinrich Heine: „Französische Maler“ oder: Signaturen der Zukunft*. In: Kritische Berichte 4 (1997). S. 39–51 [zitiert als 1997b].
- Ders.: *Heinrich Heines poetische Vision von Europa*. In: Études Germaniques 59 (2004). S. 63–86.
- Ders.: *Homunculus – Der Geist „in der Flasche“ oder: ein mephistophelisches Märchen*. In: *Literatur und Geschichte. Festschrift für Erwin Leibfried*. Hrsg. von Sascha Feuchert, Joanna Jablkowska und Jörg Riecke. Frankfurt am Main: Lang 2007 (= Gießener Arbeiten zur Neueren Deutschen Literatur und Literaturwissenschaft 28). S. 261–270 [zitiert als 2007b].
- Ders.: *Märchen-Novellen oder: Das Ende der romantischen Märchen-Träume*. Tübingen: Francke 2012.
- Arkadische Kulturlandschaft und Gartenkunst. Eine Tour d’Horizon*. Hrsg. von Richard Faber und Christine Holste. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010.
- AUEROCHS, BERND: *Das Bedürfnis der Sinnlichkeit. Möglichkeiten funktionaler Äquivalenz von Religion und Poesie im 18. Jahrhundert*. In: *Kunstreligion*. Bd. 1: *Der Ursprung des Konzepts um 1800*. Hrsg. von Albert Meier, Alessandro Costazza und Gérard Laudin. Berlin/New York: de Gruyter 2011. S. 29–44.
- AUFMUTH, ULRICH: *Zur Psychologie des Bergsteigens*. Frankfurt am Main: Fischer 1988.
- Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘*. Hrsg. von Werner Keller. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992.
- BARKHOFF, JÜRGEN: *Romantische Naturphilosophie*. In: *E. T. A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Detlef Kremer. Berlin: de Gruyter 2009. S. 71–75.

- BECH, FRANÇOIS: *Literatur und Wissenschaft. „Streitobjekt“ Heine*. In: *Sprache im technischen Zeitalter* (1979). Heft 68. S. 290–301.
- BEGEMANN, CHRISTIAN: *Furcht und Angst im Prozeß der Aufklärung. Zu Literatur und Bewußtseinsgeschichte des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Athenäum 1987.
- BELLER, MANFRED: *Von der Stoffgeschichte zur Thematologie. Ein Beitrag zur komparatistischen Methodenlehre*. In: *Arcadia* 5/1 (1970). S. 1–38.
- BENDA, GISELA: *Heines Deutschlandkritik aus französischer Sicht*. In: *Heine-Jahrbuch* 21 (1982). S. 9–30.
- BERSIER, GABRIELLE: *Reise als Umrahmung der Utopie. Einige Überlegungen zum utopischen Reiseroman bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts*. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. 292–301.
- BETZ, ALBRECHT: *Portrait Heines*. In: *Vormärz: Biedermeier, Junges Deutschland, Demokraten. 1815–1848*. Hrsg. von Bernd Witte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1980 (= Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte 6). S. 301–309.
- BIERWIRTH, SABINE: *Heines Dichterbilder. Stationen seines ästhetischen Selbstverständnisses*. Stuttgart, Weimar: Metzler 1995.
- BINDER, WOLFGANG: *Das Ungeheure und das Geordnete. Die Schweiz in Goethes Werk*. Zürich/München: Artemis 1979.
- BISANZ, ADAM JOHN: *Zwischen Stoffgeschichte und Thematologie. Betrachtungen zu einem literaturtheoretischen Dilemma*. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literatur und Geistesgeschichte* 47 (1973). S. 148–166.
- BLUMENBERG, HANS: *Die Legitimität der Neuzeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1966.
- BÖHME, HARTMUT: *Das Steinerne. Anmerkungen zur Theorie des Erhabenen aus dem Blick des „Menschenfremdesten“*. In: *Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn*. Hrsg. von Christine Pries. Weinheim: VCH, Acta Humaniora 1989. S. 119–141.
- BOERNER, PETER: *Man reist ja nicht, um anzukommen, oder: Goethe als Reisender und Bleibender*. In: *Europäische Reisen im Zeitalter der Aufklärung*. Hrsg. von Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1992 (= Neue Bremer Beiträge 7). S. 86–92.
- BÖSCH, ROBERT: *Bergsteigen. Verlockung des Ungewissen*. Würzburg: Stürtz 1991.

- BOHRER, KARL HEINZ: *Plötzlichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981.
- BORGARDS, ROLAND: *Poetik des Schmerzes. Physiologie und Literatur von Brockes bis Büchner*. München: Fink 2007.
- BOURKE, EOIN: „Wir wollen die große europäische Gesellschaft schildern nach allen ihren Beziehungen, treu und wahr“. *Die Zeitschrift „Europa“ von 1835 bis 1848*. In: *Deutschland und der europäische Zeitgeist. Kosmopolitische Dimensionen in der Literatur des Vormärz*. Hrsg. von Martina Lauster. Bielefeld: Aisthesis 1994. S. 27–43.
- BOYLE, NICHOLAS: *Goethe: der Dichter in seiner Zeit I. 1749–1790*. Aus dem Englischen übersetzt von Holger Fliessbach. Dritte, unver. Auflage. München: Beck 2000.
- BRADY, EMILY: *The Sublime in Modern Philosophy. Aesthetics, Ethics, and Nature*. New York: Cambridge University Press 2013.
- BRENNER, PETER J.: *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*. Tübingen: Niemeyer 1990 (= Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 2).
- Ders.: *Die Erfahrung der Fremde. Zur Entwicklung einer Wahrnehmungsform in der Geschichte des Reiseberichts*. In: *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Peter J. Brenner. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. S. 14–49.
- Ders.: *Von der Bewegung zur Beharrung. Goethes Reisen in Deutschland, Frankreich und der Schweiz*. In: *Goethe-Jahrbuch 120 (2003)*. S. 167–181.
- Briefwechsel zwischen J. Berzelius und F. Wöhler*. Hrsg. von Otto Wallach. Bd. 1. Leipzig: Engelmann 1901.
- BRIEGLEB, KLAUS: *Opfer Heine? Versuche über Schriftzüge der Revolution*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986.
- Ders.: *Schriftstellernöte und literarische Produktivität. Zum Exempel Heinrich Heine*. In: *Neue Ansichten einer künftigen Germanistik*. Hrsg. von Jürgen Kolbe. München: Hanser 1973. S. 121–159.
- BRÖCKMANN, PAUL: *Anfänge der Naturhyrik bei Brockes, Haller und Günther*. In: *Literatur und Geistesgeschichte. Festgabe für Heinz Otto Burger*. Hrsg. v. Reinhold Grimm und Conrad Wiedemann. Berlin: Erich Schmidt 1968. S. 110–126.
- BROWN, JANE K.: *Faust als Revolutionär: Goethe zwischen Rousseau und Hannah Arendt*. In: *Goethe-Jahrbuch 126 (2009)*. S. 79–89.

- BUCK, THEO: „*Der Poet, der sich vollendet*“. *Goethes Lehr- und Wanderjahre*. Köln: Böhlau 2008.
- BÜRGI, ANDREAS: *Weltvermesser. Die Wandlungen des Reiseberichts in der Spätaufklärung*. Bonn: Bouvier 1989 (= Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 386).
- BÜTTNER, NILS: *Die Erfindung der Landschaft. Kosmographie und Landschaftskunst im Zeitalter Bruegels*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000.
- BURCKHARDT, JACOB: *Die Kultur der Renaissance in Italien*. Berlin: Verlag von Th. Knauer Nachf. 1928.
- CONRADS, NORBERT: *Politische und staatsrechtliche Probleme der Kavalierstour*. In: *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung* (Vorträge gehalten anlässlich des 9. Wolfenbütteler Symposions vom 22. bis 25. Juni 1981 in der Herzog August Bibliothek). Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 1982 (= Wolfenbütteler Forschungen 21). S. 45–64.
- DAEMMRICH, HORST S. UND INGRID: *Themen und Motive in der Literatur. Ein Handbuch*. Tübingen: Francke 1987.
- Dies.: *Wiederholte Spiegelungen. Themen und Motive in der Literatur*. Bern und München: Francke 1978.
- DAMM, SIGRID: *Goethes letzte Reise*. Frankfurt am Main: Insel 2007.
- Dies.: *Vögel, die verkünden Land. Das Leben des Jakob Michael Reinhold Lenz*. Frankfurt am Main: Insel 1989.
- DARWIN, CHARLES: *The Origin of Species*. New York: Cosimo 2010 (= The Five Foot Shelf of Classics XI).
- DENECKE, ROLF: *Goethes Harzreisen*. Hildesheim: Lax 1980.
- DENNERT, FRIEDRICH: *Faust auf dem Brocken. Zur Quellengeschichte der Szene*. In: *Goethe-Jahrbuch* 13 (1951). S. 259–261.
- DE RIDDER-SYMOENS, HILDE: *Die Kavalierstour im 16. und 17. Jahrhundert*. In: *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Peter J. Brenner. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. S. 197–223.

- DETERDING, KLAUS: *Hoffmanns Erzählungen. Eine Einführung in das Werk E.T.A. Hoffmanns*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007.
- Ders.: *Hoffmanns Poetischer Kosmos. E.T.A. Hoffmanns Dichtung und Weltbild*. Bd. 4. Würzburg: Königshausen & Neumann 2004.
- DETHLEFSEN, DIRK: *Die ‚unstäte Angst‘. Der Reisende und sein Dämon in Heines „Deutschland. Ein Wintermärchen“*. In: Heine-Jahrbuch 28 (1989). S. 211–221.
- Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789*. Hrsg. von Rolf Grimmeringer. München: Hanser 1980 (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 3).
- Deutsche Dichter*. Bd. 3. Stuttgart: Reclam 1988.
- Deutsche Dichter der Romantik. Ihr Leben und Werke*. Hrsg. von Benno von Wiese. Zweite, überarbeitete und vermehrte Auflage. Berlin: Erich Schmidt 1983.
- Deutsches Bürgertum und literarische Intelligenz 1750–1800*. Hrsg. von Bernd Lutz. Stuttgart: Metzler 1974 (= Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften 3).
- Deutschland und der europäische Zeitgeist. Kosmopolitische Dimensionen in der Literatur des Vormärz*. Hrsg. von Martina Lauster. Bielefeld: Aisthesis 1994.
- DIENER, GOTTFRIED: *Faust's Weg zu Helena*. Stuttgart: Klett 1961.
- Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen*. Hrsg. von Hans Robert Jauß. München: Fink 1968.
- Dichter und ihre Nation*. Hrsg. von Helmut Scheuer. Frankfurt am Main 1993.
- DORMANN, HELGA: *Die Kunst des inneren Sinns. Mythisierung der inneren und äußeren Natur im Werk Karoline von Günderrodes*. Würzburg: Königshausen und Neumann 2004.
- DRUX, RUDOLF: *Frankenstein oder der Mythos vom künstlichen Menschen und seinem Schöpfer*. In: *Der Frankenstein-Komplex. Kulturgeschichtliche Aspekte des Traums vom künstlichen Menschen*. Hrsg. von Rudolf Drux. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999. S. 26–47.
- Ders.: *Homunculus oder Leben aus der Retorte: Zur Kulturgeschichte eines literarischen Motivs seit Goethe*. In: *Tales from the Laboratory. Or, Homunculus Revisited*. Hrsg. von Rüdiger Görner. München: Iudicium 2005. S. 91–104.
- Ders.: *Männerträume, Frauenkörper, Textmaschinen. Zur Geschichte eines Motiwkomplexes*. In: *Textmaschinenkörper. Genderorientierte Lektüren des Androiden*. Hrsg. von Eva

- Kormann, Anke Gilleir und Angelika Schlimmer. Amsterdam/New York: Rodopi 2006 (= Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 59). S. 21–34.
- DURZAK, MANFRED: *Lenz' Der Hofmeister oder Die Selbstkasteiung des bürgerlichen Intellektuellen. Lenz' Stück im Kontext des bürgerlichen Trauerspiels*. In: Jakob Michael Reinhold Lenz. *Studien zum Gesamtwerk*. Hrsg. von David Hill. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994. S. 110–119.
- EBERLE, MATTHIAS: *Individuum und Landschaft. Zur Entstehung und Entwicklung der Landschaftsmalerei*. Gießen: Anabas-Verlag 1980 (= Kunstwissenschaftliche Untersuchungen des Ulmer Vereins, Verband für Kunst- und Kulturwissenschaften 8).
- Einsamkeit. Archäologie der literarischen Kommunikation VI*. Hrsg. von Aleida Assmann und Jan Assmann. München: Fink 2000.
- ELIADE, MIRCEA: *Das Heilige und das Profane. Vom Wesen des Religiösen*. Hamburg: Rowohlt 1957.
- Ders.: *Kosmos und Geschichte. Der Mythos der ewigen Wiederkehr*. Hamburg: Rowohlt 1966.
- ELKAR, RAINER S.: *Auf der Walz – Handwerkerreisen*. In: *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*. Hrsg. von Hermann Bausinger, Klaus Beyrer und Gottfried Korff. München: Beck 1991. S. 57–61.
- Ders.: *Reisen bildet*. In: *Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforschung*. Hrsg. von Boris I. Krasnobaev und Wolfgang Kessler. Berlin: Camen 1980 (= Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa 6). S. 51–82.
- Ergebnisse und Perspektiven der literaturwissenschaftlichen Motiv- und Themenforschung. Bericht über Kolloquien der Kommission für literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung 1998–2000*. Hrsg. von Theodor Wolpers. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002 (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-Historische Klasse. Folge 3. Bd. 249).
- ENGELHARDT, WOLF VON: *Goethes Harzreise im Winter 1777*. In: *Goethe-Jahrbuch* 104 (1987). S. 192–211.
- ENZENSBERGER, CHRISTIAN: *Literatur und Interesse. Eine politische Ästhetik*. 2 Bde. München: Hanser 1977.

- Das Erhabene in Wissenschaft und Kunst. Über Vernunft und Einbildungskraft.* Hrsg. von Roald Hoffmann und Iain Boyd Whyte. Aus dem Englischen von Friedrich Griese unter Mitarbeit von Trixi Bücken. Berlin: Suhrkamp 2010.
- Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn.* Hrsg. von Christine Pries. Weinheim: VCH, Acta Humaniora 1989.
- ERHART, WALTER: *Verbotene Bilder? Das Erhabene, das Schöne und die moderne Literatur.* In: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 41 (1997). S. 79–106.
- ERNE, PAUL THOMAS: *Lebenskunst. Aneignung ästhetischer Erfahrung. Ein theologischer Beitrag zur Ästhetik im Anschluß an Kierkegaard.* Kampen (Niederlande): Pharos 1994.
- Das Erschreiben der Berge. Die Alpen in der deutschsprachigen Literatur.* Hrsg. von Johann Georg Lughofer. Innsbruck: Innsbruck University Press 2014 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe. Bd. 81).
- E. T. A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung.* Hrsg. von Detlef Kremer. Berlin: de Gruyter 2009.
- Europa. Analysen und Visionen der Romantiker.* Hrsg. von Paul Michael Lützeler. Frankfurt am Main: Insel 1982.
- Europäische Reisen im Zeitalter der Aufklärung.* Hrsg. von Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1992 (= Neue Bremer Beiträge 7).
- Europa-Handbuch.* Hrsg. von Werner Weidenfeld. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2002 (= Schriftenreihe Band 373).
- Europareisen politisch-sozialer Eliten im 18. Jahrhundert. Theoretische Neuorientierung – kommunikative Praxis – Kultur- und Wissenstransfer.* Hrsg. von Joachim Rees, Winfried Siebers und Hilmar Tilgner. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2002 (= Aufklärung und Europa 6).
- EVERS, DIRK: *Das Verhältnis von physikalischer und theologischer Kosmologie als Thema des Dialogs zwischen Theologie und Naturwissenschaft.* In: *Theologie und Kosmologie.* Hrsg. von Jürgen Hübner, Ion-Olimpiu Stamatescu und Dieter Weber. Tübingen: Mohr Siebeck 2004. S. 43–58.
- FAESSLER, PETER: *Reiseziel Schweiz – Freiheit zwischen Idylle und „großer“ Natur.* In: *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus.* Hrsg. von Hermann Bausinger, Klaus Beyrer und Gottfried Korff. München: Beck 1991. S. 243–248.

- FAUSER, YVONNE: *Die Vorwegnahme der medizinischen Erkenntnis von manisch-depressiven Störungen in der Literatur – dargestellt an Büchners Lenz und Leonce und Lena*. In: Georg-Büchner-Jahrbuch 11 (2005–2008). S. 63–80.
- FELFE, ROBERT: *Naturgeschichte als kunstvolle Synthese. Physikotheologie und Bildpraxis bei Johann Jakob Scheuchzer*. Berlin: Akademie Verlag 2003.
- FERNER, JÜRGEN: *Versöhnung und Progression. Zum geschichtsphilosophischen Denken Heinrich Heines*. Bielefeld: Aisthesis 1994.
- Festschrift für Herbert Kolb zu seinem 65. Geburtstag*. Unter Mitarbeit von Barbara Haupt und Hilbert Weddige herausgegeben von Klaus Matzel und Hans-Gert Roloff. Bern u.a.: Peter Lang 1989.
- FIEBRICH, PEGGY: *Gefährten im Unglück. Die Protagonisten narrativer Texte von E.T.A. Hoffmann sowie von Novalis, Goethe und Kleist*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007.
- FINGERHUT, KARL-HEINZ: *Heinrich Heine – der Satiriker. Eine Darstellung mit Texten und Erläuterungen*. Illustrationen von Hermann Burkhardt. Stuttgart: Metzler 1991 (= Ludwigsburger Hochschulschriften 13).
- Ders.: *Standortbestimmungen. Vier Untersuchungen zu Heinrich Heine*. Heidenheim: Heidenheimer Verlagsanstalt 1971.
- FISCHER, LUDWIG: *Das Erhabene und die ‚feinen Unterschiede‘. Zur Dialektik in den sozio-kulturellen Funktionen von ästhetischen Deutungen der Landschaft*. In: *Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. 32. Kongress der deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27.9. bis 1.10.1999*. Hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich, Annette Schneider, Ute Werner. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann 2001. S. 347–356.
- FISCHER, PAUL: *Goethe-Wortschatz. Ein sprachgeschichtliches Wörterbuch zu Goethes sämtlichen Werken*. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1929. Leipzig: Zentralantiquariat der Deutschen Demokratischen Republik 1968.
- FLACH, WERNER: *Landschaft. Die Fundamente der Landschaftsvorstellung*. In: *Landschaft*. Hrsg. von Manfred Smuda. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986. S. 11–28.
- Frank, Michael C.: *Kulturelle Einflussangst. Inszenierungen der Grenze in der Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts*. Bielefeld: transcript 2006.

- Der Frankenstein-Komplex. Kulturgeschichtliche Aspekte des Traums vom künstlichen Menschen.* Hrsg. von Rudolf Drux. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999.
- Fremderfahrung in Texten des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit.* Hrsg. von Günter Berger und Stephan Kohl. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 1993.
- FRENZEL, ELISABETH: *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte.* 6., überarbeitete und ergänzte Auflage. Stuttgart: Körner 2008.
- FRIEDLÄNDER, LUDWIG: *Über die Entstehung und Entwicklung des Gefühls für das Romantische in der Natur.* Leipzig: Hirzel 1873.
- FRY, HAROLD P.: *Physics, Classics, and the Bible. Elements of the Secular and the Sacred in Barthold Heinrich Brockes' Irdisches Vergnügen in Gott, 1721.* New York: Lang 1990.
- FUCHS, ALBERT: *Goethe und das Elsass.* Hamburg: Hans Christians Verlag 1973.
- Funktionen des Fiktiven.* Hrsg. von Dieter Henrich und Wolfgang Iser. München: Fink 1983.
- GÄRTNER, HANNELORE: *Kleines Lexikon der griechischen und römischen Mythologie.* Leipzig: Bibliographisches Institut 1989.
- GEIBLER, ROLF: *Heines Napoleon als Herausforderung unseres Denkens.* In: Heine-Jahrbuch 29 (1990). S. 92–110.
- Ders.: *Kulturvermittlung als Darstellungsproblem – Heines Romantische Schule.* In: *Grenzgänge: kulturelle Begegnungen zwischen Deutschland und Frankreich.* Hrsg. von Hans T. Siepe. Essen: Verlag Die blaue Eule 1988. S. 36–48.
- GELZER, THOMAS: *Das Fest der „Klassischen Walpurgisnacht“.* In: *Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘.* Hrsg. von Werner Keller. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992. S. 123–137.
- Georg Büchner.* Hrsg. von Wolfgang Martens. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1965 (= Wege der Forschung LIII). S. 178–196.
- Georg Büchner im interkulturellen Dialog. Vorträge des Kolloquiums vom 30.9.–1.10.1987 in der Universität Aalborg.* Hrsg. von Klaus Bohnen und Ernst-Ullrich Pinkert. München: Fink 1988 (= TEXT & KONTEXT. Sonderreihe. Bd. 25).
- GERNDT, HELGE: *Naturmythen. Traditionales Naturverständnis und modernes Umweltbewusstsein.* In: *Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt.* 32. Kongress

- der deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27.9. bis 1.10.1999.* Hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich, Annette Schneider, Ute Werner. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann 2001. S. 57–76.
- GESSE, SVEN: ‚*Genera mixta*‘. *Studien zur Poetik der Gattungsmischung zwischen Aufklärung und Klassik-Romantik.* Würzburg: Königshausen & Neumann 1997.
- GLASER, HORST ALBERT: *Drama des Sturm und Drang.* In: *Zwischen Absolutismus und Aufklärung: Rationalismus, Empfindsamkeit, Sturm und Drang. 1740–1786.* Hrsg. von Ralph-Rainer Wuthenow. 19.–20. Tausend. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1992 (= Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte 4). S. 299–322.
- GLATZ, EDITH: ‚*Wandern*‘ in *poetischen Texten.* Würzburg: Königshausen & Neumann 2011.
- GÖSSMANN, WILHELM: *Die Bedeutung der ästhetischen Erfahrung bei Heinrich Heine.* In: Heine-Jahrbuch 51 (2012). S. 131–136.
- Goethe. Eine psychoanalytische Studie 1775–1786.* Von Kurt R. Eissler. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Peter Fischer. In Verbindung mit Wolfram Mauser und Johannes Cremerius herausgegeben von Rüdiger Scholz. Bd. 1. Basel und Frankfurt am Main: Stroemfeld/Roter Stern 1983.
- Goethe-Gedichte. Zweiunddreißig Interpretationen.* Hrsg. von Gerhard Sauder. München, Wien: Hanser 1996.
- Goethe-Handbuch. Goethe, seine Welt und Zeit in Werk und Wirkung.* Zweite, vollkommen neugestaltete Auflage unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter. Hrsg. von Alfred Zastrau. Bd. 1. Stuttgart: Metzler 1961.
- Goethe und die Verzeitlichung der Natur.* Hrsg. von Peter Matussek. München: Beck 1998.
- GOLLWITZER, HEINZ: *Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts.* Zweite, neu bearbeitete Auflage. München: Beck 1964.
- GOMBRICH, ERNST H.: *Die Kunst der Renaissance I. Norm und Form.* Stuttgart: Clett Kotta 1985 (vor allem das Kapitel zur Kunsttheorie der Renaissance und der Entstehung der Landschaftsmalerei S. 140–157).
- GRIEP, WOLFGANG: *Deutschsprachige Reiseliteratur 1700 bis 1810. Ein Forschungsprojekt an der Universität Bremen.* In: Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland 1984. S. 45–48.

- Ders.: *Reiseliteratur im späten 18. Jahrhundert*. In: *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789*. Hrsg. von Rolf Grimminger. München: Hanser 1980 (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 3). S. 739–764.
- GROH, RUTH UND DIETER: *Von den schrecklichen zu den erhabenen Bergen. Zur Entstehung ästhetischer Naturerfahrung*. In: *Vom Wandel des neuzeitlichen Naturbegriffs*. Hrsg. von Heinz-Dieter Weber. Mit Beiträgen von Ulrich Gaier. Konstanz: Univ.-Verl. 1989. S. 53–96.
- Dies.: *Die Außenwelt der Innenwelt. Zur Kulturgeschichte der Natur 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996 [zitiert als 1996a].
- Dies.: *Weltbild und Naturaneignung. Zur Kulturgeschichte der Natur 1*. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1996 [zitiert als 1996b].
- Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie*. Hrsg. von Rolf W. Brednich. Dritte, überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Reimer 2001.
- GRUPP, PETER: *Faszination Berg. Die Geschichte des Alpinismus*. Köln: Böhlau 2008.
- GUTHKE, KARL S.: *Albrecht von Haller*. In: *Deutsche Dichter*. Bd. 3. Stuttgart: Reclam 1988. S. 69–79.
- GYR, UELI: *Geschichte des Tourismus: Strukturen auf dem Weg zur Moderne*. Mainz: Institut für Europäische Geschichte 2010 (= Europäische Geschichte Online [Elektronische Ressource]: [www.ieg-ego.eu/de/threads/europa-unterwegs/tourismus/ueli-gyr-geschichte-des-tourismus](http://www.ieg-ego.eu/de/threads/europa-unterwegs/tourismus/ueli-gyr-geschichte-des-tourismus), zuletzt abgerufen am 08.09.2015).
- Ders.: *Tourismus und Tourismusforschung*. In: *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der europäischen Ethnologie*. Hrsg. von Rolf W. Brednich. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin: Reimer 2001. S. 469–489.
- HAAS, J.: *Über die Anfänge der Naturschilderung im französischen Roman*. In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 26 (1904).
- HAAS, NORBERT: *Sehen und Beschreiben. Zu Goethes zweiter Schweizreise*. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. 1–13.
- HAAS, VOLKERT: *Die Geschichte der bethitischen Religion*. Leiden [u.a.]: Brill 1994 (= Handbuch der Orientalistik. Abt. 1/15).

- HACKL, WOLFGANG: *Die Alpen zwischen ‚locus amoenus‘ und literarischem Erinnerungsraum.* In: *Das Erschreiben der Berge. Die Alpen in der deutschsprachigen Literatur.* Hrsg. von Johann Georg Lughofer. Innsbruck: Innsbruck University Press 2014 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe. Bd. 81). S. 37–46.
- HÄDECKE, WOLFGANG: *Heinrich Heine. Eine Biographie.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1989.
- HÄFNER, RALPH: *Die Weisheit des Silen. Heinrich Heine und die Kritik des Lebens.* Berlin: de Gruyter 2006 (= spectrum Literaturwissenschaft 7).
- HAFERKORN, HANS J.: *Zur Entstehung der bürgerlich-literarischen Intelligenz und des Schriftstellers in Deutschland zwischen 1750 und 1800.* In: *Deutsches Bürgertum und literarische Intelligenz 1750–1800.* Hrsg. von Bernd Lutz. Stuttgart: Metzler 1974 (= Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften 3). S. 113–275.
- HAMANN, CHRISTOF/HONOLD, ALEXANDER: *Kilimandscharo. Die deutsche Geschichte eines afrikanischen Berges.* Berlin: Wagenbach 2011.
- HARBSMEIER, MICHAEL: *Reisebeschreibungen als mentalitätsgeschichtliche Quellen: Überlegungen zu einer historisch-anthropologischen Untersuchung frühneuzeitlicher deutscher Reisebeschreibungen.* In: *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung* (Vorträge gehalten anlässlich des 9. Wolfenbütteler Symposions vom 22. bis 25. Juni 1981 in der Herzog August Bibliothek). Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 1982 (= Wolfenbütteler Forschungen 21). S. 1–31.
- HARTL, CHARLOTTE: *Das Hochgebirge in der deutschen Dichtung.* Innsbruck: Universitätsverlag Wagner 1961.
- HAUSCHILD, JAN-CHRISTOPH/WERNER, MICHAEL: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst“. *Heinrich Heine. Eine Biographie.* Köln: Kiepenheuer & Witsch 1997.
- HAUSCHILD, JAN-CHRISTOPH: *Georg Büchner. Biographie.* Stuttgart/Weimar: Metzler 1993.
- Ders.: *Georg Büchner. Studien und neue Quellen zu Leben, Werk und Wirken. Mit zwei unbekanntem Büchner-Briefen.* Königstein: Athenäum 1985 (= Büchner-Studien 2).
- HAUSMANN, JOHANN FRIEDRICH LUDWIG: *Reise durch Skandinavien in den Jahren 1806 bis 1807.* 5 Bde. Göttingen: Johann Friedrich Römer 1811–1818.

- HECHT, WOLFGANG: *Goethe als Zeichner*. Hrsg. im Auftrage der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. München: Beck 1982.
- HEIMES, ALEXANDRA: *Die Bergwerke zu Falun*. In: *E. T. A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Detlef Kremer. Berlin: de Gruyter 2009. S. 276–286.
- Heine-Handbuch. Zeit, Person, Werk*. Hrsg. von Gerhard Höhn. Dritte, überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler 2004.
- Heinrich Heine. Ästhetisch-politische Profile*. Hrsg. von Gerhard Höhn. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991.
- Heinrich Heine. Ein Wegbereiter der Moderne*. Hrsg. von Paolo Chiarini und Walter Hinderer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009.
- Heinrich Heine. Epoche – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Jürgen Brummack. München: Beck 1980.
- Heinrich Heine. Neue Wege der Forschung*. Hrsg. von Christian Liedtke. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000.
- HENEL, HEINRICH: *Der Wanderer in der Not: Goethes ‚Wanderers Sturmlied‘ und ‚Harzreise im Winter‘*. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 47 (1973). S. 69–94.
- HENTSCHEL, UWE: *Mythos Schweiz. Zum deutschen literarischen Philhelvetismus zwischen 1700 und 1850*. Tübingen: Niemeyer 2002 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 90).
- Ders.: *Wegmarken. Studien zur Reiseliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main: Lang 2010 (= Studien zur Reiseliteratur- und Imagologieforschung 8)
- HERMAND, JOST: *Der ‚deutsche‘ Jude Heinrich Heine*. In: *Dichter und ihre Nation*. Hrsg. von Helmut Scheuer. Frankfurt am Main 1993. S. 257–273.
- Ders.: *Die touristische Erschließung und Nationalisierung des Harzes im 18. Jahrhundert*. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. 169–187.
- Ders.: *Mehr als ein Liberaler: über Heinrich Heine*. Frankfurt am Main u.a.: Lang 1991.

- HILDENBROCK, AGLAJA: *Das andere Ich. Künstlicher Mensch und Doppelgänger in der deutsch- und englischsprachigen Literatur*. Tübingen: Stauffenburg 1986 (= Stauffenburg Colloquium 3).
- HILLMANN, HEINZ: *Ludwig Tieck*. In: *Deutsche Dichter der Romantik. Ihr Leben und Werk*. Hrsg. von Benno von Wiese. 2., überarbeitete und vermehrte Auflage. Berlin: E. Schmidt 1983. S. 114–138.
- HINCK, WALTER: *Die Wunde Deutschland. Heinrich Heines Dichtung im Widerstreit von Nationalidee, Judentum und Antisemitismus*. Frankfurt am Main: Insel 1990.
- Ders.: *Heinrich Heines Deutschlandliebe*. In: „*Ich Narr des Glücks*“. *Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung*. Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997. S. 37–43.
- Ders.: „*Land der Rätsel und der Schmerzen*“. *Heinrich Heines Deutschlandbild*. In: *Heinrich Heine. Neue Wege der Forschung*. Hrsg. von Christian Liedtke. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2000. S. 181–197.
- HINDERER, WALTER: *Portrait Büchners*. In: *Vormärz: Biedermeier, Junges Deutschland, Demokraten. 1815–1848*. Hrsg. von Bernd Witte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1980 (= Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte 6). S. 310–321.
- Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hrsg. von Joachim Ritter. Basel: Schwabe 1971–2007.
- HÖHLE, THOMAS: *Möglichkeiten der Reisebeschreibung am Beispiel einiger ausgewählter Reisebücher über die Schweiz im 18. Jahrhundert*. In: *Sehen und Beschreiben. Europäische Reisen im frühen 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Wolfgang Griep. Heide: Boyens & Co 1991 (= Eutiner Forschungen 1). S. 107–114.
- HÖHN, GERHARD: *Heinrich Heine, ein Grenzgänger*. In: „... und die Welt ist so lieblich verworren“. *Heinrich Heines dialektisches Denken*. Hrsg. von Bernd Kortländer und Sikanter Singh. Bielefeld: Aisthesis 2004. S. 15–38.
- Ders.: *Kontrastästhetik. Heines Programm einer neuen Schreibart*. In: *Heinrich Heine. Ein Wegbereiter der Moderne*. Hrsg. von Paolo Chiarini und Walter Hinderer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. S. 43–66 [zitiert als 2009a].
- Ders.: „*Sauerkraut und Ambrosia*“. *Heines Kontrastästhetik*. In: *Heine-Jahrbuch 48 (2009)*. S. 1–27 [zitiert als 2009b].

- HÖLSCHER-LOHMEYER, DOROTHEA: *Auf dem Hochgebirg. „Faust“ II – Die erste Szene des vierten Aktes*. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 25 (1981). S. 249–284.
- Dies.: *Natur und Gedächtnis. Reflexionen über die Klassische Walpurgisnacht*. In: *Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘*. Hrsg. von Werner Keller. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992. S. 93–122.
- HOFFMANN, TORSTEN: *Konfigurationen des Erhabenen. Zur Produktivität einer ästhetischen Kategorie in der Literatur des ausgehenden 20. Jahrhunderts*. Berlin: de Gruyter 2006.
- Hoffnung Europa. Deutsche Essays von Novalis bis Enzensberger*. Hrsg. von Paul Michael Lützeler. Frankfurt am Main: Fischer 1994.
- HOFSTÄETTER, ULLA: *„Das verschimmelte Philisterland“*. *Philisterkritik bei Brentano, Eichendorff und Heine*. In: *Romantik im Vormärz*. Hrsg. von Burghard Dedner und Ulla Hofstaetter. Marburg: Hitzeroth 1992 (= Marburger Studien zur Literaturwissenschaft 4). S. 107–127.
- HOHENDAHL, PETER UWE: *Heinrich Heine: Ein europäischer Schriftsteller und Intellektueller*. Berlin: Erich Schmidt 2008.
- Ders.: *Schwelle und Übergang. Heinrich Heines Position in der modernen europäischen Literatur*. In: *Heinrich Heine. Ein Wegbereiter der Moderne*. Hrsg. von Paolo Chiarini und Walter Hinderer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. S. 17–31.
- HOLUB, ROBERT C.: *Deutscher Dichter jüdischer Herkunft*. In: *„Ich Narr des Glückes“*. *Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung*. Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997. S. 44–50.
- HOSFELD, ROLF: *Welttheater als Tragikomödie. Ein denkbare Dialog Heines mit der Moderne*. In: *Heinrich Heine. Ästhetisch-politische Profile*. Hrsg. von Gerhard Höhn. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991. S. 136–154.
- HÜBNER, JÜRGEN: *Kosmologie in Geschichte, Kunst und Theologie*. In: *Theologie und Kosmologie*. Hrsg. von Jürgen Hübner, Ion-Olimpiu Stamatescu und Dieter Weber. Tübingen: Mohr Siebeck 2004. S. 3–42.
- HUNFELD, BARBARA: *Der Blick ins All. Reflexionen des Kosmos der Zeichen bei Brockes, Jean Paul, Goethe und Stifter*. Tübingen: Niemeyer 2004.
- HURLEBUSCH, KLAUS: *Klopstock, Hamann und Herder als Wegbereiter autorzentrischen Schreibens. Ein philologischer Beitrag zur Charakterisierung der literarischen Moderne*. Tübingen:

- Niemeyer 2001 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur. Hrsg. von Wolfgang Frühwald, Georg Jäger, Dieter Langewiesche, Alberto Martino und Rainer Wohlfeil. Bd. 86).
- „*Ich Narr des Glücks*“. Heinrich Heine 1797–1856. *Bilder einer Ausstellung*. Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997.
- JÄGER, HANS-WOLF: *Reisefacetten der Aufklärungszeit*. In: *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Peter J. Brenner. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. S. 261–283.
- Jakob Michael Reinhold Lenz. Studien zum Gesamtwerk*. Hrsg. von David Hill. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994.
- JAPP, UWE: *Die Serapions-Brüder (1819/21)*. In: *E. T. A. Hoffmann. Leben – Werke – Wirkung*. Hrsg. von Detlef Kremer. Berlin: de Gruyter 2009. S. 257–267.
- JASPERS, KARL: *Einführung in die Philosophie*. München: Piper 1971.
- JAUB, HANS ROBERT: *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik*. 2. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984.
- Ders.: *Literaturgeschichte als Provokation*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1970.
- KABUSCHA, WOLFGANG: *Erkundung der Moderne: Bürgerliches Reisen nach 1800*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 87 (1991). S. 29–52.
- KÄSER, RUDOLF: *Die Schwierigkeit, ich zu sagen. Rhetorik der Selbstdarstellung in Texten des „Sturm und Drang“: Herder – Goethe – Lenz*. Bern: Lang 1987 (= Europäische Hochschulschriften. Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur. Bd. 1007).
- KAISER, GERHARD: *Aufklärung. Empfindsamkeit. Sturm und Drang*. 3., überarbeitete Auflage. München: Francke 1979 (= Geschichte der deutschen Literatur 3).
- Ders.: *Ist der Mensch zu retten? Vision und Kritik der Moderne in Goethes „Faust“*. Freiburg: Rombach 1994.
- KAMPHAUSEN, ALFRED: *Gotik ohne Gott. Ein Beitrag zur Deutung der Neugotik und des 19. Jahrhunderts*. Tübingen: Matthiesen 1952.
- KARTHAUS, ULRICH: *Sturm und Drang. Epoche – Werke – Wirkung*. Zweite, aktualisierte Auflage. München: Beck 2007.

- KAUFMANN, SEBASTIAN: *Der Dichter auf dem Gipfel der Welt. Goethes „Harzreise im Winter“ als poetologisches Gedicht.* In: Goethe-Jahrbuch 127 (2010). S. 25–38.
- KEEL, OTHMAR: *Die Welt der altorientalischen Bildsymbolik und das Alte Testament. Am Beispiel der Psalmen.* 5. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1996.
- KEEL, OTHMAR/SCHROER, SILVIA: *Schöpfung. Biblische Theologien im Kontext altorientalischer Religionen.* Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 2002.
- KETELSEN, UWE-K.: *Barthold Heinrich Brockes.* In: *Deutsche Dichter.* Bd. 3. Stuttgart: Reclam 1988. S. 9–21.
- Ders.: *Die Naturpoesie der norddeutschen Frühaufklärung. Poesie als Sprache der Versöhnung: alter Universalismus und neues Weltbild.* Stuttgart: Metzler 1974.
- KITZBICHLER, MARTINA: *Aufbegehren der Natur. Das Schicksal der vergesellschafteten Seele in Georg Büchners Werk.* Opladen: Westdeutscher Verlag 1993.
- KÖNIG, CHRISTOPH: *Wissensvorstellungen in Goethes Faust II.* In: *Euphorion* 93 (1999). S. 227–249.
- Das Komische.* Hrsg. von Wolfgang Preisendanz und Rainer Warning. München: Fink 1976.
- KOOPMANN, HELMUT: *Heinrich Heine. Exil – mitten in Europa.* In: „*Ich Narr des Glücks*“. *Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung.* Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997. S. 175–180.
- KORTLÄNDER, BERND: *Die Erfindung des Meeres aus dem Geist der Poesie. Heines Natur.* In: „*Ich Narr des Glücks*“. *Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung.* Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997. S. 261–269.
- Ders.: *Die Landschaft in der Literatur des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts.* In: „*Landschaft*“ *als interdisziplinäres Forschungsproblem. Vorträge und Diskussionen des Kolloquiums am 7./8. November 1975 in Münster.* Hrsg. von Alfred Hartlieb von Wallthor und Heinz Quirin. Münster: Aschendorff 1977. S. 36–44.
- KOSCHORKE, ALBRECHT: *Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern.* Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990.

- KREMER, DETLEF: *E.T.A. Hoffmann. Erzählungen und Romane*. Berlin: Erich Schmidt 1999.
- KUCZINSKY, INGRID: *Gesellschaftlicher Auftrag und Eigenständigkeit des Individuums: Englische Reisende am Ende des 17. Jahrhunderts*. In: *Sehen und Beschreiben. Europäische Reisen im frühen 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Wolfgang Griep. Heide: Boyens & Co 1991 (= Eutiner Forschungen 1). S. 44–59.
- Dies.: *Zum Aufkommen der individualisierten Wirklichkeitsicht in der englischen Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts*. In: *Europäische Reisen im Zeitalter der Aufklärung*. Hrsg. von Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1992 (= Neue Bremer Beiträge 7). S. 35–46.
- KÜHNLENZ, AXEL: „*Wie den Leuten die Natur so nahtrat...*“: *Ludwig Tiecks Der Runenberg als Quelle für Büchners Lenz*. In: *Georg-Büchner-Jahrbuch 7 (1988/1989)*. S. 297–310.
- Kunstreligion*. Bd. 1: *Der Ursprung des Konzepts um 1800*. Hrsg. von Albert Meier, Alessandro Costazza und Gérard Laudin. Berlin/New York: de Gruyter 2011.
- LAERMANN, KLAUS: *Raumerfahrung und Erfahrungsraum. Einige Überlegungen zu Reiseberichten aus Deutschland vom Ende des 18. Jahrhunderts*. In: *Reise und Utopie. Zur Literatur der Spätaufklärung*. Hrsg. von Joachim Piechotta. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976. S. 57–97.
- LANDAU, PAUL: *Lenz [1909]*. In: *Georg Büchner*. Hrsg. von Wolfgang Martens. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1965 (= Wege der Forschung LIII). S. 32–46.
- Landschaft*. Hrsg. von Manfred Smuda. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986.
- „*Landschaft*“ als interdisziplinäres Forschungsproblem. *Vorträge und Diskussionen des Kolloquiums am 7./8. November 1975 in Münster*. Hrsg. von Alfred Hartlieb von Wallthor und Heinz Quirin. Münster: Aschendorff 1977.
- Die Landschaft. Meisterwerke des 16.–20. Jahrhunderts aus dem Von der Heydt-Museum Wuppertal*. Katalogbuch zu den Ausstellungen vom 13.4. bis 22.6.1986 in der Kunsthalle Bielefeld sowie vom 12.7. bis 14.9.1986 in der Staatlichen Kunsthalle Baden-Baden. Bielefeld 1986.
- Landschaft und Raum in der Erzählkunst*. Hrsg. von Alexander Ritter. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975 (= Wege der Forschung CCCCXVIII).

- LANGEN, AUGUST: *Verbale Dynamik in der dichterischen Landschaftsschilderung des 18. Jahrhunderts*. In: *Landschaft und Raum in der Erzählkunst*. Hrsg. von Alexander Ritter. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1975 (= Wege der Forschung CCCCXVIII). S. 112–191.
- LARSEN, SVEND ERIK: *Die Macht den Machtlosen. Über Lenz und Woyzeck*. In: *Georg Büchner im interkulturellen Dialog. Vorträge des Kolloquiums vom 30.9.–1.10.1987 in der Universität Aalborg*. Hrsg. von Klaus Bohnen und Ernst-Ullrich Pinkert. München: Fink 1988 (= TEXT & KONTEXT. Sonderreihe. Bd. 25). S. 176–194.
- LAUTERBACH, BURKHART: *Der Berg ruft. Alpentourismus und Kulturtransfer seit dem 18. Jahrhundert*. Mainz: Institut für Europäische Geschichte 2010 (= Europäische Geschichte Online [Elektronische Ressource]: [www.ieg-ego.eu/de/threads/europa-unterwegs/tourismus/burkhart-lauterbach-der-berg-ruft-alpentourismus-und-kulturtransfer-seit-dem-18-jahrhundert](http://www.ieg-ego.eu/de/threads/europa-unterwegs/tourismus/burkhart-lauterbach-der-berg-ruft-alpentourismus-und-kulturtransfer-seit-dem-18-jahrhundert), zuletzt abgerufen am 08.09.2015).
- Die lebendige Puppe. Erzählungen aus der Zeit der Romantik*. Hrsg. von Rudolf Drux. Frankfurt am Main: Fischer 1986.
- LEHMANN, ALBRECHT: *Landschaftsbewusstsein. Zur gegenwärtigen Wahrnehmung natürlicher Ensembles*. In: *Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt*. 32. Kongress der deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27.9. bis 1.10.1999. Hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich, Annette Schneider, Ute Werner. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann 2001. S. 147–154.
- LEISTNER, BERND: *Spielraum des Poetischen. Goethe, Schiller, Kleist, Heine*. 2. Auflage. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1989.
- Lexikon der antiken Mythologie*. Stuttgart: Reclam 1975.
- LINK-HEER, URSULA: *Facetten des Rousseauismus. Mit einer Auswahlbibliographie zu seiner Geschichte*. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 16 (1986). H. 63: Rousseau und Rousseauismus. S. 127–153.
- Literatur als Geschichte des Ich*. Hrsg. von Eduard Beutner und Ulrike Tanzer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000.
- Literatur und Geschichte. Festschrift für Erwin Leibfried*. Hrsg. von Sascha Feuchert, Joanna Jablkowska und Jörg Riecke. Frankfurt am Main: Lang 2007 (= Gießener Arbeiten zur Neueren Deutschen Literatur und Literaturwissenschaft 28).

- LÖSCHBURG, WINFRIED: *Kleine Kulturgeschichte des Reisens. Und Goethe war nie in Griechenland*. Leipzig: Kiepenheuer 1997 (Lizenzausgabe für Komet, Köln).
- LOHSE, NIKOLAUS: *Die Begehung der Grenze. Goethes Selbstinterpretation der Schweizreise von 1779*. In: *Goethe-Jahrbuch* 117 (2002). S. 78–91.
- LUBKOLL, CHRISTINE: *Motiv, literarisches*. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hrsg. von Ansgar Nünning. 5. aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler 2013. S. 542–543.
- Dies.: *Stoff- und Motivgeschichte/Thematologie*. In: *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hrsg. von Ansgar Nünning. 5. aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler 2013. S. 718–720.
- Dies.: *Thematologie*. In: *Methodengeschichte der Germanistik*. Hrsg. von Jost Schneider. Berlin: de Gruyter 2008. S. 747–762.
- LÜTZELER, PAUL MICHAEL: *Die Schriftsteller und Europa. Von der Romantik bis zur Gegenwart*. 2. Auflage. Baden-Baden: Nomos 1998.
- LUGHOFFER, JOHANN GEORG: *Vorwort*. In: *Das Erschreiben der Berge. Die Alpen in der deutschsprachigen Literatur*. Hrsg. von Johann Georg Lughofer. Innsbruck: Innsbruck University Press 2014 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe. Bd. 81). S. 7–17.
- LUTZ, EDITH: *Die Lage der Juden in Deutschland zur Zeit Heines*. In: „*Ich Narr des Glückes*“. *Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung*. Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997. S. 31–36.
- LYOTARD, JEAN-FRANÇOIS: *Das Erhabene und die Avantgarde*. In: *Merkur* 38 (1984). S. 151–164.
- MACHO, THOMAS: *Mit sich allein. Einsamkeit als Kulturtechnik*. In: *Einsamkeit. Archäologie der literarischen Kommunikation VI*. Hrsg. von Aleida Assmann und Jan Assmann. München: Fink 2000. S. 27–44.
- MAISAK, PETRA: „*ein Paar Blicke in die freye Welt!*“ *Zu Goethes Reise-Zeichnungen*. In: *Goethe-Jahrbuch* 120 (2003). S. 123–143.
- MANDELARTZ, MICHAEL: „*Harzreise im Winter*“. *Goethes Antwort auf Petrarca und die Naturgeschichte der Kultur*. In: *Goethe-Jahrbuch* 123 (2006). S. 86–99.

- MARQUARD, ODO: *Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien*. Stuttgart: Reclam 1981.
- Ders.: *Aesthetica und Anaesthetica. Philosophische Überlegungen*. Paderborn: Schöningh 1989.
- Ders.: *Kunst als Antifiktion – Versuch über den Weg der Wirklichkeit ins Fiktive*. In: *Funktionen des Fiktiven*. Hrsg. von Dieter Henrich und Wolfgang Iser. München: Fink 1983. S. 35–54.
- Ders.: *Skepsis und Zustimmung. Philosophische Studien*. Stuttgart: Reclam 1994.
- Ders.: *Zur Bedeutung der Theorie des Unbewussten für eine Theorie der nicht mehr schönen Kunst*. In: *Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Ästhetischen*. Hrsg. von Hans Robert Jauß. München: Fink 1968. S. 376–392.
- MARTENS, WOLFGANG: ‚Schüler der Natur‘. *Albrecht von Hallers Alpengedicht als Utopie sündloser Existenz*. In: *Festschrift für Herbert Kolb zu seinem 65. Geburtstag*. Unter Mitarbeit von Barbara Haupt und Hilbert Weddige herausgegeben von Klaus Matzel und Hans-Gert Roloff. Bern u.a.: Peter Lang 1989. S. 419–429.
- MARTIN, ARIANE: *Die kranke Jugend. J.M.R. Lenz und Goethes Werther in der Rezeption des Sturm und Drang bis zum Naturalismus*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002.
- MATHY, DIETRICH: *Zur frühromantischen Selbstaufhebung des Erhabenen im Schönen*. In: *Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn*. Hrsg. von Christine Pries. Weinheim: VCH, Acta Humaniora 1989. S. 143–160.
- MATT, PETER VON: *Landschaftsdichtung*. In: *Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte*. Hrsg. von Horts Albert Glaser. Bd. 6: *Vormärz, Biedermeier, Junges Deutschland, Demokratien. 1815–1848*. Hrsg. von Bernd Witte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1980. S. 195–204.
- MAYER, HANS: *Georg Büchner und seine Zeit*. 2. Auflage. 16.–22. Tausend. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974.
- Ders.: *Goethe. Ein Versuch über den Erfolg*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1973.
- Ders.: *Von Lessing bis Thomas Mann. Wandlungen der bürgerlichen Literatur in Deutschland*. Pfullingen: Neske 1959.
- MEHRA, MARLIS: *Goethes Altersformel „Offenbares Geheimnis“: Eine kontextuelle Bedeutungsbestimmung*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 98 (1979). S. 177–201.

- MEIER, ALBERT: *Von der enzyklopädischen Studienreise zur ästhetischen Bildungsreise. Italienreise im 18. Jahrhundert*. In: *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Peter J. Brenner. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. S. 284–305.
- MEIXNER, HORST: *Romantischer Figuralismus. Kritische Studien zu Romanen von Arnim, Eichendorff und Hoffmann*. Frankfurt am Main: Athenäum 1971 (= *Ars poetica* 13).
- MENDE, FRITZ: *Bekenntnis 1837. Heinrich Heines Einleitung zum Don Quixote*. In: *Heine-Jahrbuch* 6 (1967). S. 48–66.
- Ders.: *Heinrich Heine – Künstler und Tribun*. In: *Studi germanici* 10 (1972). S. 591–618.
- Ders.: *Heinrich Heine, „Sohn der Revolution“*. In: *Heinrich Heine. Ästhetisch-politische Profile*. Hrsg. von Gerhard Höhn. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991. S. 85–100.
- Ders.: *Heine und Robespierre*. In: *Études Germaniques* 20 (1965). S. 529–539.
- Methodengeschichte der Germanistik*. Hrsg. von Jost Schneider. Berlin: de Gruyter 2008.
- Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe*. Hrsg. von Ansgar Nünning. 5. aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler 2013.
- MICHEL, GABRIELE: *Lenz – „ist er nicht gedruckt?“*. Über die vernachlässigte Bedeutung der Schriften von J.M.R. Lenz für Georg Büchners Novellentext. In: *Lenz-Jahrbuch* 2 (1992). S. 118–125.
- MICHELS, GERD: *Textanalyse und Textverstehen*. Heidelberg: Quelle und Meyer 1981.
- MOMMSEN, KATHARINA: *Goethe und 1001 Nacht*. Bonn: Bernstein 2006 [Aktualisierter reprografischer Nachdruck der ersten Ausgabe. Berlin: Akademie-Verlag 1960].
- Dies.: *Goethe und unsere Zeit. Festrede im Goethejahr 1999 zur Eröffnung der Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft im Nationaltheater zu Weimar am 27. Mai 1999*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1999.
- Dies.: *Homunculus und Helena*. In: *Aufsätze zu Goethes ‚Faust II‘*. Hrsg. von Werner Keller. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1992. S. 138–159.
- MÜHR, STEPHAN: *Naturwahrnehmung – Fremderfabrung. Entwurf zum Textverständnis europäischer Natur als Fremderfabrung aus der Transformationsgeschichte ihrer Denkfiguren*. Frankfurt am Main: Lang 2001.

- MÜLDER-BACH, INKA: *Tiefe: Zur Dimension der Romantik*. In: *Räume der Romantik*. Hrsg. von Inka Mülder-Bach und Gerhard Neumann. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007. S. 83–102.
- MÜLLER FARGUELL, ROGER W.: *Tanz-Figuren: Zur metaphorischen Konstitution von Bewegung in Texten: Schiller, Kleist, Heine, Nietzsche*. München: Fink 1995.
- MÜLLER, JOACHIM: *Die Figur des Homunculus in Goethes „Faust“*. Berlin: Akademie Verlag 1963 (= Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse 108 (1963). Heft 4).
- Ders.: *Die Figur des Homunculus in der Faustdichtung*. In: Ders.: *Neue Goethe-Studien*. Halle: Niemeyer 1969 (= Gesammelte Studien 1). S. 189–207.
- MÜLLER-MICHAELS, HARRO.: *Von der Notwendigkeit der Träume für die Bildung des Menschen. Programme und Beispiele für eine ganzheitliche Bildung um 1800*. In: *Traum-Diskurse der Romantik*. Hrsg. von Peter-André Alt und Christiane Leiteritz. Berlin: de Gruyter 2005 (= Spectrum Literaturwissenschaft 4). S. 48–76.
- MUSCHG, ADOLF: *Von einem, der auszog, leben zu lernen. Goethes Reisen in die Schweiz*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2004.
- MUSCHG, WALTER: *Tragische Literaturgeschichte*. 5. Auflage. München: Francke 1983.
- Natur – Kultur. Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt. 32. Kongress der deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle vom 27.9. bis 1.10.1999*. Hrsg. von Rolf Wilhelm Brednich, Annette Schneider, Ute Werner. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann 2001.
- Naturwissenschaften in Göttingen. Eine Vortragsreihe*. Hrsg. von Hans-Heinrich Voigt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1988 (= Göttinger Universitätschriften, Serie A: Schriften 13).
- NIEHAUS, MAX: *Himmel, Hölle und Trikot. Heinrich Heine und das Ballett*. München: Nymphenburger 1959.
- OESTERLE, GÜNTER: *Integration und Konflikt. Die Prosa Heinrich Heines im Kontext oppositioneller Literatur der Restaurationsepoche*. Stuttgart: Metzler 1972.
- OESTERLE, INGRID: *Paris – das neue Rom?* In: *Rom – Paris – London. Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen. Ein Symposium*. Hrsg. von Conrad Wiedemann. Stuttgart: Metzler 1988. S. 375–419.

- Ontologie und Wissenschaft. Philosophische und wissenschaftshistorische Untersuchungen zur Frage der Objektkonstitution.* Hrsg. von Hans Poser und Hans-Werner Schütt. Berlin: Technische Universität Berlin Publikationen 1984.
- OPASCHOWSKI, HORST W.: *Tourismus. Eine systematische Einführung.* 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Opladen: Leske & Budrich 2002.
- OPITZ, ALFRED: „*alle meine Hoffnungen sind auf den Süden gerichtet*“. *Heinrich Heine und der Mythos der Reise.* In: „*Ich Narr des Glücks*“. *Heinrich Heine 1797–1856. Bilder einer Ausstellung.* Hrsg. von Joseph A. Kruse unter Mitwirkung von Ulrike Reuter und Martin Hollender. Stuttgart: Metzler 1997. S. 201–208.
- OSTEN, MANFRED: „*Alles veloziferisch*“ oder *Goethes Entdeckung der Langsamkeit.* Frankfurt am Main, Leipzig: Insel 2003 [zitiert als Osten 2003a].
- Ders.: *Die evolutionäre Reise – zur Modernität des Goetheschen Homunculus.* In: *Goethe-Jahrbuch* 120 (2003). S. 216–227 [zitiert als Osten 2003b].
- Ders.: *Dr. Faust – ein Auslaufmodell der Evolution? Goethes Tragödie und die Verbeißungen der Lebenswissenschaften.* In: *Goethe-Jahrbuch* 124 (2007). S. 161–166.
- Ders.: *Homunculus, die beschleunigte Zeit und Max Beckmanns Illustrationen zur Modernität Goethes.* Stuttgart: Steiner 2003 (= Akademie der Wissenschaften und Literatur Mainz. *Abhandlungen der Klasse Literatur* 1 (2002)) [zitiert als 2003c].
- PARKS-PERRET, FORD B.: *Homunculus: Entstehungsrede und Ledatraumvision.* In: *Goethe-Jahrbuch* 101 (1984). S. 244–249.
- PETERSDORFF, DIRK VON: „*Ich soll nicht zu mir selbst kommen*“. *Werther, Goethe und die Formung moderner Subjektivität.* In: *Goethe-Jahrbuch* 123 (2006). S. 67–85.
- PETSCH, ROBERT: *Die Walpurgisnacht in Goethes ‚Faust‘.* In: Ders.: *Gehalt und Form. Gesammelte Abhandlungen zur Literaturwissenschaft und zur allgemeinen Geistesgeschichte.* Dortmund: Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus 1925. S. 366–387.
- PICHT, ROBERT: *Europa – aber was versteht man darunter? Aufforderung zur Überprüfung der Denkmuster.* In: *Merkur* 48 (1994). Heft 546/547: *Deutschland in der Welt. Über Außenpolitik und Nationalstaat.* S. 850–866.
- PIEPER, HANS-JOACHIM: *Geschmacksurteil und ästhetische Einstellung. Eine Untersuchung zur Grundlegung transzendentalphilosophischer Ästhetik bei Kant und ein Entwurf zur Phänomenologie der ästhetischen Erfahrung.* Würzburg: Königshausen & Neumann 2001.

- PONGS, HERMANN: *Büchners ‚Lenz‘* [1935]. In: *Georg Büchner*. Hrsg. von Wolfgang Martens. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1965 (= Wege der Forschung LIII). S. 138–150.
- PREISENDANZ, WOLFGANG: *Heinrich Heine. Werkstrukturen und Epochenbezüge*. München: Fink 1973.
- PRUTZ, ROBERT EDUARD: *Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur*. Merseburg: Verlag Louis Garcke 1847.
- PSEUDO-LONGINOS: *Vom Erhabenen. Griechisch und Deutsch*. Von Reinhardt Brandt. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1966.
- RABELHOFER, BETTINA: *Das verborgene Elend der Lächler. Die Ambivalenz im Spiel mit der eigenen Identität bei Jakob Michael Reinhold Lenz*. In: *Literatur als Geschichte des Ich*. Hrsg. von Eduard Beutner und Ulrike Tanzer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. S. 34–46.
- Räume der Romantik*. Hrsg. von Inka Mülder-Bach und Gerhard Neumann. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007.
- RANKE-GRAVES, ROBERT VON: *Griechische Mythologie. Quellen und Deutung*. Autorisierte deutsche Übersetzung von Hugo Seinfeld unter Mitwirkung von Boris v. Borresholm nach der im Jahre 1955 erschienenen amerikanischen Penguin-Ausgabe. 13.–18. Tausend. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1986.
- RAYMOND, PETRA: *Von der Landschaft im Kopf zur Landschaft aus Sprache. Die Romantisierung der Alpen in den Reiseschilderungen und die Literarisierung des Gebirges in der Erzählprosa der Goethezeit*. Tübingen: Niemeyer 1993 (= Studien zur deutschen Literatur 123).
- Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. 3. Bde. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Gemeinsam mit Harald Fricke, Klaus Grubmüller und Jan-Dirk Müller herausgegeben von Klaus Weimar. Berlin u.a.: de Gruyter 2007.
- REED, TERENCE J.: *Unter allen Gipfeln: zu den Grundlagen Goetheschen Denkens*. In: *Goethe-Jahrbuch* 117 (2000). S. 56–66.
- REICH-RANICKI, MARCEL: *Der Fall Heine*. München: dtv 2000.
- REIF, WOLFGANG: *Die Alpen und die Schweiz in Literatur und Kunst von der Aufklärungszeit bis zur klassisch-romantischen Epoche*. In: *Arkadische Kulturlandschaft und Gartenkunst*.

- 
- Eine Tour d'Horizon.* Hrsg. von Richard Faber und Christine Holste. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010. S. 167–199.
- Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur.* Hrsg. von Peter J. Brenner. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.
- Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung* (Vorträge gehalten anlässlich des 9. Wolfenbütteler Symposions vom 22. bis 25. Juni 1981 in der Herzog August Bibliothek). Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek 1982 (= Wolfenbütteler Forschungen 21).
- Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus.* Hrsg. von Hermann Bausinger, Klaus Beyrer und Gottfried Korff. München: Beck 1991.
- Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungs-forschung.* Hrsg. von Boris I. Krasnobaev und Wolfgang Kessler. Berlin: Camen 1980 (= Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Ost-europa 6).
- Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts.* Hrsg. von Wolfgang Griep u. Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1).
- Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft.* Hrsg. von Hans Dieter Betz. 4. Auflage. Bd. 1. Tübingen: Mohr Siebeck 1998.
- RICHTER, KARL: *Die Kopernikanische Wende in der Lyrik von Brockes bis Klopstock.* In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 12 (1968). S. 132–169.
- Ders.: *Literatur und Naturwissenschaft. Eine Studie zur Lyrik der Aufklärung.* München: Fink 1972 (= Theorie und Geschichte der Literatur und der schönen Künste 19).
- RIEDEL, WOLFGANG: *Bergbesteigung/Hadesfahrt. Topik und Symbolik der „Harzreise im Winter“.* In: Goethe-Jahrbuch 120 (2003). S. 58–71.
- RIEGER, MICHAEL: *„Man reist ja nicht, um anzukommen...“ Schriftsteller auf Reisen von Goethe bis Chatwin.* Darmstadt: Lambert Schneider 2011.
- RITTER, JOACHIM: *Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft.* 2. Auflage [unveränd. Nachdruck der 1. Auflage 1963]. Münster: Aschendorff 1978 (= Schriften der Gesellschaft zur Förderung der westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster. Heft 54).

- Ders.: *Subjektivität. Sechs Aufsätze*. 1. Auflage dieser Ausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1974.
- ROBERTSON, RITCHIE: *Heine*. New York: Grove Press 1988.
- RÖCKE, WERNER: *Wunder der Fremde und der Traum vom Reisen. Darstellungsmuster neuer Welten in Augsburger Frühdrucken des 15./16. Jahrhunderts*. In: *Fremderfabrung in Texten des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*. Hrsg. von Günter Berger und Stephan Kohl. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 1993. S. 87–102.
- RÖBER, HANS OTTO: *Die kritische Perspektive aufs Subjekt in Büchners Lenz*. In: *Georg-Büchner-Jahrbuch 10 (2000–2004)*. S. 173–205.
- RÖTZER, HANS GERD: *Geschichte der deutschen Literatur. Epochen – Autoren – Werke*. Bamberg: C.C. Buchner 1992.
- ROHLS, JAN: *Protestantische Theologie der Neuzeit I. Die Voraussetzungen und das 19. Jahrhundert*. Tübingen: Mohr Siebeck 1997.
- Rom – Paris – London. Erfahrung und Selbsterfabrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen. Ein Symposium*. Hrsg. von Conrad Wiedemann. Stuttgart: Metzler 1988.
- Romantik im Vormärz*. Hrsg. von Burghard Dedner und Ulla Hofstaetter. Marburg: Hitzeroth 1992 (= Marburger Studien zur Literaturwissenschaft 4).
- RUIZ, ALAIN: *Heinrich Heines „arme Vorgänger“: Zur Tradition der deutschen Freieittpilger und politischen Emigranten in Frankreich seit 1789*. In: *Heine-Jahrbuch 26 (1987)*. S. 92–116.
- SAFRANSKI, RÜDIGER: *Romantik. Eine deutsche Affäre*. München: Hanser 2007.
- SAUDER, GERHARD: *Sternes „Sentimental Journey“ und die „empfindsamen Reisen“ in Deutschland*. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. 302–319.
- SAUER, EBERHARD: *Die Verwertung stoffgeschichtlicher Methoden in der Literaturforschung*. In: *Euphorion 29 (1928)*. S. 222–229.
- SCHAD, WOLFGANG: *Zeitgestalten der Natur. Goethe und die Evolutionsbiologie*. In: *Goethe und die Verzeitlichung der Natur*. Hrsg. von Peter Matussek. München: Beck 1998. S. 345–382.

- SCHARFE, MARTIN: *Berg-Sehnsucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2007.
- SCHEIBE, SIEGFRIED: *Zur Entstehungsgeschichte der Walpurgisnacht im Faust I*. In: *Goethe-Studien. Sitzungsberichte der deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Klasse für Sprachen, Literatur und Kunst*. Jahrgang 1965. Nr. 4. Berlin: Akademie-Verlag 1965. S. 7–61.
- SCHELLENBERGER-DIEDERICH, ERIKA: *Geopoetik. Studien zur Metaphorik des Gesteins in der Lyrik von Hölderlin bis Celan*. Bielefeld: Aisthesis 2006.
- SCHEUER, HANS JÜRGEN: *Manier und Urphänomen. Lektüren zur Relation von Erkenntnis und Darstellung in Goethes Poetologie der „geprägten Form“*. Würzburg: Königshausen & Neumann 1996.
- SCHLIEPHAKE, HELLMUT: *Goethes Harzreisen*. Mit einem Vorwort versehen und herausgegeben von Manfred Wenzel. Wetzlar: Wetzlarer Goethe-Gesellschaft e.V. 1998 (Jahresausgabe 1998 der Wetzlarer Goethe-Gesellschaft e.V.).
- SCHMIDT, ERICH: *Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert*. Jena: Eduard Frommann 1875.
- SCHMIDT, HARALD: *Melancholie und Landschaft. Die psychotische und ästhetische Struktur der Naturschilderungen in Georg Büchners „Lenz“*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994.
- SCHMIDT, JOCHEN: *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945*. Bd. 2: *Von der Romantik bis zum Ende des Dritten Reiches*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1988.
- Ders.: *Goethes Bestimmung der dichterischen Existenz im Übergang zur Klassik: „Harzreise im Winter“*. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 57 (1983). S. 613–635.
- Ders.: *Goethes Faust. Erster und Zweiter Teil. Grundlagen – Werk – Wirkung*. 3. Auflage. München: Beck 2011.
- SCHMITT, AXEL: *Die „Ohn-Macht der Marionette“: Rollenbedingtheit, Selbstentäußerung und Spiel-im-Spiel-Strukturen in Lenz' Komödien*. In: *Jakob Michael Reinhold Lenz. Studien zum Gesamtwerk*. Hrsg. von David Hill. Opladen: Westdeutscher Verlag 1994. S. 67–80.
- SCHNEIDER, ROLAND: *Die Muse „Satyra“: Das Wechselspiel von politischem Engagement und poetischer Reflexion in Heines „Reisebildern“*. In: *Heine-Jahrbuch* 16 (1977). S. 9–19.

- SCHNEIDER, STEFFEN: *Mnemonische Imaginationen in Goethes „Faust II“: Eine Lektüre der Klassischen Walpurgisnacht*. In: Goethe-Jahrbuch 119 (2002). S. 66–77.
- SCHNEYDER-SEIDEL, BARBARA: *Goethe in der Schweiz: anders zu lesen. Von der Wahrheit in der Dichtung letztem Teil*. Bern und Stuttgart: Francke 1989.
- SCHÖNE, ALBRECHT: *Götterzeichen, Liebeszauber, Satanskult. Neue Einblicke in alte Goethe-Texte*. 2., unveränderte Auflage. München: Beck 1982.
- Ders.: „... wie Teufel die Natur betrachten“. In: Goethe-Jahrbuch 111 (1994). S. 141–150.
- SCHÖNERT, JÖRG: „Aber [...] wer ists?“ – Die Referenz der Akteure in „Harzreise im Winter“ als Deutungsproblem. In: *Goethe-Gedichte. Zweiunddreißig Interpretationen*. Hrsg. von Gerhard Sauder. München, Wien: Hanser 1996. S. 89–99.
- SCHÜTT, HANS-WERNER: *Die Synthese des Harnstoffs und der Vitalismus*. In: *Ontologie und Wissenschaft. Philosophische und wissenschaftshistorische Untersuchungen zur Frage der Objektkonstitution*. Hrsg. von Hans Poser und Hans-Werner Schütt. Berlin: Technische Universität Berlin Publikationen 1984. S. 199–214.
- SCHÜTZE, JOCHEN KORNELIUS: *Goethe-Reisen*. Wien: Passagen-Verlag 1998.
- SCHULTZE, SIEGMAR: *Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts*. Erster Teil: *Das romantische Naturgefühl*. Halle: Verlag von Ernst Trensinger 1907.
- SCHWENK, ERNST: *Sternstunden der frühen Chemie. Von Johann Rudolph Glauber bis Justus von Liebig*. 2., überarbeitete Auflage. München: Beck 2000.
- SECCI, LIA: *Die dionysische Sprache des Tanzes im Werk Heines*. In: *Zu Heinrich Heine*. Hrsg. von Luciano Zagari und Paolo Chiarini. Stuttgart: Klett 1981. S. 89–101.
- Dies.: *Die Götter im Exil – Heine und der europäische Symbolismus*. In: Heine-Jahrbuch 15 (1976). S. 96–114.
- SEGEBERG, HARRO: *Die literarisierte Reise im späten 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gattungstypologie*. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. 14–31.
- Sehen und Beschreiben. Europäische Reisen im frühen 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Wolfgang Griep. Heide: Boyens & Co 1991 (= Eutiner Forschungen 1).

- SEITZ, GABRIELE: *Wo Europa den Himmel berührt. Die Entdeckung der Alpen*. München: Artemis 1987.
- SELING-DIETZ, CAROLIN: *Büchners Lenz als Rekonstruktion eines Falls „religiöser Melancholie“*. In: *Georg-Büchner-Jahrbuch* 9 (1995–1999). S. 188–236.
- SENGLE, FRIEDRICH: *Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848*. Bd. II: *Die Formenwelt*. Stuttgart: Metzler 1972.
- SIEBERS, WINFRIED: *Ungleiche Lehrfahrten – Kavaliere und Gelehrte*. In: *Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*. Hrsg. von Hermann Bausinger, Klaus Beyrer und Gottfried Korff. München: Beck 1991. S. 47–57.
- Ders.: *Von der repräsentativen zur aufgeklärten Kavaliertour? Reflexion und Kritik adlig-fürstlichen Reisens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. In: *Europareisen politisch-sozialer Eliten im 18. Jahrhundert. Theoretische Neuorientierung – kommunikative Praxis – Kultur- und Wissenstransfer*. Hrsg. von Joachim Rees, Winfried Siebers und Hilmar Tilgner. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2002 (= Aufklärung und Europa 6). S. 25–39.
- SINGH, SIKANDER: *Spiegelbilder. Zur Neukommentierung der „Reisebilder 1824 bis 1828“*. In: *Heine-Jahrbuch* 46 (2007). S. 148–157.
- SMUDA, MANFRED: *Natur als ästhetischer Gegenstand und als Gegenstand der Ästhetik. Zur Konstitution von Landschaft*. In: *Landschaft*. Hrsg. von Manfred Smuda. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986. S. 44–69.
- SOLMS, FRIEDHELM: *Disciplina aethetica. Zur Frühgeschichte der ästhetischen Theorie bei Baumgarten und Herder*. Stuttgart: Klett-Cotta 1990.
- STANZEL, FRANZ K.: *Das Bild der Alpen in der englischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 45 (1964). S. 121–138.
- STAUF, RENATE: *Der problematische Europäer. Heinrich Heine im Konflikt zwischen Nationenkritik und gesellschaftlicher Utopie*. Heidelberg: Winter 1997.
- STEFFENS, HENRIK: *Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben*. Bd. 3. Breslau: Josef Max 1841.
- STEIN, PETER: *„Prototyp einer Denk- und Schreibweise“: Heinrich Heines Reisebilder als Auftakt zur „Julirevolution der deutschen Literatur“*. In: *Heinrich Heine. Ästhetisch-politische Profile*. Hrsg. von Gerhard Höhn. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991. S. 50–65.

- STIERLE, KARLHEINZ: *Theorie und Erfahrung. Das Werk Jean-Jacques Rousseaus und die Dialektik der Aufklärung*. In: *Europäische Aufklärung III*. Hrsg. von Jürgen von Stackelberg. Wiesbaden: Athenaion 1980 (= Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 13). S. 159–208.
- STOCKHAMMER, ROBERT: *Zwischen zwei Bibliotheken: J.G. Herders ‚Journal meiner Reise im Jahr 1769‘ als Beitrag zur Diätetik der Lektüre*. In: *literatur für leser* 14 (1991). S. 167–184.
- STRAUB, WOLFGANG: *Über allen Glocknern. Zur Kulturgeschichte und Poetik der Gipfelräume*. In: *Das Erschreiben der Berge. Die Alpen in der deutschsprachigen Literatur*. Hrsg. von Johann Georg Lughofer. Innsbruck: Innsbruck University Press 2014 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe. Bd. 81). S. 111–119.
- STUDER, BERNHARD: *Geschichte der physischen Geographie der Schweiz bis 1815*. Bern und Zürich 1863.
- STURMA, DIETER: *Jean-Jacques Rousseau*. München: Beck 2001.
- Tales from the Laboratory. Or, Homunculus Revisited*. Hrsg. von Rüdiger Görner. München: Iudicium 2005.
- TAUSCH, HARALD: *Literatur um 1800. Klassisch-romantische Moderne*. Berlin: Akademie Verlag 2011 (= Akademie Studienbücher Literaturwissenschaft).
- Textmaschinenkörper. Genderorientierte Lektüren des Androiden*. Hrsg. von Eva Kormann, Anke Gilleir und Angelika Schlimmer. Amsterdam/New York: Rodopi 2006 (= Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik 59).
- Theologie und Kosmologie*. Hrsg. von Jürgen Hübner, Ion-Olimpiu Stamatescu und Dieter Weber. Tübingen: Mohr Siebeck 2004.
- Theorie der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang*. Hrsg. von Gerhard Sauer. Stuttgart: Reclam 2003.
- Traum-Diskurse der Romantik*. Hrsg. von Peter-André Alt und Christiane Leiteritz. Berlin: De Gruyter 2005 (= Spectrum Literaturwissenschaft 4).
- TREPTOW, ELMAR: *Die erhabene Natur. Entwurf einer ökologischen Ästhetik*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2001.

- TZSCHUCKE, VOLKER: „uns erscheinen doch in der Noth unsre Götter“ – zu Goethes „Harzreise im Winter“. In: Goethe-Jahrbuch 121 (2004). S. 106–121.
- ULLRICH, HEIKO: *Vom Kampf ums Überleben zum edlen Wettstreit. Klimatheorie und Lob des Landlebens in Albrecht von Hallers Lehrgedicht Die Alpen*. In: *Das Erschreiben der Berge. Die Alpen in der deutschsprachigen Literatur*. Hrsg. von Johann Georg Lughofer. Innsbruck: Innsbruck University Press 2014 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe. Bd. 81). S. 61–86.
- ULMER, BIRGIT: *Die Entdeckung der Landschaft in der italienischen Literatur an der Schwelle zur Moderne*. Frankfurt am Main: Lang 2009.
- „... und die Welt ist so lieblich verworren“. *Heinrich Heines dialektisches Denken*. Hrsg. von Bernd Kortländer und Sikander Singh. Bielefeld: Aisthesis 2004.
- Utopie und Apokalypse in der Moderne*. Hrsg. von Reto Sorg und Stefan Bodo Würffel. München: Fink 2010.
- VALENTIN, JEAN-MARIE: *Goethe im Elsaß: Zentrum oder Peripherie?* In: Goethe-Jahrbuch 121 (2004). S. 82–96.
- VIËTOR, KARL: *Geist und Form. Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte*. Bern: Francke 1952.
- Ders.: ‚Lenz‘, *Erzählung von Georg Büchner* [1937]. In: *Georg Büchner*. Hrsg. von Wolfgang Martens. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1965 (= Wege der Forschung LIII). S. 178–196.
- Vom Wandel des neuzeitlichen Naturbegriffs*. Hrsg. von Heinz-Dieter Weber. Mit Beiträgen von Ulrich Gaier. Konstanz: Univ.-Verl. 1989.
- VONTOBEL, WILLY: *Von Brockes bis Herder. Studien über die Lehrdichter des 18. Jahrhunderts*. Bern: Grunau & Cie [1942].
- Vormärz: Biedermeier, Junges Deutschland, Demokraten. 1815–1848*. Hrsg. von Bernd Witte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1980 (= Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte 6).
- WALDENFELS, BERNHARD: *Gänge durch die Landschaft*. In: *Landschaft*. Hrsg. von Manfred Smuda. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1986. S. 29–43.

- Wanderzwang – Wanderlust*. Hrsg. von Wolfgang Albrecht und Hans-Joachim Kertscher. Tübingen: Niemeyer 1999 (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung 11).
- WEBER, ALBRECHT: *Goethes „Faust“: Noch und wieder? Phänomene – Probleme – Perspektiven*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005.
- WEBER, HEINZ-DIETER: *Ästhetische Identität. Über das Fiktive in „Dichtung und Wahrheit“*. In: *Der Deutschunterricht* 41 (1989). Heft 2. S. 21–36.
- WEIL, HANS: *Heinrich Heines Reisebilder in Prosa. Genesis, Ideenwelt und Poetologie im Spiegel der Literaturwissenschaft*. In: *Sehen und Beschreiben. Europäische Reisen im frühen 18. Jahrhundert*. Hrsg. von Wolfgang Griep. Heide: Boyens & Co 1991 (= Eutiner Forschungen 1). S. 290–299.
- WEINHOLD, KARL: *Heinrich Christian Boie. Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert*. Halle: Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1868.
- WEINRICH, HARALD: *Heinrich Heines deutsch-französische Parallelen*. In: *Heine-Jahrbuch* 29 (1990). S. 111–129.
- WEISS, RICHARD: *Das Alpenerlebnis in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*. Zürich, Leipzig: Verlag der Münster-Presse 1933 (= Wege zur Dichtung. Züricher Schriften zur Literaturwissenschaft. Hrsg. von Emil Ermatinger. Band XVII).
- WEISS, WALTER: *Goethes „Ich“*. In: *Literatur als Geschichte des Ich*. Hrsg. von Eduard Beutner und Ulrike Tanzer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000. S. 47–54.
- WELLBERY, DAVID E.: *Sinnraum und Raumsinn: Eine Anmerkung zur Erzählkunst von Brentano und Eichendorff*. In: *Räume der Romantik*. Hrsg. von Inka Mülder-Bach und Gerhard Neumann. Würzburg: Königshausen & Neumann 2007. S. 103–116.
- WERNER, MICHAEL: *Der politische Schriftsteller und die (Selbst-)Zensur. Zur Dialektik von Zensur und Selbstzensur in Heines Berichten aus Paris 1840–1844 („Lutezia“)*. In: *Heine-Jahrbuch* 26 (1987). S. 29–53.
- Ders.: *Heines „Reise von München nach Genua“ im Lichte ihrer Quellen*. In: *Heine-Jahrbuch* 14 (1975). S. 24–46.
- WIESE, BENNO VON: *Signaturen. Zu Heinrich Heine und seinem Werk*. Berlin: Erich Schmidt 1976.

- Ders.: *Zwischen Utopie und Wirklichkeit. Studien zur deutschen Literatur*. Düsseldorf: August Bagel Verlag 1963.
- WILHELMY, PETRA: *Der Berliner Salon im 19. Jahrhundert (1780–1914)*. Berlin, New York: de Gruyter 1989 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 73).
- WINDFUHR, MANFRED: *Welterkenner und Welterneuerer. Heines globale Visionen*. In: Heine-Jahrbuch 50 (2011). S. 1–24.
- Ders.: *Zum Verhältnis von Dichtung und Politik bei Heinrich Heine*. In: Heine-Jahrbuch 24 (1985). S. 103–122.
- WINKLER, MARKUS: *Weltschmerz, europäisch. Zur Ästhetik der Zerrissenheit bei Heine und Byron*. In: *Heinrich Heine und die Romantik/Heinrich Heine and Romanticism. Erträge eines Symposiums an der Pennsylvania State University (21.–23. September 1995)*. Hrsg. von Markus Winkler. Tübingen: Niemeyer 1997. S. 173–190.
- WINTER, HANS-GERD: *J. M. R. Lenz*. Stuttgart: Metzler 1987.
- WISBERT, RAINER: *Das Bildungsdenken des jungen Herder. Interpretation der Schrift „Journal meiner Reise im Jahr 1769“*. Frankfurt am Main: Lang 1987 (= Europäische Hochschulschriften. Reihe XI. Pädagogik. Bd. 297).
- Wörterbuch der Symbolik*. Unter Mitarbeit zahlreicher Fachwissenschaftler herausgegeben von Manfred Lurker. Fünfte, durchgesehene und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kröner 1991.
- WOLPERS, THEODOR: *Wege der Göttinger Motiv- und Themenforschung*. In: *Ergebnisse und Perspektiven der literaturwissenschaftlichen Motiv- und Themenforschung. Bericht über Kolloquien der Kommission für literaturwissenschaftliche Motiv- und Themenforschung 1998–2000*. Hrsg. von Theodor Wolpers. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002 (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-Historische Klasse. Folge 3. Bd. 249). S. 41–112.
- WRIGLEY, RICHARD: *Protokollierte Identität. Anmerkungen über das Inkognito in der Reisepraxis und der Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts*. Aus dem Englischen übersetzt von Joachim Rees. In: *Europareisen politisch-sozialer Eliten im 18. Jahrhundert. Theoretische Neuorientierung – kommunikative Praxis – Kultur- und Wissenstransfer*. Hrsg. von Joachim Rees, Winfried Siebers und Hilmar Tilgner. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag 2002 (= Aufklärung und Europa 6). S. 209–218.

- WÜLFING, WULF: *Reiseberichte im Vormärz. Die Paradigmen Heinrich Heine und Ida Hahn-Hahn*. In: *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Hrsg. von Peter J. Brenner. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989. S. 333–362.
- Ders.: *Reiseliterarische Texte zwischen Heine und Benn als Modelle der Verarbeitung von Fremdheitserfahrung*. In: *Begegnung mit dem Fremden. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990*. Hrsg. von Eijiro Iwasaki. Bd. 2. Sektion 1: Theorie der Alterität. Hrsg. von Yoshinori Shichiji. München: Iudicium-Verlag 1991. S. 167–176.
- Ders.: *Reiseliteratur*. In: *Vormärz: Biedermeier, Junges Deutschland, Demokraten. 1815–1848*. Hrsg. von Bernd Witte. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1980 (= Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte 6). S. 180–194.
- Ders.: *Reiseliteratur und Realitäten im Vormärz. Vorüberlegungen zu Schemata und Wirklichkeitsfindung im frühen 19. Jahrhundert*. In: *Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts*. Hrsg. von Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger. Heidelberg: Winter 1983 (= Neue Bremer Beiträge 1). S. 371–394.
- Würffel, Stefan Bodo: „... unter jedem Grabstein liegt eine Weltgeschichte –“. *Heinrich Heine und die Dialektik der Moderne*. In: *Utopie und Apokalypse in der Moderne*. Hrsg. von Reto Sorg und Stefan Bodo Würffel. München: Fink 2010. S. 129–142.
- WUTHENOW, RALPH-RAINER: *Autobiographien und Memoiren, Tagebücher, Reiseberichte*. In: *Zwischen Absolutismus und Aufklärung: Rationalismus, Empfindsamkeit, Sturm und Drang. 1740–1786*. Hrsg. von Ralph-Rainer Wuthenow. 19.–20. Tausend. Reinbek: Rowohlt 1992 (= Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte 4). S. 148–169.
- Ders.: *Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung*. Frankfurt am Main: Insel 1980.
- WYDER, MARGIT: *Vom Brocken zum Himalaja. Goethes „Höhen der alten und neuen Welt“ und ihre Wirkung*. In: *Goethe-Jahrbuch 121 (2004)*. S. 141–164.
- ZELLE, CARSTEN: *Angenehmes Grauen. Literarhistorische Beiträge zur Ästhetik des Schrecklichen im achtzehnten Jahrhundert*. Hamburg: Meiner 1987 (Studien zum achtzehnten Jahrhundert. Bd. 10).
- Ders.: *Das Erhabene in der deutschen Frühaufklärung. Zum Einfluß der englischen Physikotheologie auf Barthold Heinrich Brockes' Irdisches Vergnügen in Gott*. In: *Arcadia 25 (1990)*. S. 225–240.

---

Ders.: *Schönheit und Erhabenheit. Der Anfang doppelter Ästhetik bei Boileau, Dennis, Bodmer und Breitinger*. In: *Das Erhabene. Zwischen Grenzerfahrung und Größenwahn*. Hrsg. von Christine Pries. Weinheim: VCH, Acta Humaniora 1989. S. 55–73.

ZIOLKOWSKI, THEODORE: *German Romanticism and Its Institutions*. Oxford: Princeton University Press 1990.

ZUMBRINK, VOLKER: *Metamorphosen des kranken Königssohns. Die Shakespeare-Rezeption in Goethes Romanen „Wilhelm Meister Theatralische Sendung“ und „Wilhelm Meisters Lehrjahre“*. Münster: LIT 1997 (Zeit und Text. Bd. 10).

## Dank

Abschließend sei den Menschen herzlich gedankt, die durch ihre Unterstützung einen wesentlichen Beitrag zur Entstehung dieser Studie geleistet haben.

Ganz besonders bedanken möchte ich mich bei meinem Doktorvater, Herrn Professor Dieter Arendt(†), für zehn gemeinsame Jahre, die geprägt waren von gegenseitigem Respekt, Offenheit, Ehrlichkeit und Verständnis, und in denen mir sowohl als seine Mitarbeiterin als auch im Rahmen eines wöchentlich stattfindenden Oberseminars während des gesamten Hauptstudiums und der anschließenden Promotion eine Betreuung zuteil wurde, die ihresgleichen sucht. Sein unerschöpfliches Maß an Zutrauen, seine Neugier und seine Zugewandtheit zu den unterschiedlichsten Themen waren die beste Motivation, die man sich wünschen konnte. Eine kontinuierliche Rückmeldung und die stets konstruktive und faire Kritik haben die Forschungsarbeit und den Schreibprozess enorm erleichtert. Herrn Professor Arendt war immer daran gelegen, nicht nur Inhalte zu vermitteln, sondern seinen Studierenden dazu zu verhelfen, sich zu begeisterten Literaturliebhabern, respektablen Wissenschaftlern und kritischen Geistern, vor allem aber zu Menschen zu entwickeln, die mit offenen Augen und Ohren durch ihre Welt gehen und stets bereit sind, über den Tellerrand ihres Fachbereichs hinausschauen. Für all dies kann ich ihm nicht genug danken.

Mein aufrichtiger Dank gilt außerdem meinem zweiten Betreuer, Herrn Professor Sascha Feuchert, der mir ebenfalls über viele Jahre hinweg seine volle Unterstützung hat zuteil werden lassen, mir stets mit wichtigen Ratschlägen zur Seite stand und vor allem in der Vorbereitung auf die Disputation eine unersetzliche Stütze war. Ihm ist es zu verdanken, dass die Fäden am Ende zusammenliefen und die Promotion zum Abschluss kam.

Des Weiteren danke ich herzlich Herrn Professor Thomas Gloning für wichtige Anregungen im Zuge der Überarbeitung und die wunderbare Möglichkeit, die Dissertation im Rahmen der von ihm herausgegebenen Schriftenreihe *Sprache, Literatur, Kommunikation – Geschichte und Gegenwart* zu publizieren.

Über die große Unterstützung vonseiten meiner Betreuer hinaus haben mir in den vergangenen Jahren glücklicherweise auch im privaten Bereich Menschen zur Seite gestanden, die nicht müde geworden sind, mich in meinem Vorhaben zu bestärken und die durch ihren Zuspruch und ihre Geduld ebenfalls einen wesentlichen Beitrag zum Gelingen dieses Forschungsprojektes geleistet haben.

Mein tief empfundener Dank gilt daher meiner Familie, allen voran meinem Mann Andreas Hofmann und meiner Mutter Anneliese Preuß, sowie meinen engsten Freunden und langjährigen Weggefährten – vor allem Ina Förster, Mareike Gräß, Katinka Hartwright und Kristin Waschke – für ihr Zutrauen, ihre immer offene und ehrliche Rückmeldung und dafür, dass sie nie daran gezweifelt haben, dass dieses Projekt zum Abschluss kommen würde.





Die Sehnsucht nach der Besteigung hoher Gipfel und dem erhabenen Blick von ihnen herab ist ein anthropologisches Muster, das nicht nur im Hinblick auf die Kulturgeschichte des Reisens bzw. die touristische Erschließung des Hochgebirges von enormer Bedeutung ist, sondern sich als konstante, wiederkehrende Größe auch in Kunst und Literatur nachweisen lässt. Dennoch ist das Phänomen innerhalb der deutschen Literaturwissenschaft bislang nicht hinreichend wahrgenommen worden. Ziel des vorliegenden Bandes ist es, diese Leerstelle zu schließen und den Blick vom Gipfel auf die Welt als literarisches Motiv im Forschungskanon zu etablieren. Dabei wird vor allem den Fragen nachgegangen, was Autoren dazu veranlasst, ihre Protagonisten auf Gipfel zu entsenden, was diese dort erleben und inwiefern die stets bedeutungsvollen Ereignisse in direkte Verbindung mit eigenen Gipfelbesteigungen der Autoren zu bringen sind. Als Grundlagenstudie angelegt bietet die Publikation über den philologischen Rahmen hinaus zahlreiche Anschlussmöglichkeiten an Praxisfelder anderer Disziplinen und soll zu lohnenswerten vertiefenden Beiträgen anregen.

Sprache, Literatur, Kommunikation  
– Geschichte und Gegenwart 5

Herausgegeben von Thomas Gloning

ISBN 978-3-944682-07-5